



12. Dezember 1927

MAX COHEN · VON DER FORMALEN ZUR SUBSTANZIELLEN DEMOKRATIE

NUNMEHR soll der im Jahr 1920 durch eine bloße Regierungsverordnung ins Leben gerufene Vorläufige Reichswirtschaftsrat einem durch die normale Gesetzgebung zu schaffenden Reichswirtschaftsrat Platz machen. Die beiden von der Reichsregierung beschlossenen Gesetzentwürfe entsprechen in ihrem wesentlichen Teil dem vom Verfassungsausschuß des jetzigen Reichswirtschaftsrats erstatteten Gutachten. Sie sind bei den Beratungen im Reichsrat nur wenig verändert worden. Eigentlich nur in 2 Punkten. Einmal ist die Anzahl der von der Reichsregierung und dem Reichsrat zu ernennenden Mitglieder von je 9 auf je 12 erhöht worden; sodann sollen die vom zukünftigen Reichswirtschaftsrat auf dem Weg des Initiativvorgehens beantragten wirtschaftspolitischen und sozialpolitischen Gesetze, sofern ihnen die Regierung nicht zustimmt, gemäß Artikel 69 der Reichsverfassung behandelt werden, das heißt, sie sollen (das war ursprünglich nicht beabsichtigt), bevor sie an den Reichstag gelangen, auch dem Reichsrat zugehen. Die Reichsregierung hat die Gesetzentwürfe über den Reichswirtschaftsrat, die hier im Februar ausführlich besprochen wurden,¹ in der vom Reichsrat angenommenen Form vor kurzem dem Reichstag vorgelegt. Dort wurden sie nach kurzer Generaldebatte dem Volkswirtschaftlichen Ausschuß überwiesen, und es ist anzunehmen, daß die Beratung im ganzen so beschleunigt werden wird, daß die Erledigung der Gesetzentwürfe noch von diesem Reichstag zu Anfang des nächsten Jahres erfolgen kann.

Obwohl für die Verabschiedung der Gesetzentwürfe eine Zweidrittelmehrheit erforderlich ist, da von der Schaffung der im Artikel 165 der Reichsverfassung vorgesehenen Bezirkswirtschaftsräte abgesehen wird, dürften sich im Reichstag keinerlei größere Schwierigkeiten ergeben. Eine möglichst glatte Erledigung durch den Reichstag wird man auch dann wünschen müssen, wenn man von den Fortschritten, die die neuen Entwürfe bringen, nicht übermäßig begeistert ist, wenn man gewünscht hätte, daß der Weg, der zu einer Zweiten Kammer, zu einer Kammer der Arbeit, führt, schon jetzt

¹) Siehe Cohen Der Reichswirtschaftsrat und die Errichtung einer Kammer der Arbeit, in den Sozialistischen Monatsheften 1927 I Seite 85 und folgende.

beschritten worden wäre. Leider hat man auf keiner Seite dazu die Initiative aufgebracht. In staatsrechtlicher Beziehung bleibt, obwohl gerade da das Entscheidende liegt, alles wie es bisher war: Auch der zukünftige Reichswirtschaftsrat wird keinerlei gesetzgebende Befugnisse haben sondern nur Gutachter für die gesetzgebenden Körperschaften, für Reichsregierung, Reichsrat und Reichstag sein. Es ist freilich absolut sicher, daß im gegenwärtigen Reichstag, wenn die Reichsregierung in staatsmännischer Weitsicht etwa die staatsrechtliche Stellung des Reichswirtschaftsrats hätte verstärken wollen, nicht nur keine Zweidrittelmehrheit, sondern auch keine einfache Mehrheit zustandezubringen wäre. Leider stehen die politischen Parteien in Deutschland, besonders die der Linken, immer noch auf dem Boden des Einkammersystems, mit einer Starrheit, die man angesichts der wirtschaftlichen und politischen Entwicklung in der ganzen Welt nur schwer zu verstehen vermag. Das parlamentarische System, von allen Kulturstaaten in Deutschland am spätesten (vielleicht zu spät) angenommen, wird nun aber bei uns mit einem Dogmatismus umkleidet, der uns nicht sehen läßt, daß die Welt inzwischen weitergegangen ist, daß die Formaldemokratie, gestern notwendig, heute nicht mehr ausreicht. Natürlich ist das vom ganzen deutschen Volk in freier Wahl zu wählende politische Parlament unentbehrlich. Aber es bedarf zur Ergänzung einer Wirtschaftskammer, in der das produktive Schaffen der Nation zum Ausdruck kommt. Auch wenn man der Meinung ist, daß politische Notwendigkeiten im Konfliktfall vorzugehen haben und die Wirtschaft sich der politischen Zielsetzung unterordnen müsse, ist es absolut notwendig, daß die sich aus dem Wirtschaftlichen ergebenden Gesichtspunkte in voller Klarheit herausgeschält werden, nicht aber, daß sie, um der politischen Forderungen willen, überhaupt nicht eindeutig in die Erscheinung treten. Will man dann trotzdem die wirtschaftlichen Erfordernisse zurückstellen, so mag man es tun. Es muß aber in jedem Fall mit voller Bewußtheit geschehen. Daß man die wirtschaftlichen Erfordernisse nicht zur Geltung kommen läßt, daß man die wirtschaftlichen Notwendigkeiten einfach unterdrückt, ist bei der Bedeutung, die die wirtschaftlichen Dinge für ein modernes Industrievolk heute schließlich auch in den Augen des einfachen Staatsbürgers haben, immer unzumutbar und unter Umständen sogar recht gefährlich. Die gegebene Stelle wirtschaftliche Vorgänge und Forderungen aber in aller Reinheit, zuerst einmal frei von jedweder parteipolitischen Bindung, hervortreten zu lassen, wäre die Zweite Kammer, die Kammer der Arbeit, wie sie in den Sozialistischen Monatsheften seit dem Umsturz vom November 1918 immer wieder gefordert worden ist. Gefordert worden ist auch im Interesse des Parlamentarismus und der Demokratie. Denn nur eine den produktiven Bedürfnissen der Nation entsprechende Gestaltung des Repräsentativsystems vermag der Demokratie einen wirklichen Inhalt zu geben, mit dem sie dem Ansturm ihrer Gegner gewachsen sein wird. Das Volk, das der Träger der Demokratie ist, kann heute nicht mehr bloß als Summe der einzelnen Individuen gefaßt werden. Man muß in ihm den produktiven Körper sehen, dessen einzelne Organe sich zum Ganzen betätigen. Neben der mechanischen Gleichstellung der Einzelpersonen bedarf es daher der organischen Gliederung der Gesamtnation. Die Gedankenwelt des atomisierenden Liberalismus gipfelte in der (übrigens nie durchgeführten) Forderung des Einkammersystems. Der Schaffensgedanke des Sozialismus verlangt nach dem Zweikammersystem,

in dem Geist und Wirtschaft sich gegenseitig durchdringen, so daß das Geistige nie ohne materielle Grundlage bleibt, die materielle Produktion auch geistig wird. Daß unsere Zeit andere parlamentarische Ausdrucksformen verlangt als jene, in der eine frühere Generation sich für das Einkammersystem begeisterte, sollten uns auch die Vorgänge im Ausland zeigen, die sicherlich nicht bloß zufälliger Natur sind. Man mag an dem fascistischen System Italiens verurteilen, was man will. Neben dem, was uns daran widerstehen mag, müssen wir doch anerkennen, daß es dem Staatswesen eine Substanz gibt, wenn es seine Verfassung und seinen Parlamentarismus auf einer berufsständischen Gliederung aufbaut. In dem Korporativprinzip steckt das Zukunftselement, dem der Vergangenheitsgedanke der Liberalideologie nicht gewachsen ist. Auch die Sozialistische Partei Frankreichs scheint, besser als die deutsche Sozialdemokratie, die Zeichen der Zeit zu verstehen, wenn sie die Forderung stellt die bestehende Zweite Kammer in Frankreich, den Senat, zu beseitigen und an seine Stelle eine Wirtschaftskammer zu setzen. Gewiß, sie ist von einer prinzipiellen Klarheit und Konsequenz noch weit entfernt. Auch sie macht ihre Verbeugung vor dem althergebrachten Einkammersystempostulat, das sie, wie die Sozialdemokratie aller Länder, als Erbschaft vom Liberalismus übernommen hat, ohne zu fragen, wie es sich eigentlich mit dem sozialistischen Gedanken verträgt. Immerhin, die Forderungen, zuerst zaghaft aufgestellt, haben dann ihre eigene Schwungkraft. Der Gedanke der Kammer der Arbeit marschiert. Er wird zur Welttendenz. Auch in Deutschland ist die Zeit sicherlich nicht mehr so fern, in der man, im Zusammenhang mit der Entwicklung zu einem regional organisierten Einheitsstaat, den jetzigen Reichsrat mit dem Reichswirtschaftsrat verschmelzen und ihm die Rechte einer Zweiten Kammer geben wird. Das wäre dann die Vorstufe einer wirklichen Kammer der Arbeit.

Ob bei der Beratung im Reichstag von der in diesen Darlegungen aufgezeichneten Tendenz: wirtschaftlichen Notwendigkeiten besser Geltung zu verschaffen als das im politischen Parlament allein möglich ist, etwas zu verspüren sein wird, oder ob man umgekehrt wieder hören wird, daß eine Wirtschaftskammer eine "Konkurrenz" für den Reichstag sei, das wird sich bald zeigen. Große Hoffnungen kann man da nicht haben. Die die ganze Macht besitzen, sind selten so einsichtig, daß sie das notwendig Kommende aus Eigenem auch dann fördern, wenn es ihre eigene Macht mindert. Jedenfalls kann bei den Entwürfen für den zukünftigen Reichswirtschaftsrat vorerst von einer seinen bisherigen Rahmen wesentlich überschreitenden Wirkungsmöglichkeit nicht die Rede sein. Auch wenn er für die Folge das Recht haben wird aus eigener Initiative wirtschafts- und sozialpolitische Gesetze zu beantragen, wird er von dieser Gutachtertätigkeit nicht allzu häufig und nur dann Gebrauch machen können, wenn er einer weiten Resonanz im Volk sicher sein kann. Immerhin aber wird man die Fortsetzung der bisherigen Arbeit des Reichswirtschaftsrats und seine etwas erweiterte Betätigungsmöglichkeit im Interesse der Wirtschaft begrüßen müssen. Sie ist besser als gar nichts und für die wirtschaftliche Gesetzgebung viel richtiger als die vor dem Bestehen des Reichswirtschaftsrats geübte Einwirkung wirtschaftlicher Interessenten hinter den Kulissen. Die Grundlage zu der oben kurz skizzierten Weiterentwicklung, von der hier so oft ausführlich die Rede war, ist vorhanden. Fruchtbar ist die enge Zusammenarbeit von Arbeitgeber- und Arbeitnehmervertretern unter der Mitarbeit der nicht so

unmittelbar beteiligten Volkskreise auch heute schon in viel höherem Maß gewesen als man es draußen weiß. Man braucht nur die vielen vom Reichswirtschaftsrat erstatteten Gutachten ernsthaft durchzugehen, dann wird man finden, daß ein recht großer Teil von ihnen sorgfältig durchgearbeitetes Material enthält, das für die wirtschafts-, finanz- und sozialpolitische Gesetzgebung eine ausgezeichnete Grundlage abgibt. Vielleicht sehen das allmählich auch die ein, die sich von ihrer parteipolitischen Gebundenheit nur schwer freimachen können. Denn auch sie haben daran, daß die Gesetzgebung die nationale Produktion nicht gefährdet, unserm wirtschaftlichen Schaffen keine unnützen Hemmnisse bereitet, ein wesentliches Interesse, gleichviel, ob sie der Arbeitgeber- oder Arbeitnehmerseite angehören. Deshalb muß der zukünftige Reichswirtschaftsrat innerhalb der staatsrechtlichen Stellung, die ihm die Entwürfe zuweisen, mindestens alle die Rechte erhalten, die zur besten Erfüllung seiner Gutachter Tätigkeit notwendig sind.

Wie schnell und in welchem Umfang sich der Gutachter zum Gesetzgeber fortbilden wird, steht noch dahin. Es braucht diese Entwicklung aber keinesfalls im Gegensatz zum politischen Parlament vor sich zu gehen, sie kann und muß vielmehr in enger Gemeinsamkeit mit ihm erfolgen und soll bewußt dazu dienen eine wahrhafte demokratische Staatsverfassung aufzubauen und festigen zu helfen. Eine Verfassung, die über die formale Demokratie hinaus eine substantielle Demokratie gestaltet.

LUDWIG QUESSEL · WOHIN STEUERT DIE DEUTSCHE FINANZWIRTSCHAFT?

SEITDEM der Reichsbankpräsident Schacht aus Amerika zurückgekehrt ist, wird von allen Seiten die Notwendigkeit den Dawespakt auch nach Ablauf des Teilmoratoriums ganz zu erfüllen anerkannt. Man führt in Europa diesen Gesinnungsumschwung auf den Umstand zurück, daß Schacht in Amerika bei seinen Versuchen Unterstützung für eine Revision des Dawespakts zu finden überall auf Ablehnung gestoßen sei. Aus der Erkenntnis heraus, daß nicht nur Europa sondern auch Amerika von Deutschland die Erfüllung der Dawesverpflichtungen fordert, ergibt sich die Notwendigkeit dementsprechend zu handeln. Nur bei peinlicher Erfüllung der Dawesverpflichtungen und bei entsprechendem Entgegenkommen gegenüber dem Finanzbedarf der Gläubigerstaaten, die eine Umwandlung der Daweszahlungen in eine festverzinsliche deutsche Anleiheschuld gern sähen, wird es Deutschland möglich sein ihre zeitliche Begrenzung zu erreichen.

Im allgemeinen ist zu sagen, daß bis jetzt die Einsicht eine den Daweslasten entsprechende Finanzwirtschaft zu treiben in Deutschland noch wenig Wurzel geschlagen hat. Das läßt sich leicht an der Hand der Finanzstatistik nachweisen. Ein Staat, der Verpflichtungen gegenüber dem Ausland hat, muß bestrebt sein im Innern so billig wie möglich zu wirtschaften, damit die Gesamtlast der Steuern, Abgaben und Gebühren für die Bevölkerung erträglich bleibt. Wer angesichts großer auswärtiger Verpflichtungen die inneren Lasten fortgesetzt steigert, bereitet, wenn auch unbewußt, den Umsturz vor. Die neuere Geschichte kennt 2 große Quellen von Revolutionen: unglückliche Kriege und unerträgliche Steuerlasten. Beide Ursachen schaffen eine revo-

lutionäre Situation, die zunächst nur von wenigen erkannt wird, die dann aber plötzlich, mit elementarer Gewalt, sich unter gewaltigen Konvulsionen Geltung verschafft. Die Revolution infolge eines unglücklichen Krieges liegt hinter uns. Sollte die Revolution infolge unerträglicher Steuerlasten vor uns liegen? An der Hand der Invalidenversicherungstatistik läßt sich feststellen, daß 6,3 % der Arbeiter nicht über 6 Mark, 6,5 % nicht über 12 Mark, 20,2 % nicht über 10 Mark, 12,5 % nicht über 24 Mark, 9,4 % nicht über 30 Mark, und nur 34,7 % über 30 Mark wöchentlich verdienen. Diese Zahlen berechtigen bei starkem Optimismus über die soziale Lage der arbeitenden Klassen zu der Schlußfolgerung, daß sich das durchschnittliche Einkommen in Deutschland für die 4köpfige Haushaltung auf 2000 Mark stellen wird. Von dieser Einkommenssumme beanspruchten Reich, Länder und Gemeinden nach den Berechnungen des frühern Staatssekretärs Julius Hirsch bisher durchschnittlich 750 Mark für sich. Im nächsten Jahr wird sich diese Summe auf 850 Mark erhöhen. Der Zeitpunkt liegt also nicht mehr fern, in der jede 4köpfige Familie im Durchschnitt die Hälfte ihres Einkommens an Reich, Länder und Gemeinden wird abführen müssen. Auch der ruhigste und besonnenste Sozialpolitiker, der in jedem gewaltsamen Umsturz, möge er von rechts oder von links kommen, im Grund ein Unglück sieht, das eigentlich unter allen Umständen verhütet werden sollte, wird sich angesichts dieser Sachlage der Erkenntnis nicht entziehen können, daß eine revolutionäre Spannung schon vorhanden ist, die sich über kurz oder lang im Sturm und Wetter eines Umsturzes entladen kann, wenn die Dinge so weitergehen wie bisher. Der zurzeit bestehende Steuerdruck erinnert in mancher Beziehung an 1789, von dem Hippolyte Taine sagt, daß er für die geschundene Kreatur zu stark geworden war; sie hatte zu viel gelitten, und am Ende empörte sich der Instinkt, zur völligen Überraschung der beiden privilegierten Klassen, der adligen Großgrundbesitzer und der Beamten, die absolut nichts von dem bemerkt hatten, was in den Tiefen vor sich ging, und die annahmen, man könne ruhig die Staatswirtschaft in den bewährten Bahnen der großen Ludwige fortsetzen, getreu dem Grundsatz: »Le peuple de France est taillable et corvéable à volonté; c'est une partie de la constitution, que le roi ne peut changer.«

Sowohl im Reichstag als auch in den Landtagen wurzelt im Unterbewußtsein der weitaus größten Mehrheit der Abgeordneten die Anschauung der privilegierten Klassen von 1789, daß es ein Höchstmaß der Ausgaben nicht gibt, und daß die Bürger der Deutschen Republik steuerpflichtig à volonté des Reichstags und der Landtage seien. Welche Steigerung in den letzten Jahren die Reichsausgaben erfahren haben, darüber geben die Summen des ordentlichen Haushalts eine erschütternde Auskunft. Wir nehmen den ordentlichen Haushalt, weil die in ihm vorgesehenen Ausgaben durch Steuern, Abgaben und ähnliche Einnahmen gedeckt werden müssen, während die Ausgaben des außerordentlichen Haushalts auch durch Anleihen beglichen werden können. Die Steigerung der ordentlichen Ausgaben von 1925 bis 1928 zeigt uns dieses Bild: Im Finanzjahr 1925 betragen die Ausgaben 7200 Millionen Mark. 1926 stiegen sie auf 8326 Millionen Mark, 1927 werden sie 8659 Millionen Mark und 1928 gar 9356 Millionen Mark umfassen. Die Angabe, nach der die Ausgaben des nächsten Finanzjahrs die phantastische Steigerung von 697 Millionen Mark aufweisen, geht auf ein Interview des Reichsfinanzministers zurück, entstammt also einer durchaus offiziellen Quelle. Licht und Farbe erhält aber diese Ausgabensteigerung erst, wenn man erfährt, daß im

Reichsfinanzministerium, um die Ausgabensteigerung nicht auf 1000 Millionen Mark emporschnellen zu lassen, auf die Ansammlung stiller Reserven für die Zeit der Krise radikal verzichtet worden ist. Man will die durch die Hochkonjunktur vorübergehend bis zum Rand gefüllten Reichskassen völlig ausschöpfen, ohne daran zu denken, daß eine gesunde Finanzwirtschaft die Ansammlung stiller Reserven zum Ausgleich der verminderten Einnahmen und vermehrten Ausgaben der Krisenjahre gebieterisch fordert. So hat man 250 Millionen für Erwerbslosenfürsorge und 55 Millionen für Grenz- und Ruhrhilfe einfach gestrichen, obwohl man weiß, daß auch die neue Arbeitslosenversorgung bei eintretender starker Arbeitslosigkeit auf Reichshilfe angewiesen ist, und die Grenzgebiete von der Geißel der Arbeitslosigkeit besonders stark getroffen werden. Dem Reichsfinanzministerium ist vor wenigen Wochen eine Denkschrift des Hansabunds zugegangen, in der auf diese katastrophale Entwicklung eindrucksvoll hingewiesen und die Einsetzung eines Finanzdiktators, also de facto die Beseitigung des parlamentarischen Regimes, gefordert wird. Aber man hat von ihrem Inhalt bisher nichts weiteres erfahren. Man will auch von Sparsamkeit nichts hören. *Après nous le déluge?*

In den Tagen der Revolution ist von angesehenen, marxistisch geschulten Nationalökonomen jener Teil des kapitalistischen Mehrwerts, der nicht zu produktiven Neuanlagen (Akkumulation) verwendet sondern von den besitzenden Klassen konsumiert wird, auf 2½ Milliarden Mark geschätzt worden. Es ist möglich, daß sich dieser Betrag infolge der Geldentwertung und Rationalisierung von 1918 bis jetzt verdoppelt hat. Man muß aber auf die engen Schranken des zu konsumtiven Zwecken verfügbaren Mehrwerts hinweisen, um den Wahn zu zerstören, als ob eine Steigerung der Staatsausgaben in dem Ausmaß, wie sie das parlamentarische System in den letzten Jahren vorgenommen hat, aus dem Mehrwert finanziert werden könnte. Ein Blick auf das Steuerbild von 1927 zeigt uns, wie die Dinge in Deutschland liegen. Beziehungen zum arbeitslosen Einkommen aus dem Besitz von Produktionsmitteln oder der Verfügungsgewalt über sie, was im Marxschen System als Mehrwert bezeichnet wird, haben nur die Einkommen- und Körperschaftssteuer mit einem Ertrag von 1800 Millionen Mark und die Vermögens- und Erbschaftssteuer mit einem Ertrag von 500 Millionen Mark, insgesamt also 2300 Millionen Mark. Alle anderen Steuerarten in Deutschland treffen das Arbeitseinkommen der Arbeiterklasse und des Mittelstands oder werden auf dieses abgewälzt: Von der Lohnsteuer kamen 1,3 Milliarden Mark, von den Zöllen 1,2, von der Umsatzsteuer 1,0, von der Tabaksteuer 0,7, von der Biersteuer 0,3, von der Zuckersteuer 0,2, von den Branntweingebühren 0,2, von der Hauszinssteuer 1,5, das sind insgesamt rund 6,4 Milliarden Mark. Es wäre denkbar, daß eine linke Mehrheit im neuen Reichstag die Einkommen- und Körperschaftssteuer, die übrigens keine reinen Besitzsteuern sind, auf 2 Milliarden und die Vermögens- und Erbschaftssteuer auf 1 Milliarde erhöhte. Das wäre ein Mehrertrag von 700 Millionen Mark. Bei den Machtverhältnissen, die zurzeit im Deutschen Reich bestehen, würden die Klassen mit höheren Einkommen eine größere Steuerlast gewiß nicht ruhig hinnehmen. Sie würden zum Gegenstoß gegen das parlamentarische System ausholen und dieses durch eine Rechtsdiktatur ersetzen. Ein Recht die oberen Klassen à volonté des parlamentarischen Systems zu besteuern ist de facto nicht vorhanden. Reichstag und Landtage sollten sich aber ange-

sichts der Tatsache, daß heute jeder Haushalt der unteren Schichten gut ein Drittel seines Gesamteinkommens für Reich, Länder und Gemeinden opfern muß, darüber klar werden, daß man auch unter dem parlamentarischen System die Massen nicht steuerpflichtig à volonté machen kann. Gewiß, die unteren Schichten sind langmütig und geduldig. Es gehört sicher viel dazu sie durch finanzielle Mißwirtschaft zur Empörung zu bringen. Man kann lange ungestraft die Steuerlasten steigern. In Deutschland hat man die Ausgaben des ordentlichen Haushalts, die durch Steuern und Abgaben gedeckt werden müssen, von 1925 auf 1926 um 1126 Millionen Mark, von 1926 auf 1927 um 333 Millionen Mark gesteigert und will sie jetzt von 1927 auf 1928 um weitere 697 Millionen Mark erhöhen. Bei solcher Finanzwirtschaft erlebt man bereits, daß in den Wochen, in die der Monatserste fällt, der proletarischen Familie, wenn Miete, Beiträge und Zeitung bezahlt worden sind, kaum noch einige wenige Mark zu Nahrungsmitteln übrigbleiben. Und wie immer, wenn es in den Tiefen grollt, sind diejenigen, die zum Hören berufen worden sind, taub. Mit heiterer Ruhe erhöht man Jahr für Jahr die ordentlichen Ausgaben, ohne daran zu denken, daß auch die Macht des parlamentarischen Systems eine Grenze hat.

In diesem großen Zusammenhang, der sofort sichtbar werden wird, sobald der Schleier der Hochkonjunktur zerreißt, muß auch die Auseinandersetzung zwischen den katholischen Gewerkschaftsführern und den Sozialdemokraten über die Beamtenbesoldung betrachtet werden, wobei freilich zu beachten bleibt, daß Adam Stegerwald mit seinen Anschauungen wohl die katholischen Arbeiter und Bauern, nicht aber die Gesamtheit seiner Partei hinter sich hat. Stegerwald macht insbesondere der sozialdemokratischen Landtagsfraktion in Preußen den Vorwurf, daß sie im Januar 1927 den Antrag gestellt habe die Bezüge der Beamtengruppen I bis VI um 25 %, der Gruppen VII bis IX um 20 % und der Gruppen X bis XII um 15 % zu erhöhen, wozu dann außerdem der Frauenzuschlag um 100 und die Kinderzuschläge um 50 % erhöht werden sollten, ohne sich um die Deckung dieser enormen Mehrausgabe irgendwie auszusprechen, und ohne einen Ausgleich für die Mehrkosten durch eine radikale Verwaltungsreform zu suchen. Die Gesamtkosten dieser von sozialdemokratischer Seite beantragten Erhöhung der Beamtenbezüge sind zunächst bei ihrer Auswirkung auf die Beamten des Reichs, der Länder und der Gemeinden sowie der Angestellten der Sozialversicherungen auf 2 Milliarden Mark, später auf $1\frac{1}{2}$ und schließlich von dem Reichsfinanzminister, in seinem Schreiben an Parker Gilbert, auf $1\frac{1}{4}$ Milliarden Mark jährlich veranschlagt worden. Angesichts dieser auseinandergehenden Schätzungen wird man gut tun die mittlere Linie einzuhalten und $1\frac{1}{2}$ Milliarden, also die Mehrbelastung jeder 4köpfigen Familie mit rund 100 Mark jährlich, als das sicherlich Zutreffende zu bezeichnen.

Zunächst sei bemerkt, daß zwei Drittel dieser Summe ausreichen würden die Wohnungsfrage in großzügiger Weise zu lösen. Sieht man von den Großstädten ab, so läßt sich noch heute die Errichtung eines Einfamilienhauses von 4 Zimmern mit 10 000 Mark zumeist bewerkstelligen. Mit 1 Milliarde jährlich könnten zusätzliche 100 000 Einfamilienhäuser beziehungsweise Wohnungen errichtet werden. Da die Wohnungszählung das Fehlen von 1 Million Wohnungen ergeben hat, wäre bei Aufwendung von 1 Milliarde Mark jährlich der Wohnungsmangel in einem Jahrzehnt zu beseitigen. Die

Verwendung dieser Milliarde für den Wohnungsbau ließe sich auch mit der Beamtenbesoldung verbinden. Übergäbe man alljährlich 100 000 unteren und mittleren Beamten ein Wohnhaus im Wert von 10 000 Mark zur unentgeltlichen Nutzung, so wären nach 10 Jahren rund 1 Million Beamtenfamilien mit ausreichendem Wohnraum (4 Zimmer und Zubehör), für den sie nur die Instandhaltungskosten zu tragen hätten, versorgt. Gleichzeitig würden damit annähernd 1 Million Mietwohnungen, die jetzt von Beamtenfamilien besetzt sind, für die Arbeiter und Angestellten der Privatindustrie frei, die damit das ihnen de facto entrissene Recht der Freizügigkeit wiedererlangten. Die Bauindustrie, die bekanntlich viele anderen Industrien befruchtet, erhielte durch die Verwendung einer zusätzlichen Milliarde für den Wohnungsbau einen gewaltigen Auftrieb. Ein Staat, dem 1 Million Wohnungen für seine Angehörigen fehlt, hat überhaupt nicht das Recht eine Besoldungszulage in anderer Form als durch Zuweisung unentgeltlichen Wohnraums zu gewähren. Wie die Dinge in Deutschland liegen, gehören Beamtenbesoldung und Wohnungsbau zusammen und dürfen nicht von einander getrennt werden.

Mit der Erhöhung der Bezüge der unteren und mittleren Beamten durch Gewährung unentgeltlichen Wohnraums könnte man sich auch bei der gegenwärtigen gespannten Finanzlage abfinden, weil ihre Verwendung die Bauindustrie und die für diese arbeitenden Gewerbe belebte, also wirklich produktiv wäre, und gleichzeitig die deutsche Schande, das Wohnungselend, im Verlauf eines Jahrzehnts beseitigen könnte. Das Wohnungselend aber bestehen zu lassen und gleichzeitig 1½ Milliarden Mehrausgaben für die Beamten zu bewilligen, und zwar ohne jede Bezugnahme auf die Rationalisierung des Beamtenapparats, muß ernste Bedenken auslösen. Es darf auch nicht vergessen werden, daß die regionale Umschichtung der Beamten zum Einheitsstaat hin, die das Kernstück jeder rationellen Verwaltungsreform darstellt, überhaupt ein Ding der Unmöglichkeit bleibt, wenn Deutschland nicht im nächsten Jahrzehnt jährlich für seine Beamten 100 000 neue Wohnungen dort errichten kann, wo sie benötigt werden. Der Beamtenabbau von 1924 ist wesentlich deshalb für die Entlastung der deutschen Finanzen ein Schlag ins Wasser geblieben, weil man die an verschiedenen Orten abgebauten Beamten nicht dort verwenden konnte, wo infolge der Änderung der Grenzen, des Verkehrs und der Bevölkerungsdichte neuer dringender Beamtenbedarf entstanden war. Man mußte an diesen Stellen neue Kräfte einstellen, die dort Wohnungen hatten, während an anderen Orten Beamte im besten Mannesalter mit 80 % ihres frühern Einkommens dem Müßiggang anheimgegeben wurden, weil der Staat für sie keine Wohnungen hatte. Man braucht auf diese Sinnwidrigkeiten, die in zahlreichen amtlichen Erklärungen und Denkschriften niedergelegt sind, nur hingewiesen zu werden, um einzusehen, daß Wohnungsbau und Verwaltungsreform nicht von einander getrennt werden dürfen, und eine andere Besoldungszulage als die Bereitstellung von Wohnraum zurzeit gar nicht in Frage kommen sollte.

Wer behauptet, die sinnvolle Verbindung der Verwaltungsreform zum regional gestalteten Einheitsstaat hin mit dem Wohnungsbau und der Besoldungsvorlage bringe die Beamtschaft nicht sofort in den Genuß höherer Bezüge, dem muß gesagt werden, daß die Not der anderen Bevölkerungsschichten, die unter ungeheurem Steuerdruck seufzen, schließlich noch viel größer ist. Wenn Stegerwald sagt, daß selbst die niedrig entlohten Beamten in den

Gruppen III und IV, wenn man die mittlere Dienstaltersstufe zum Vergleich heranzieht, »nach der in Aussicht genommenen Besoldungsreform einschließlich des Gehaltsanteils der Pension jährlich mindestens 1000 Mark mehr als ihre vergleichbaren Kollegen in der Privatindustrie beziehen«, so wird dies wohl den Tatsachen entsprechen. Jedenfalls sprechen die Wochenlohnlisten hochqualifizierter Arbeiter, die der Vorwärts veröffentlicht hat, für die Richtigkeit der Behauptungen Stegerwalds. Auch seine Angabe, daß von Reich, Ländern, Gemeinden, Reichsbahn und Reichspost sowie von sonstigen öffentlichen Körperschaften an 2,5 Millionen Beamte und Angestellte beschäftigt werden, wird nicht zu entkräften sein.

Eine Umgestaltung des Deutschen Reichs zu einem regionalen Einheitsstaat ist eine nicht mehr zu umgehende Notwendigkeit, die keinen Aufschub mehr duldet. Die Denkschrift Parker Gilberts zeigt, daß man im Ausland sehr viel besser als im Inland den Charakter der deutschen Finanzwirtschaft begreift. Europa und Amerika wissen, daß derjenige Teil der Daweszahlungen, der den Reichshaushalt belastet, durch Rationalisierung des Beamtenapparats eingespart werden kann. Sollte Deutschland mit seinen Leistungen in Verzug kommen, so werden die Sachverständigen der Gläubigerstaaten die Rationalisierung der Reichs- und Landesverwaltungen einfach zu erzwingen wissen, wobei sie vor den "wohlerworbenen" Rechten der Bureaucratie nicht mehr Respekt zeigen werden als bei der Rationalisierung der Reichsbahn, bei der in absehbarer Zeit die Anzahl der Beamten auf den Stand von 1924 herabgesetzt sein wird. Parker Gilberts Einspruch gegen die Finanzwirtschaft Köhlers spricht aber auch dafür, daß die Gläubigerstaaten ernste Gefahren heranziehen sehen und die Herbeiführung eines neuen Chaos nicht ruhig hinnehmen werden. Europa und Amerika sind sich bewußt, daß keine Klasse sich auf die Dauer mehr als ein Drittel ihres Realeinkommens ohne entsprechende Gegenleistung von der Staatsgewalt entreißen läßt. Ein Drittel seines Realeinkommens muß der deutsche Arbeiter und Angestellte schon heute dem Staat opfern. Die Grenze des Erträglichen ist also schon überschritten. Wir steuern einer großen politischen Katastrophe zu, wenn nichts anderes geschieht, als daß man zu den alten Ausgaben neue häuft. Der Weg der Reform aus eigenem Entschluß steht uns heute noch offen. Es kommt jetzt alles darauf an ihn zu beschreiten, ehe wir von außen dazu gezwungen werden.

MAX SCHIPPEL · DAS WIEDERERWACHEN DES ARBEITSGEMEINSCHAFTSGEDANKENS

SEINERZEIT hatte die Silberbergsche Rede auf der Tagung des Reichsverbands der deutschen Industrie unsere Nichts-als-Klassenkämpfer in arge Verlegenheit versetzt.¹ Und noch dazu spiegelte sich diese Verlegenheit vom ersten Tag an in den tollsten gegenseitigen Widersprüchen und Widerlegungen ab, je nach der besonders vulgärmarxistischen Erleuchtung, die von den einzelnen, selbstbewußt orakelnden berufenen und auserwählten "Instanzen" ausstrahlte. Ein kläglicheres Bild der vollendeten geistigen Hilf- und Ahnungslosigkeit hat sich nach dieser Seite kaum jemals dargeboten als Anfang September 1926.

1) Siehe Schippel Industrie und Arbeiterklasse, in den Sozialistischen Monatsheften 1926 Seite 594 und folgende.

Es gab damals Parteiblätter, die nach den Dresdener Verhandlungen des 1. Tages (die noch nichts von der Wendung in der folgenden Sitzung ahnen ließen) die Bestätigung des von jeher gefällten Urteils über die Unfähigkeit unserer Scharfmacher sich veränderten »einfachen Tatsachen« anzupassen in aller Geschwindigkeit nochmals feierlich vor aller Welt feststellten, und die nach dem für sie peinlich überraschenden 2. Tag doch wohl oder übel »insofern etwas Neues« entdecken mußten, »als der Herr Generaldirektor Silverberg das Hohe Lied von der Verständigung zwischen Arbeiterschaft und Unternehmertum sang«. Hier sprach man von der abgründigen Heuchelei des Kapitals sich durch Silverberg zur Republik zu bekennen. Dort bewies man uns um so zweifelsfreier, natürlich immer streng vulgärmarxistisch, daß die Republik, und nur und allein die Republik, heute, nicht nur im Ausland sondern erst recht in Deutschland, die gegebene verfassungsmäßige Kampfform gegen die Arbeiter und für das Kapital gewähre, weil für die Scharfmacher das hemmende Nebenwerk des erblichen Absolutismus mit seiner traditionellen Umrandung weggefallen sei. »Es ist ihre Republik«, lasen wir in Zwickau, »an der Spitze . . . steht ihr Hindenburg.« Die Herren der Wirtschaft hätten heute im Staat sehr viel mehr zu sagen als zu Wilhelms Zeiten:

»Nur die Narren unter den Industriekapitänen können wünschen, daß das absolutistische Regiment Wilhelms wieder aufgerichtet wird . . . Das alles, diese Entwicklung ist eigentlich sehr wenig verwunderlich. Dieses neuerliche Bekennen der Industriellen zu der Republik kann nicht überraschen.«

Nach der Volksstimme in Frankfurt am Main hatten die Unternehmer »mittlerweile begriffen«, daß es sich in der Republik leben läßt, besser vielleicht als im Kaiserreich, »denn im Kaiserreich teilten sie die Herrschaft mit den Dynastien, mit dem Militär und den Junkern«, und »sie pfeifen auf die Staatsform, da sie den Inhalt haben«. In Leipzig wußte man vollends das Horoskop für Gegenwart und Zukunft eindeutig und zweifelsfrei zu stellen: »Die Großindustrie rückt von den völkischen Hetz- und Mordorganisationen deutlich ab, um dafür den Versuch zu machen sich dem noch vor kurzem so bitter geschmähten Marxismus anzugliedern. Die nationalistische Phrase droht eben ein Hindernis für das Zustandekommen internationaler Geschäfte zu werden . . . Wir Sozialisten meinen, es hätte dieses Treuegelöbnisses zur Republik nicht bedurft . . . Es geht seit langem [!] in Deutschland nicht mehr darum, ob Deutschland Republik oder Monarchie sei. Gewiß, es gab eine Zeit, wo ernstliche Gefahren den Bestand der Republik bedrohten. Aber die Entwicklungsgesetze der bürgerlichen Gesellschaft gehen ihre Bahn. Und nach diesen Gesetzen, die in so meisterhafter Form Karl Marx aufdeckte, bleibt die politische Krönung des Kapitalismus die bürgerliche Republik . . . Die Berufspolitiker, die sich mit Haut und Haaren dem Kapitalismus verschrieben haben . . . erstreben mit Klarheit politische Bildungen, die dem Interesse ihrer Klasse gerecht werden. Und dann und wann schlüpft ihnen auch ein Wort zu viel durch. Das alles ist nichts Zufälliges, hat seine Bedingung eben in dem Charakter der Warenproduktion, in ihrer das Bewußtsein der Menschen verdinglichenden Tendenz und in vielem andern, was uns Marx aufzeigte.«²

Ganz sicher war man jedoch trotz allem unfehlbaren Ton nicht darüber, welche Unternehmerhaltung, die ältere scharfmacherische des absoluten Herrn im Hause oder die jüngere mehr arbeitgemeinschaftliche und wirtschaftsdemokratische, nun eigentlich »nur Feststellung wirklichen gesellschaftlichen Kräfteverhältnisses«³ war. Als bald nach Dresden in Düsseldorf auf der

2) Siehe *Leipziger Volkszeitung* vom 6. September 1926: Die Industrie braucht Dumme, und vom 9. September 1926: Die Diktatur der Bourgeoisie. Die vorangehenden Zitate aus den von der *Leipziger Volkszeitung* am 8. und 9. September 1926 sehr unvorsichtigerweise gesammelten Parteipressestimmen, vor allem aus Sachsen und Thüringen.

3) Siehe *Dresdner Volkszeitung* vom 27. Dezember 1926: Die sozialpolitische Reaktion organisiert sich.

Tagung des stets weit rechts stehenden altbekannten Vereins zur Wahrung der wirtschaftlichen Interessen Rheinlands und Westfalens eine Art Gegenvorstoß eingeleitet wurde, schwenkten nicht wenige Parteiblätter ihrerseits sofort wieder zu der altüberlieferten und für sie beruhigendern und jedenfalls bequemern Auffassung zurück: daß das Angebot in Dresden offenbar lediglich Heuchelei gewesen sei. Und als abermals in kurzem Zeitabstand darauf der Vorstand des Reichsverbands selber zu den vielumstrittenen Silverberg'schen Äußerungen offiziell Stellung nahm, schrieb er mit gewohnter Präzision am gleichen 15. Oktober einerseits die Leipziger Volkszeitung unter der Überschrift Der Reichsverband gegen Silverberg und andererseits die Chemnitzer Volksstimme unter der Überschrift Die Silverbergpolitik einstimmig adoptiert:

»Der Vorstand des Reichsverbandes bestätigt damit nur, was bereits auf der Düsseldorfer Tagung zum Ausdruck kam. Damit aber fallen die wesentlichsten Voraussetzungen in sich zusammen, die die Freunde der Großen Koalition unter Führung von Hilferding und anderen ins Gefecht führten. Durch den Einfluß der Kreise, die sich um die Deutsche Bergwerkszeitung gruppieren, wurde Silverberg isoliert, was bei den kommenden Verhandlungen im Reichstage nicht unbeachtet bleiben darf.«

»Was die Arbeiterschaft [in Chemnitz] von diesen platonischen Liebeserklärungen zu halten hat, haben wir bereits im Anschluß an die Dresdner Tagung des Reichsverbandes der Industrie ausführlich und verschiedentlich behandelt. Herr Silverberg und sein Kreis hat triumphiert über die anderen Scharfmacher, denen auch eine Wortkonzession schon zuviel ist. Aber der Unterschied ist nur äußerlich, im Grunde gilt das Wort: Gleiche Brüder, gleiche Kappen.«

So vermochte die gemeinsame vulgärmarxistische Grundlage, auf die man in Sachsen nicht wenig stolz ist, schließlich doch nicht vor einer recht verschiedenen Auffassung des »gesellschaftlichen Kräfteverhältnisses« und der diesem entsprechenden wirtschaftlich-politischen Entwicklungstendenzen zu retten. Oder sollte auch bei den Unerbittlichen in Leipzig und Chemnitz dann und wann ein Wort »zu viel« durchschlüpfen? In diesem Fall bleibt uns immerhin der Trost, daß dies »eben in dem Charakter der Warenproduktion seine Bedingung hat, in ihrer das Bewußtsein der Menschen verdinglichenden Tendenz«.



DOCH sprechen wir wieder ernst. Die Urteile über die Dresdener, Düsseldorfer und Berliner Unternehmertagungen im Vorjahr bewiesen von neuem, daß man soziale und wirtschaftliche Entwicklungen und Organisationen überhaupt nicht verstehen kann, wenn man von ihnen nur von Zeit zu Zeit auf Grund ihrer, nach außen hin freilich oft am meisten auffallenden gelegentlichen rednerischen Äußerungen und Kundgebungen Kenntnis nimmt. Selbstverständlich muß man die Rede Silverbergs gelesen haben, wenn man über die Ziele und Absichten des Arbeitsgemeinschaftsgedankens ins klare kommen will. Aber ob diese Rede nur eine gewisse, seit der Zentralarbeitsgemeinschaft niemals ganz erloschene, vielleicht ganz konsequent im Stillen fortwirkende, mit der Zeit wieder erstarkende allgemeinere Strömung verkörperte, oder ob sie eine belanglose persönliche Liebhaberei und Entgleisung oder vollends eine bloße Unaufrichtigkeit war, dies läßt sich lediglich aus einer stetigen unbefangenen Beobachtung der gesamten Unternehmerbewegung, ihrer Presse und Literatur entnehmen. Wo hätten jedoch unsere Zeitungspolitiker Lust und Neigung dazu, die um der wirksamern Agitation willen mit Vorliebe Zerrbilder des realen Lebens entwerfen, und die schließlich dem Bann ihrer eigenen Täuschungen und Fehlurteile nicht mehr zu entrinnen vermögen?

Unsere Gewerkschaften, die sich, ob sie wollten oder nicht, immer wieder mit den Unternehmern an den gemeinsamen Beratungs- und Entscheidungstisch setzen mußten, die Schritt für Schritt dem Gang der Unternehmerorganisationen, mit denen sie ständig in Berührung kamen, zu folgen gezwungen waren, schätzen den Willen und die Lage unserer Industriekapitäne schon wesentlich anders ein als der unablässig zum großen Kräftemessen trommelnde und bläsende Redaktionsklassenkämpfer sächsischen Zuschnitts. Aber dieser fühlt sich seiner Gefolgschaft sicher und darf ruhig Partei- und Gewerkschaftsführern mit dem Zaunpfahl winken, weil »anwesende Vertreter von Arbeiterorganisationen mit Erstaunen bemerkten, wieviel prominente alte Sozialdemokraten Zeit für die Tagung der Unternehmer hatten, die ihnen immer fehlt, wenn Arbeiterorganisationen sie zu ihren großen Zusammenkünften einladen.«⁴

Zum Verständnis der heutigen Entwicklungstendenz gehört jedoch weiter noch, daß man nicht jeden zufälligen Sondervorgang, der in Deutschland gerade einmal auftaucht und sich ohne viel Kopfzerbrechen zu irgendwelchen Anklagen benutzen läßt, immer gleich zu notwendigen Begleit- und Grunderscheinungen "des Kapitalismus" aufbauscht. Dagegen schützt vor allem die stete Beobachtung und Heranziehung der ausländischen Sozialentwicklungen. Und hier versagen unsere radikalen Parteischarfmacher erst recht vollständig. Infolgedessen erleben wir es immer wieder, daß als innerhalb des Kapitalismus unmöglich und undenkbar Maßnahmen und Einrichtungen behandelt werden, die in den verschiedensten kapitalistischen Ländern, gegen die Deutschland recht oft nach Umfang und Bedeutung ganz und gar verschwindet, sich entweder längst eingelebt haben oder einzuleben beginnen. Die Auslandskorrespondenz unserer Parteipresse läuft sogar überwiegend darauf hinaus nur das zu bringen, was die ewig Gestrigen im sozialdemokratischen Deutschland in ihren ehrwürdigen Glaubensanschauungen zu befestigen verspricht, und alles das zu vermeiden, was die augenblicklich überwiegende Auffassung oder Taktik irgendwie erschüttern könnte.

Zurzeit bietet gerade das Arbeitsgemeinschaftsproblem im Ausland, noch dazu in England, einen ganz drastischen Beleg hierfür. In England kam die Überraschung, die eigentlich gar keine zu sein brauchte, diesmal von einer ganz andern Seite als im Vorjahr in Deutschland. Den 1919 unter Lloyd George und dem Koalitionskabinett gesponnenen, dann ähnlich wie bei uns abgerissenen Faden⁵ nimmt seit längerer Zeit schon die englische Arbeiterbewegung wieder auf, in ihrem politischen wie in ihrem gewerkschaftlichen Flügel. Den Gipfel erreichte das Vorgehen bisher in der Eröffnungsrede des Vorsitzenden George Hicks auf dem jüngsten Edinburgher Gewerkschaftskongreß und in der den Grundzügen zustimmenden Kongreßresolution. Dies alles kann man sicherlich nicht gut nach altem bewährten Leipziger Vorbild damit erklären, daß »die Industrie Dumme braucht«. Außerdem, was die ganze Sache für unsere Intransigenten noch unliebsamer gestaltet, galt Hicks bisher bei niemandem als ein Leisetreter, sondern er war, wie auch Balthasar Weingartz in der Gewerkschaftszeitung erwähnt, ein »führender Geist der sowjetschwängern Fraktion«. Da ist schon Schweigen die klügste Stellungnahme.

4) Siehe *Volksstimme* /Chemnitz/ vom 6. September 1926: Führer en masse, mit dem Motto: »Du ahnet nicht, mein Sohn, mit wie wenig Verstand die Welt regiert wird.«

5) Siehe *Schippe*l Gewerkschaften, Betriebsräte und Arbeitsgemeinschaften in England und Das Sozialprogramm der englischen Arbeitsgemeinschaften, in den Sozialistischen Monatsheften 1919 I Seite 236, 318 und folgende.

Nach Hicks braucht die Gewerkschaftsbewegung nicht, wie man fälschlich, alte Dogmen, auf deren Gefährdung man sich immer zur Abwehr jeder Neuerung berufe, sondern in erster Linie ein klar umrissenes, einheitlich aufgebautes, tatsächlich realisierbares Aktionsprogramm. Die Masse der Gewerkschaftsmitglieder habe für praktisch durchführbare nächstliegende Forderungen viel mehr Verständnis als man gewöhnlich annehme. Für die heutige, ein Übermaß von außerordentlichen Schwierigkeiten darbietende Übergangsperiode sei die Vervollkommnung und Ausbreitung des Schlichtungswesens von höherem Wert als jemals früher:

»Aber auch direkte Besprechungen zwischen Vertretern der Arbeiter und Unternehmer dürfen nicht ins Hintertreffen kommen. Mehr als zweifelhaft ist es, ob für die Ausdehnung und Verfeinerung des Schlichtungswesens alles getan wurde, was getan werden konnte. Es gibt viele Probleme, die auf dem Wege der Verhandlung geklärt werden könnten . . . Die Gewerkschaftsbewegung steht noch lange nicht am Ende ihrer Entwicklungsmöglichkeit, im Gegenteil befinden wir uns erst am Beginn einer neuen Periode. Mehr und mehr drängen die Arbeiter nach dem Mitbestimmungsrecht in Produktion und Wirtschaft. Hier müssen die Gewerkschaften als führende Organe eingreifen.«

Die Unions ständen erst am Beginn ihrer schöpferischen (constructive) Periode. Wollten sie in der Leitung der Produktion ein Wort mitsprechen, so müßten sie sich mit den Problemen der Unternehmung vertraut machen. Der paritätischen Beratung und Verständigung stände so ein weites Feld offen, sowohl zur Steigerung des Produktionsertrags wie zur Erhöhung der Lebenshaltung der Arbeiter. Alle diese Möglichkeiten in Erwägung zu ziehen hätten die Spitzenvertretungen der Arbeiter und Unternehmer (also wahrscheinlich die Kongreßleitung und die National Confederation of Employers' Organizations) zu einer gemeinsamen Konferenz zusammenzutreten. Jedoch sei zugleich eine dauernde Zusammenarbeit von nationaler Spannweite zu sichern.

Ganz ähnlich sprach sich in Edinburgh neben dem Präsidenten auch Citrine, der Sekretär der englischen Gewerkschaftszentrale, aus, ganz abgesehen von Thomas und Bevin. Hierin bloß ein paar vergängliche Augenblickseingebungen sehen zu wollen verbieten schon die Begleitumstände in Edinburgh. Auch um eine wohlberechnete einmalige Kundgebung handelt es sich nicht. Denn tatsächlich zieht sich seit Anfang des Jahres 1927 eine fast ununterbrochene Kette von ähnlichen Anregungen und Anläufen seitens hervorragender Arbeiterführer bis zum 59. Tradeunionskongreß.

Die politische Organisation der englischen Arbeiter war sogar auf dem neuen Weg eigentlich vorangegangen. Der Sekretär der Labour Party Arthur Henderson hatte schon am 11. Januar 1927 in seiner Rede in Falkirk empfohlen durch den Sprecher des Parlaments eine Spitzenkonferenz von Arbeitgebern und Gewerkschaftsverbänden einberufen zu lassen, um, von der gesamten Lage der Produktion ausgehend, zu erwägen, ob sich nicht bessere Verständigungswege für Kapital und Arbeit eröffnen ließen. Dabei käme zugleich ein Wirtschaftsparlament in Betracht (a Parliament of Industry), dem weiter hervorragende Volkswirtschaftler, Finanzsachverständige und sonstige Interessenten und Fachleute angehören könnten. In kurz vorher gehaltener Rede hatte Henderson ausdrücklich an das »große Projekt« unter der Koalitionsregierung von 1919 angeknüpft; mit dem Hinzufügen, daß bei Erfüllung der damaligen Arbeitsgemeinschaftsbeschlüsse »die tragischen Vorgänge der jüngsten Zeit nicht hätten zu sein brauchen«. Als Henderson am 6. Januar zu seinen Wählern in Burnley sprach, klang aus der Rede sogar der Vorwurf her-

aus, daß der Radikalismus mit seiner Ablehnung erst der Beschlüsse von 1919, dann der Vorschläge der Sankeykommission und zuletzt wieder der Samuelkommission im Kohlengrubenkonflikt jedesmal eine Wendung zuungunsten der Position der Arbeiter herbeigeführt habe. Oder, wie wir nach unserer Sprechweise in Deutschland sagen würden: daß unter dem Feldgeschrei des schärfern Klassenkampfes die Stellung der Arbeiter unwiederbringlich geschwächt worden sei (wie man eine ähnliche entsprechende Lehre vielfach in Österreich aus den Wiener Junikämpfen gezogen hat). Speziell zum letzten Bergarbeiter- und ungewollten Generalstreik sagte Henderson in Burnley: »Von Anbeginn an war ich überzeugt, daß im Rahmen des Ausschußberichts viel für die Gesundung der Bergbauproduktion getan werden konnte, und das Unheil brauchte nicht hereinzubrechen, wenn man im Sinn der Kommission an die Verständigung zwischen Unternehmern und Arbeitern und an die Rationalisierung der Organisation und Technik der Industrie herangegangen wäre. Diesen Weg wollte man nicht, man schob Löhne und Arbeitszeiten in den Vordergrund, und die weit mehr durchschlagenden Fragen der Rationalisierung, der Verschmelzung und der Verkaufsorganisation traten zurück.«

James Ramsay MacDonald, der parlamentarische Führer und das einstige Haupt der ersten Arbeiterregierung, betonte die Konferenzfrage weniger. Aber er verspottete in drastischer, an Hohn kaum zu überbietender Weise erst kürzlich wieder die Taktik, die den innerlich ungleichartigen Heerbann der Gegner nach Möglichkeit herausfordert und dadurch eint und stärkt, anstatt die innerliche Ungleichartigkeit auszunutzen und offene Bundesgenossen für Erreichbares zu schaffen oder doch die Stoßkraft auf der Gegenseite zu lähmen und zu hemmen. In einer Rede am 1. Februar wandte MacDonald diese Auffassung auf die wirtschaftlich-sozialen Konflikte an. England habe keine Zukunft, wenn es keine innere Abrüstung zu finden wisse. Genau wie in der Außenpolitik gebe es in der Beurteilung der sozialen Beziehungen und Auseinandersetzungen Leute, die vorausschauenden Weitblick nur darin sähen immer bis zu den Zähnen bewaffnet und wie auf dem Sprung zu sein. Seinem Empfinden nach sei dies reinster Unsinn. In der Vergangenheit sei gewöhnlich der überlegte Mann vor dem mehr zu Abenteuern aufgelegten zurückgewichen. Bei ruhigem Beharren könne sich dies recht wohl ändern. Wenn er seine Erfahrungen mustere, so hätten die meisten Konflikte durch rechtzeitige Anbahnung einer Verständigung vermieden werden können. »Lassen Sie uns zu einem neuen Entwicklungsabschnitt gelangen!«

Ähnliche Äußerungen, nur noch viel nachdrücklicher, ließen sich aus jüngster Zeit von Philip Snowden und anderen ehemaligen Mitgliedern der Arbeiterregierung beibringen. Selbst die nach dem unglücklich verfahrenen Streik mehr als sonst aufgebrachte Miners' Federation ist von dem Geist der demokratischen Mitwirkung (etwas anderes ist, für vorgesehene bestimmte Gebiete, die Arbeitsgemeinschaft überhaupt nicht) keineswegs unangekränkt geblieben. Trotz Leipzig und allem deutschen Vulgärmarxismus erschien die Reform der Transport- und Frachttarifverhältnisse auf den Eisenbahnen den englischen Grubenarbeitern wie Grubenunternehmern von Südwales mit einemmal und ganz unaufhaltsam als ein großes gemeinsames Interesse. Die Grubenleitungen und die Südwaliser Miners' Federation tagten und berieten denn tatsächlich in aller Seelenruhe gemeinschaftlich, und der Federationsekretär faßte die Bedeutung des Schritts schließlich dahin zusammen: daß noch andere wichtige Produktionsfragen ähnlicher Besprechungen harren, und daß sich deshalb die Einsetzung eines stabileren paritätischen Ausschusses (einer Arbeitsgemeinschaft ad hoc) empfehlen würde.

FIN grundsätzlicher Widerspruch gegen den Gedanken der Arbeitsgemeinschaft ist in England wohl nirgends zu spüren, außer auf "kommunistischer" Seite. Strittig ist im wesentlichen nur, ob bei allen diesen aufkeimenden Neubildungen dem Staat, das heißt der Regierung und den politischen Parteien, eine besondere stärkere Mitwirkung zuzuweisen ist, oder ob man den wirtschaftlich-sozialen Vereinigungen, den Produktions- und Produzenteninteressen vollste Unabhängigkeit und freieste Selbstregierung einräumen soll.

Diesen Gegensatz haben wir in Deutschland bekanntlich ebenfalls: beim Schlichtungswesen, bei Tarifverträgen und überall, wo paritätische Selbstentscheidung und Selbstverwaltung sich regt und vorwärts drängt. Mit ein paar einfachen, allgemein anwendbaren Rezepten wird man über ihn auch nicht hinweg kommen. Und im großen und ganzen wird man sowohl für England wie für Deutschland sagen können, daß die Neigung große Erwartungen auf die Rolle des Staats zu setzen und ihn schließlich stets das ausschlaggebende Zünglein an der Wage bilden zu lassen im Augenblick sehr herabgemindert ist. Die paritätische Arbeitsgemeinschaft als solche hat auch in dieser Beziehung entschieden wieder, in England wie in Deutschland, erheblich an Ansehen gewonnen.

OTTO SUHR · WIRTSCHAFTSKUNDE IM ARBEITER- UNTERRICHT

TAG um Tag ist der Arbeiter Objekt seiner wirtschaftlichen Umwelt. Er erfährt die Wirtschaft am eigenen Leib, er spürt an sich die wirtschaftlichen Kräfte, ohne dabei Sinn und Gang des Ganzen, die Zusammenhänge dieser Vorgänge erkennen zu können. Aus solcher Dunkelheit wirtschaftlichen Daseins ist das Streben nach Wissen um die wirtschaftlichen Vorgänge und darüber hinaus der Wille zur Herrschaft über die Wirtschaft entstanden. Der Arbeiter will und soll seine Umwelt geistig erfassen und beherrschen lernen. In diesem Sinn wird die Wirtschaftskunde, zusammen mit Sozialpolitik, Arbeitsrecht und soziologisch-politischen Problemen, die Basis aller Arbeiterbildung sein. Sie geht von der täglichen Erfahrungswelt des Arbeiters aus und ist in ihren einzelnen Zielen am letzten Ziel der Arbeiterbewegung orientiert.¹ Für den Arbeiterbildner (wie eine etwas präventöse Bezeichnung lautet) erwächst daraus eine schwierige pädagogische Aufgabe. Ein Wirtschaftsunterricht, ausgehend von der Lebensumwelt des Arbeiters, mit den Zielen des Klassenkampfes, bedeutet praktisch die Preisgabe hergebrachter Systematik. Unter der Voraussetzung ihrer Beherrschung besteht die Aufgabe des Arbeiterlehrers gerade darin unbekümmert die Schranken wissenschaftlicher Disziplinen zu durchbrechen, auf den Wegen des praktischen Lebens den Arbeiter zur Kenntnis der Welt der Wirtschaft hinzuleiten.

¹) Die Fragen der Methodik des volkswirtschaftlichen Unterrichts sind ausführlich in den Wirtschaftslehreblättern der Staatlichen Wirtschaftsschule Düsseldorf von Seelbach, Berger und Schlingens behandelt worden. Die selben Fragen standen im Mittelpunkt der von der Wissenschaftlichen Forschungsstelle der Volkshochschule Leipzig veranstalteten Tagung der Arbeiterbildner in Linz, über die im August im Gewerkschaftsarchiv ausführlich von Winkler berichtet wurde. Siehe dazu auch *Hermes* Die Leipziger Volkshochschule in ihrer grundsätzlichen Bedeutung, in diesem Band der Sozialistischen Monatshefte Seite 352 und folgende.

Dabei entsteht sehr bald die Frage, wie weit historische Ausführungen dazu nötig sein werden. Hendrik de Man möchte, in seiner Kritik meines Buches *Die Welt der Wirtschaft vom Standort des Arbeiters*, im Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik, grundsätzlich den historischen Unterricht aus der Arbeiterbildung verbannt sehen. Denn es wird kaum möglich sein in der Kürze der Zeit ein wirkliches historisches Verständnis bei dem im allgemeinen mit Traditionsgefühl wenig belasteten Großstadtarbeiter, um den es sich doch meist handelt, zu wecken; was auch schließlich gar nicht erstrebenswert erscheint; denn der Arbeiter wurzelt nicht wie das Bürgertum in der Vergangenheit sondern ist vorwärts gewandt. Die Darstellung gegenwärtiger Wirtschaftsformen kann auf geschichtliche Erklärungen nicht absolut verzichten. Aber historische Darlegungen haben nur insoweit Berechtigung, als sie zum Verständnis der Gegenwart notwendig sind. Wenn man nun einmal aus besonderen Gründen darüber hinaus auf frühere Geschichtsepochen zurückgreifen muß, dann sollte man jedenfalls versuchen einmal nicht, wie nach allerseits beliebten deutschen Mustern, bei Adam und Eva anzufangen sondern es umgekehrt unternehmen vom Jetzt in das Gestern und Vorgestern vorzudringen.

In vielfacher Form begegnet der Arbeiter der Wirtschaft im täglichen Leben. Zunächst und in erster Linie ist er ein Teil des Betriebs, Produktionsfaktor und Unkostenelement. Der Betrieb, in dem der Arbeiter ein Drittel seines bewußten Lebens verbringt, ist so sehr zu seinem Lebensraum geworden, daß die geistige Beherrschung der Betriebsprobleme zur wesentlichen Voraussetzung der Arbeiterbildung gehört. Vom Betrieb also wird der Wirtschaftsunterricht ausgehen müssen. Wenn der Arbeiter ihn kennen lernen soll, so muß man notwendig privatwirtschaftliche Betrachtungen in den Vordergrund rücken. Die Grundelemente der Kalkulation und das Gesicht der Bilanz müssen ihm entschleiert werden. Hierbei sind dem Arbeiterunterricht in Wochenend- und Abendkursen schwer zu überwindende Grenzen gezogen, da diese Spezialfragen solche technischen Schwierigkeiten bieten, daß sie auch in Spezialkursen nur von wenigen Teilnehmern überwunden werden können. Die Mehrzahl wird in dem allgemeinen wirtschaftskundlichen Unterricht nur bis vor das Tor geführt werden können.

Diese Betonung der privatwirtschaftlichen Betrachtungsweise in dem allgemeinen wirtschaftskundlichen Unterricht scheint eine Gefahr in sich zu bergen. Denn die Ziele der Arbeiterbewegung gehen naturnotwendig in anderer Richtung. Da aber die kapitalistische Wirtschaftsverfassung nun einmal auf Privateigentum und Gewinnstreben aufgebaut ist, muß das Funktionieren des kapitalistischen Wirtschaftslebens auch durch Einführung in die Arbeitsmethoden der privatkapitalistischen Unternehmung klargelegt werden. Alle Probleme des Unternehmens münden jedoch auf dem Markt, wo der Arbeiter, organisiert in Gewerkschaften und Genossenschaften, als mitbestimmender Faktor der Wirtschaft auftritt: zwar freier, unabhängiger den Kapitalmächten gegenüber als im Betrieb, aber von Bedeutung erst durch die Eingliederung in seine Organisation. Von den Aufgaben und Zielen dieser Organisationen ausgehend leitet der wirtschaftskundliche Unterricht über zur Betrachtung des Markts als Dreh- und Angelpunkt des kapitalistischen Wirtschaftsverkehrs. Hier gilt es die tägliche Erfahrung des Arbeiters als Gewerkschafter für das Verständnis der Vorgänge auf dem

Arbeitsmarkt aus- und umzumünzen. Dabei wird sich zeigen, daß der Arbeiter "statisch" denkt und glaubt mit der Erkenntnis der Organisationszusammenhänge schon das ganze Problem erfaßt zu haben. Statt dessen ist es notwendig ihn zur "dynamischen" Betrachtung zu führen, ihm den Gesamtprozeß der Wirtschaft mit seinem komplizierten Mechanismus der Preisbildung, der Profitbildung, der Konjunkturschwankungen zu zeigen.

Zu dem Gegensatz Arbeitnehmer-Arbeitgeber in den Betrieben und dem Gegensatz Gewerkschaften-Arbeitgeberverbände auf dem Arbeitsmarkt tritt als 3. Element die Beziehung Produzent-Konsument auf dem Warenmarkt. Jeder Arbeiter ist doppelt in den Kreislauf der Wirtschaft eingespannt: Im Betrieb gehört er zur Erwerbswirtschaft, in seinem Haushalt zur Verbrauchswirtschaft. Der Arbeiterhaushalt mit seinen alltäglichen Sorgen um Nahrung, Wohnung, Kleidung bildet wieder den Anknüpfungspunkt zu einer Fülle wirtschaftlicher Probleme, an deren Lösung der Arbeiter unmittelbar interessiert ist. Man braucht nur an die Wohnungsfrage mit ihren Ausstrahlungen: Massenspeisungen und Einzelküche, Einfamilienhaus und Großsiedelung, Baumethoden, Küchenmaschinen, berufstätige Frau, Bevölkerungsfragen usw. zu denken, um an diesem einen Beispiel zu zeigen, welche Möglichkeiten die grundsätzliche Betrachtung einer Frage des täglichen Lebens im wirtschaftskundlichen Unterricht bietet, ohne daß das Interesse des Arbeiters für einen Augenblick zu erlahmen braucht.

Noch ein 4. Mal kann die Wirtschaftskunde unmittelbar an die Erfahrungswelt des Arbeiters anknüpfen, der als Staatsbürger und Wähler mit seiner Willensäußerung durch die politische Partei die staatliche Wirtschaftspolitik zu beeinflussen versucht. Hierbei ergibt sich von selbst die Notwendigkeit sich mit dem Begriff der Volkswirtschaft auseinanderzusetzen, der bisher absichtlich vermieden wurde. Der Arbeiter in seiner unbefangenen Denkungsart ist allzu leicht geneigt den Begriff der Volkswirtschaft merkantilistisch aufzufassen und an eine einheitliche, innerhalb der staatlichen Grenzen geschlossene Wirtschaft zu denken. Der wirtschaftskundliche Unterricht hat aber, richtig aufgefaßt, gerade die Aufgabe den Arbeiter von solcher Schlagwortdenkweise zu befreien.

Es kommt bei der Wirtschaftskunde im Arbeiterunterricht durchaus nicht auf eine Erschöpfung des Stoffs an. Schon die Zeit zwingt zu einer stofflichen Auswahl, deren Rahmen sich aus der hier vorgetragenen Methode ergibt. Jede Stoffauswahl birgt naturgemäß eine theoretische oder sogar weltanschauliche Einseitigkeit in sich. Wirtschaftskunde für Arbeiter kann nicht zwischen theoretischer Nationalökonomie und Wirtschaftspolitik scheiden, sie ist theoretisch und politisch zugleich, um so mehr, als der heutigen nationalökonomischen Wissenschaft eine befriedigende und ausreichende theoretische Fundamentierung fehlt. Der wirtschaftskundliche Arbeiterunterricht wird daher theoretisch in der Marxschen Lehre wurzeln, wenn auch zuzugeben ist, daß die Schriften Karl Marx', unvollständig wie sie sind, entstanden in einer andern Epoche des Kapitalismus, heute nicht immer ausreichen alle Erscheinungen des Wirtschaftslebens unserer Zeit aufzuhellen. Nicht durch theoretische Schulung sondern durch Begreifen der wirtschaftlichen Vorgänge soll der wirtschaftspolitische Wille des Arbeiters geweckt werden. Und dieses soll ihm die Wirtschaftskunde bringen.

META CORSSEN · DIE ZUKUNFT DER FRAUBEWEGUNG



Die Frage, vor die sich die Frauenbewegung in ihrem gegenwärtigen Stadium immer wieder gestellt sieht, ist die nach der spezifischen weiblichen Kulturleistung. In einer Frauenwoche, die der Verband für deutsche Frauenkleidung und Frauenkultur im März 1926 in Magdeburg veranstaltete, wurde von Gertrud Bäumer die 2. Phase der Frauenbewegung als das Suchen nach der weiblichen Eigenform bezeichnet. Es scheint, als hätte die Frauenbewegung, wenn eine solche besondere Form weiblicher Kulturleistung nicht gefunden wird oder werden kann, vorausgesetzt, daß alle äußeren Positionen genommen sind, keinen in die Zukunftweisenden Sinn mehr. Die Leistung der Frauen würde sich stillschweigend der Leistung der Männer eingliedern.

Heute ist, wie hier bereits angedeutet wurde¹, auch unter den Frauen die Tendenz im Wachsen vor der Frau wieder das Ideal einer besonders gearteten Weiblichkeit aufzurichten; zuweilen ohne daraus eine selbständige weibliche Leistung zu folgern, zuweilen, um sie zu verneinen, zuweilen doch auch, in der eigentlichen Frauenbewegung, um aus dem weiblichen Wesen die Art der Leistung abzuleiten. Nun hat aber die Entwicklung, vor allem das Eindringen der Frau in den Beruf, die Frau selbst nicht unverändert gelassen. Es ist nicht so, daß sie in ihrer seelischen Haltung die gleiche geblieben wäre und sich nur einem äußern Zwang gefügt hätte. Im Gegenteil, die veränderten Lebensformen haben einen neuen Typus der Frau geschaffen. Langsam und doch sichtbar ändern sich, immer in einer gewissen Annäherung an die Lebensformen des männlichen Geschlechts, die Beziehungen der Frau zu ihrer Umgebung, zur Familie, zum andern Geschlecht. Es lockern sich die Bande, die in früheren Zeiten die Tochter, solange sie nicht verheiratet war, an das Elternhaus fesselten. Es bildet sich ein gewisser Gegensatz zwischen Mutter und Tochter ähnlich dem zwischen Vater und Sohn.² Eine mindestens zeitweilige Trennung vom Elternhaus wird auch für die nicht heiratende Tochter zur Notwendigkeit. Diese Entwicklung der Frau zur Selbständigkeit gilt heute allgemein als etwas Selbstverständliches. In der Christlichen Frau vom April 1927 verteidigte Helene Weber vom Standpunkt der katholischen Frau die modernen Lebensformen der Frau gegen den Vorwurf der "Vermännlichung".

Am auffälligsten und tiefstgreifenden ist der Wandel im Verhältnis der Frau zum Mann. Man spricht von paralleler Liebe im Gegensatz zu der polaren, von einer innern Angleichung der Frau an den Mann auch auf sexuellem Gebiet. Neben der Ehefrau und Mutter alten Schlages hat sich der Typus der Junggesellin herausgebildet, die auch in ihrem Geschlechtsleben die gleichen Wege einschlägt wie der Mann, die in der Frage, ob sie Mutter werden will, Entscheidungsfreiheit für sich beansprucht. In Dänemark fordern schon die konservativen Frauen die Abtreibungsfreiheit.³

1) Siehe Corssen Die Problematik der Frauenbewegung, in diesem Band der Sozialistischen Monatshefte Seite 816 und folgende.

2) Siehe Caemmerer Wenn meine Tochter erwachsen ist und Stein Die Loslösung der Tochter, in der Vossischen Zeitung vom 24. Juni und 5. Juli 1925.

3) Siehe dazu Wieth-Knudsen Frauenfrage und Feminismus vom Altertum bis zur Gegenwart /Stuttgart 1926/ Seite 229.

In verschiedenen Aufsätzen Margarete Kaisers wird dieses Thema zur Diskussion gestellt.⁴ Ausführlich charakterisiert wird der neue Typus in Aufsätzen von Alice Türk und Sophie von Haum.⁵ Hier wird auch die Frage berührt, ob in Zukunft 2 Frauentypen neben einander bestehen werden: die weiblich-mütterliche Frau und die selbständig Alleinstehende, die parallel und die polar liebende. Denn es gibt ja neben der Junggesellin natürlich auch den andern Typus, der nicht Freiheit und Selbständigkeit in der Liebe sondern die Bindung an einen Mann will. Man kann sogar sagen, daß er auch unter den Frauen, die sonst die Selbständigkeit des Berufslebens und den äußern Ausdruck der Selbständigkeit durchaus bejahen, immer noch überwiegt. Das zeigen deutlich die zahlreichen Erörterungen über das Problem der Vereinigung von Beruf und Ehe, Beruf und Mutterschaft, die in den Spalten der Zeitungen erscheinen. Aus den verschiedenen Äußerungen zu der Frage "Gute Berufsfrau — gute Ehefrau?", die am 17. April und 15. Mai dieses Jahres in der Vossischen Zeitung gestellt und erörtert wurde, sowie aus einem Aufsatz Johanna Thals⁶ geht jedenfalls so viel hervor, daß die Vereinigung von Beruf und Ehe gewollt und gewünscht wird, daß man nur Wege sucht, auf denen die Möglichkeit der Verbindung gefunden werden kann. Margarete Kaiser fordert in einem ihrer Aufsätze »Erziehung zur Liebe und zur Ehe«, um diese Verbindung innerlich zu festigen. Auch Rosa Mayreder stellt für die Frau einen Ausgleich zwischen Beruf und Ehe als notwendig hin.⁷ Vielfach wird eine Problematik für die berufstätige Frau, die eine Ehe schließt, nur in den geistigen Berufen gesehen, da nur hier ein innerer Konflikt eintritt, wenn die Frau vor die Frage gestellt wird, ob sie den Beruf aufgeben soll. Doch besteht das Problem im Grunde für jede Frau. Denn es handelt sich dabei nicht nur um das Aufgeben einer geliebten Tätigkeit sondern um das Aufgeben der Selbständigkeit. Es ist der Zustand, daß der Mann »sich die Frau hält« (wie es in der Aufsatzreihe zur Frage "Gute Berufsfrau — gute Ehefrau?" der einzige Mann, der darin zu Wort kam, sehr richtig bezeichnete), gegen den das Empfinden der modernen Frau sich auflehnt und immer mehr auflehnen wird. Die eheliche Bindung an sich dagegen wird nicht abgelehnt; es ist ja auch klar, daß die Lebensform der Junggesellin, zum mindesten derjenigen, die keine Kinder hat und will, immer nur eine Lösung für einen kleinen Teil der Frauen sein kann. Man muß also schon annehmen, daß sich ein einheitlicher neuer Frauentypus bilden wird. Er wird, wie ja auch die Veränderung im Äußern nicht etwa, wie man so oft sagt und nachspricht, eine Vermännlichung darstellt, auch im Geschlechtlichen eigene Züge behalten und diese mit einer neuen Freiheit und Selbständigkeit vereinen.

Die gegenwärtige Situation wird von Heinrich E. Timerding in vielem richtig gesehen und beurteilt.⁸ Timerding geht von der Tatsache aus, daß heute einer großen Anzahl von Frauen die Ehe, der »natürliche Beruf« der Frau, verschlossen ist, und stellt die Frage, wie man das Los der ledigen Frau verbessern könnte. Er möchte auf der einen Seite die frühe Ehe-

4) Siehe *Kaiser* Neue Wege der Liebe, in der Neuen Berliner Zeitung vom 16. Februar, 23. und 30. März 1926.

5) Siehe *Türk* Junggesellin oder mütterliche Frau? und *von Haum* Die Junggesellin, in der Vossischen Zeitung vom 25. April und 23. Mai 1926.

6) Siehe *Thal* Mutterschaft trotz Beruf, in der Vossischen Zeitung vom 24. April 1927.

7) Siehe *Mayreder* Das Eheproblem und die weibliche Gleichstellung, in der Neuen Generation 1927 Seite 191 und folgende.

8) Siehe *Timerding* Das Problem der ledigen Frau /Bonn 1925/.

schließung fördern, auf der andern die Frau mehr in das Berufsleben eingliedert sehen. Obwohl er die Problematik im Verhältnis der Frau zum Beruf sieht, betont er mit Nachdruck, daß das Berufsleben ihr immer mehr geöffnet werden müsse. Er verlangt den Fortfall des Zölibats für alle weiblichen Berufe, er wendet sich mit erfrischender Deutlichkeit gegen die Beschäftigungslosigkeit lediger und verheirateter Frauen. Er findet schließlich, und dies ist besonders wichtig, eine Lösung des Problems Frau und Beruf, soweit sie möglich sei, in einer Veränderung des weiblichen Geschlechts selbst, in einer Entwicklung zu größerer Selbständigkeit, einer Stärkung körperlicher und seelischer Widerstandsfähigkeit, deren Anfänge er in dem heute sich herausbildenden Frauentypus sieht. Die Lösung des Problems nach der sexuellen Seite sieht er nicht in vollständiger Freiheit der erotischen Beziehungen (obwohl er auch hier nicht engherzig ist und es als erstrebenswertes Ziel bezeichnet von der unehelichen Mutter den gesellschaftlichen Makel wegzunehmen) sondern in einer stärkern Festigung der Ehe, bei der auch dem Mann gegenüber ein stärkerer Zwang angewandt werden soll. Seine Forderungen sind teilweise angesichts der gegenwärtigen Lage etwas utopisch, enthalten aber manches Richtige, wie es denn nicht schaden kann gegenüber der üblichen Überschätzung dieses Lebensgebiets einmal zu betonen, daß nicht das ganze Leben davon abhängt, und daß insbesondere für die Frau eine volle körperliche und seelische Entwicklung auch ohne sexuelles Ausleben möglich ist.

Den Frauentypus, dessen Herausbildung wir so beobachten, müssen wir im Auge haben, wenn wir fragen: Welches wird die spezifische Leistung der Frau sein? Welche Züge wird sie im Geistigen entwickeln? Hier taucht zunächst wieder die alte Frage auf, ob die Frau schöpferisch sein kann. Wir sahen, daß in neuerer Zeit gerade Frauen selbst es verschiedentlich verneinten. Wenn man Schaffen als Hervorbringung eines Neuen, als Herausstellung selbständig fortwirkender Gebilde faßt, so muß man natürlich zuerst feststellen, was in diesem Sinn wirklich Schöpfungen sind, wo die Grenze zwischen dem Schaffen des Neuen und dem Fortentwickeln des Alten liegt, was überhaupt ein neuer Gedanke ist. Bei den großen epochemachenden Leistungen ist die Frage leicht zu beantworten, aber in der stillen und stetiger sich vollziehenden Arbeit der Mehrzahl der Menschen wird die Entscheidung oft sehr schwierig sein. Auch gibt es sehr verschiedene Arten des Schaffens, und eine Erziehtätigkeit kann mehr bedeuten als das Schreiben eines Buches. In einem weitern Sinn ist jede aus dem Willen zur Leistung hervorgehende Tätigkeit, auch die sogenannte mechanische, produktiv, und vor dem an alle Menschen gerichteten Schaffensgebot gibt es letztlich keine Rangordnung der Arbeit. Aber es soll hier zunächst einmal von der original schöpferischen Leistung die Rede sein. Über das Verhältnis der Frau zu dieser Art Produktivität ist für die Vergangenheit nur zu wiederholen, daß einerseits zwar ganz erhebliche Leistungen einzelner Frauen in Kunst und Wissenschaft vorliegen, aber keine epochalen Schöpfungen des weiblichen Geschlechts zu verzeichnen sind, und daß andererseits nur ein kleiner Teil der Frauen sich Tätigkeitsformen zuwendet, in denen schöpferische Leistung möglich ist. Daß die Frau daran durch Unterdrückung von seiten des Mannes gehindert worden ist, muß im wesentlichen verneint werden. Es ist nur so weit richtig, als im allgemeinen die bisherigen Lebensformen der Frau, das eingeschlossene sein im Haus, produktiver Tätig-

keit nicht günstig waren. Die alte Theorie von der Inferioritätssuggestion taucht jetzt in neuer Form wieder auf: als psychoanalytisch gedeutete "Entmutigung".⁹ Man kann aber kaum sagen, daß sie in dem neuen Gewand sehr viel überzeugungskräftiger wäre. Für die Vergangenheit gilt natürlich in gewissem Maß, daß die Verhältnisse immer wieder auf die Menschen zurückwirken, und daß so die Frau in eine bestimmte Bahn gedrängt wurde. Aber für die Gegenwart kann man eigentlich nicht mehr behaupten, daß auf die Mädchen noch erhebliche entmutigende Einwirkungen ausgeübt würden. Gehindert wird die Frau an der Produktion vielmehr in den meisten Fällen durch ihre Generationsaufgabe, die die zum Schaffen notwendige Konzentration erschwert, in vielen anderen Fällen durch eine Richtung des Geistes, die sie das Hauptinteresse auf Menschen, auf Persönliches und nicht auf Dinge wenden läßt. Die Voraussetzung für schaffende Arbeit aber ist, wie Gertrud Bäumer in einem Aufsatz, in dem sie das Problem ausführlicher erörtert,¹⁰ sehr richtig betont, Unterordnung des Lebens unter die Aufgabe, und das bedeutet für die Mehrzahl aller Fälle Einfügung des Lebens in einen Beruf. Wir stehen nun, wie oben angedeutet wurde, noch in der Entwicklung, die die Frau in den Beruf hineinwachsen läßt; wir sehen die Veränderung, die diese Entwicklung schon in dem Wesen der Frauen hervorgerufen hat. Es erscheint also keineswegs unmöglich, daß in ihrem weiteren Verlauf, wenn etwa für die heute noch bestehenden Schwierigkeiten in der Vereinigung von Beruf und Mutterschaft eine Lösung gefunden ist, die Frau ein Verhältnis zum Beruf gewinnt, das ihr in anderm Ausmaß als bisher schaffende Tätigkeit ermöglicht.

Es würde sich also, wenn man die spezifisch weibliche Kulturleistung bestimmen will, darum handeln, ob die Frauen eigenartige Leistungen, die sich von denen der Männer prinzipiell unterscheiden, hervorbringen werden. Bäumer versucht in ihrem Artikel eine solche Eigenart in den bisher vorliegenden Schöpfungen der Frau in Wissenschaft, Kunst, Religion und Lebensgestaltung (Bildung, Politik und Technik) zu erkennen. Mir scheint es nun allerdings zweifelhaft, ob man überhaupt die Frage stellen soll und kann. Bäumer betont selbst, als sie von der Kunst der Paula Modersohn und Käthe Kollwitz spricht, daß in der Kunst das bewußte Suchen nach Eigenart für die Ursprünglichkeit selbst nur gefährlich sein kann, und daß diese beiden Künstlerinnen gerade deshalb eine so starke künstlerische Ausdrucksfähigkeit erlangten, weil sie vollständig an die künstlerische Aufgabe hingegeben waren. Und so ist auch vielleicht im ganzen gesehen das beständige Suchen nach dem Wert und Charakter der weiblichen Leistung, das beständige Umsichselbstkreisen eine Gefahr für die Frauenleistung selbst. Ich glaube, daß es eine artverschiedene weibliche Kultur im Gegensatz zur männlichen nicht gibt, daß es nur menschliche Kultur, menschliche Kunst und Wissenschaft und menschliche Gemeinschaftsformen gibt, die bisher zwar vorwiegend vom Mann gestaltet worden sind, die aber, auch wenn die Frau an ihnen mitgestaltet, wohl manche ihrer Formen, aber nicht ihr Wesen ändern werden. Und es scheint mir auch nicht notwendig zu sein, daß man, um die Berechtigung der Frau an der Mitgestaltung zu erweisen,

⁹) Siehe *Bell* Zur Psychologie der Frau, in der Frau 1924-1925 Seite 330 und folgende, und *Kaus* Die Entwicklungstragödie der Mädchen, in der Vossischen Zeitung vom 6. Februar 1927.

¹⁰) Siehe *Bäumer* Die Frau und das geistige Schaffen, in der Frau 1926-1927 Seite 193, 296, 369 und folgende.

eine Wesensverschiedenheit der Leistung feststellt. Eine positive Leistung ist an sich schon so wertvoll, daß sie für ihre Wünschbarkeit einer spezifisch weiblichen Färbung nicht bedarf. Und es kommt ja auch nur darauf an, daß etwas geleistet wird, nicht darauf, *wer* es leistet. Was Bäumer über die Eigenart der Frau in Wissenschaft und Kunst sagen kann, ist auch nur sehr wenig; sie nennt gerade je 2 Frauen, aus deren Leistungen man unmöglich allgemeinverbindliche Schlüsse ziehen kann. Etwas anderes ist es auf dem Gebiet der Lebensgestaltung, der Erziehung und des öffentlichen Lebens. Und damit verschiebt sich die Frage nach der Eigenart der weiblichen Schöpferfähigkeit zu der Frage, ob sich die Frau besonderen Schaffensgebieten zuwenden und damit das Gesamtbild der Kultur verändern wird. Nach den Analogieen der Vergangenheit ist dafür eine große Wahrscheinlichkeit vorhanden. Es ist sehr schwierig in einer weiblichen Kunstschöpfung weibliche Züge nachzuweisen, aber es ist ohne weiteres festzustellen, daß in der Musik die Frau bisher nicht produktiv gewesen ist. Sie ist es dagegen in einer erst kürzlich wieder als Kunst erkannten und gepflegten Kunst, im Tanz. Innerhalb der Dichtkunst weist die Frau auf dem Gebiet der erzählenden und lyrischen Dichtung Leistungen auf, dagegen nicht in der dramatischen. Die Gründe für diese Tatsache sind wohl vorläufig noch nicht geklärt. Die endlos hin und her gewendete Frage nach der psychischen Eigenart der Frau hat heute jedenfalls noch nicht zu einwandfreien Ergebnissen geführt. Max Hodann erörterte sie am 12. Mai 1926 im Institut für Sexualwissenschaft, um sie mit der Feststellung, daß ein Unterschied zwar da, jedoch nicht sicher zu bestimmen sei, schließlich wieder offen zu lassen.¹¹ Leichter zu erklären ist vielleicht, daß die Frau im allgemeinen geringes Interesse für Technik, dagegen große Neigung für erzieherische und soziale Tätigkeit hat. Hier ist jedenfalls die bekannte Interessiertheit der Frau für das Persönliche der Grund. Und es ist wohl möglich, daß dies Gerichtetsein auf den Menschen sie unter den verschiedenen Schaffungsmöglichkeiten immer die Arbeit am Menschen bevorzugen lassen wird. Diese Meinung wird im allgemeinen auch in der Frauenbewegung geteilt. Helene Lange und Gertrud Bäumer vertreten sie immer wieder. Bäumer sagt: »Sieht der Mann zweifellos die ersehnteste Form seines Wirkens im objektiven Werk, so ist den Frauen als Gesamtheit die Erschaffung des Geistigen in Millionen von Seelen lebendiger Menschen anvertraut.«¹² Und so sieht sie auch die größten Ansätze eigener weiblicher Leistungen auf diesem Gebiet. Auch Helene Bötjer betont, daß die studierende Frau nicht wie der Mann wissenschaftliche Höchstleistungen erstreben sondern auch im Studium ihre weibliche Art entfalten soll.¹³ Helene Weber zeichnete im Januar dieses Jahres in der Christlichen Frau vom katholischen Standpunkt die Frauenaufgabe, ähnlich wie Bäumer, als ein Sicheinsetzen im Kampf gegen die Seelennot und Formlosigkeit der Masse unserer Zeit. Man kann, wenn man will, hierin eine gewisse Bestätigung der Anschauung sehen, daß die originale sachsöpferische Leistung nicht die Domäne der Frau sei. Für eine so stark auf den Menschen konzentrierte Arbeit, die sicher für eine lebendige Gesamtkultur notwendig ist, wird die Frau dann immer auf die sachlichen Schöpfungen des Mannes zurückgreifen müssen.

11) Siehe Hodann *Geschlecht und Beruf*, in der Neuen Generation 1926 Seite 185 und folgende.

12) Siehe Bäumer *Die Frauenbewegung als geistige Einheit*, in der Frau 1925-1926 Seite 5.

13) Siehe Bötjer *Gedanken über das Frauenstudium*, in der Frau 1925-1926 Seite 113 und folgende.

Auf keinen Fall aber können diese Annahmen als richtunggebend für die Erziehung des weiblichen Geschlechts gelten, etwa in dem Sinn, daß die Frau von vornherein auf pädagogische und soziale Tätigkeit hin erzogen würde, oder daß ihr beigebracht würde, sie habe sich nur mit dem Nachempfinden männlicher Schöpfungen zu befassen. Was notwendig ist, ist vielmehr die Erziehung zur Sachlichkeit, die Erweckung eines selbständigen Interesses an der objektiven Kultur, um gegen das, wenn es beherrschend wird, verengende Interesse am Persönlichen ein Gegengewicht zu geben. Ist eine ausgesprochene Neigung und Berufung der Frau für die Intensivierung, Verbreitung, Verlebendigung der objektiven Kulturgüter in der Gesamtheit der Menschen vorhanden, so wird, so muß sie sich durchsetzen, und sie kann überhaupt nur wirksam werden, wenn neben dem Interesse für das Menschliche ein vollständiges Aufgeschlossensein für das Sachliche vorhanden ist. Gertrud Bäumer selbst betont auch immer wieder die Notwendigkeit für die Frau sich in die Sachlichkeit des Berufs hineinzuleben. Dieses Verhältnis zum Sachlichen läßt dann natürlich auch immer den Weg zur Eigenproduktion offen, und es wäre gewiß, selbst im Interesse einer nicht wesentlich sachsöpferisch bestimmten Frauenaufgabe, durchaus verkehrt der Frau etwa von vornherein von diesem Weg abrat zu wollen. Es muß überhaupt vor allen Versuchen die Erziehung und Bildung der Frau auf eine spezifisch weibliche Aufgabe einzustellen nachdrücklich gewarnt werden. Es ist gewiß gut, wenn Anstalten geschaffen werden, wie die Sozialen Frauenschulen und die kürzlich gegründete Akademie für soziale und pädagogische Frauenarbeit, um die pflegerischen und pädagogischen Kräfte der Frauen zu entwickeln. Aber die grundlegende Allgemeinbildung muß für beide Geschlechter gleich sein, ebenso wie eine auf wissenschaftliches Studium vorbereitende Bildung. Eine spezifisch weibliche Erziehung würde den Blick auf eine einheitliche Menschheitsaufgabe einengen und trüben.

DAVID LUSCHNAT · DER STERBENDE SCHNEE



IN alter Mann ging mit seinem Enkel durch den Winterwald. Der Enkel sagte: »Ich weiß, daß du sterben wirst. Erzähle mir etwas, damit ich deinen Tod ertragen kann. Ich verstehe nicht, warum man stirbt.«

Der Alte nahm eine Handvoll Schnee vom Waldboden auf und sprach: »Wenn dieser Schnee auf meiner Handfläche liegt, wird er zu Wasser. Das Wasser verdunstet und steigt nach oben. So stirbt der Schnee. Meine zärtliche Liebe hat den Schnee getötet.«

Der Enkel: »Wer tötet nun die Menschen?«

Der Alte: »Wahrscheinlich ist es Gott. Weil Gott eine so große Zärtlichkeit für die Menschen hat, darum müssen sie sterben. Aber bestimmt weiß ich es auch nicht.«

Der Enkel: »Wenn der gestorbene Schnee eine Zeitlang Wolke gewesen ist, wird er wieder Schnee. Werden auch die Menschen wieder Menschen?«

Der alte Mann: »Vielleicht Menschen, vielleicht etwas anderes.«

Der Enkel weinte laut auf: »Das ist schrecklich! Ich will mich nicht lieben lassen. Ich will selber lieben.«

Der Alte sagte halb lächelnd, halb ernst: »So versuche es Gott zu lieben. Vielleicht gelingt es dir ihn zu töten, wenn du ihn sehr liebst.«

HANS HEINZ STUCKENSCHMIDT · DIE MUSIK DES NEUEN FRANKREICHS

MIT der zunehmenden Sprachverwirrung im Kompositionsbetrieb beginnt Deutschland unzweifelhaft seine Weltherrschaft zu verlieren. Die großen Traditionen der Klassik und Romantik haben in unserer Erziehung die Idee der musikalischen Führerrolle Deutschlands so in den Vordergrund gerückt, daß die Beschäftigung mit der Produktion anderer Völker schlechthin als überflüssig betrachtet wird. Diese Methode hat ein gut Teil zu der Einseitigkeit und Esoterik beigetragen, die heute den musikalischen Geist bei uns beherrscht. Wagner war der erste, der diese Form des geistigen Chauvinismus auf die Musik übertrug und so ziemlich alles bemängelte, was zum Beispiel der romanischen Geistessphäre entstammt. Das große Verhängnis für die noch immer an Bayreuther Traditionen haftende Opernproduktion der Gegenwart ist die Purifizierung des Opernstils, das heißt seine Befreiung vom Italianismus. Erst heute beginnt man wieder sich mit der italienischen Oper, mit Verdi, Bellini, Rossini zu beschäftigen, und es ist mit Sicherheit vorauszusehen, daß ein künftiger Gesangsstil sich an diesen Vorbildern entwickeln wird.

Ein Land, dessen Produktion in unserer musikalischen Erziehung bisher keine nennenswerte Rolle spielte, ist Frankreich. Was der deutsche musikalische Durchschnitt von Frankreich weiß, geht nicht weit über eine oberflächliche Kenntnis Berlioz' und Bizets hinaus. Sollte diese Nation, die auf allen geistigen Gebieten entscheidende Pionierarbeit geleistet hat, wirklich hier versagen? Sollte Frankreich, dessen Wissenschaft, dessen Literatur und Malerei, dessen revolutionäre Ideen die ganze Kultur und Weltgeschichte befruchteten, in der Musik keine entscheidenden Leistungen aufweisen können? Wir wissen, daß die Franzosen ein musikliebendes Volk sind. Keine Nation der Welt besitzt schönere Volkslieder. Die Straßenhändler in Paris melden ihre Ankunft durch gesungene Anpreisungen ihrer Waren; jede derartige Branche hat ihre bestimmte Melodie. Ein Volk, bei dem also das Musikalische so innig mit dem täglichen Leben sich identifiziert, ist ohne Frage im eminenten Sinn musikalisch schöpferisch. Daß Frankreichs Musik in Deutschland, sowohl offiziell wie auch im "Betrieb", stets als quantité négligeable hingestellt wird, ist eine kulturelle Geschichtsfälschung grober Art.

Es fehlt hier der Raum die große musikalische Vergangenheit der französischen Klassik, die Werke Rameaus und Couperins, um nur 2 wichtige Namen zu nennen, näher zu untersuchen. Betrachten wir aber die Ergebnisse der letzten 50 Jahre. Der Nationalismus, den Wagners geniale Leistung in Deutschland auslöste, fand in Frankreich eine stillere Reaktion. Dem massiven und etwas brutalen Psychologismus der Bayreuther Schule setzte Claude Debussy einen zarten und dabei kühnen Seelenrealismus entgegen, der in der Art seiner Kunstanschauung und in der Übertragung des Geistigen ins Technische der stilistischen Erscheinung entsprach, die wir in der Malerei als Impressionismus bezeichnen. Daß dieser Stil vom Wagnerismus seinen Ausgang nahm, daß Wagners Harmonik und chromatische Modulation den stärksten Einfluß auf Debussy ausübten, mindert nicht die Größe und Zukunftigkeit dieses impressionistischen Stils. Wir sehen heute immer mehr, daß Debussy der eigentliche Begründer dessen ist, was den wichtigsten, näm-

lich den sprachbereichernden Teil der modernen Musikideologie ausmacht. Der harmonische Stil Wagners, der bei aller Kühnheit der Enharmonik noch immer im Tonartlichen wurzelt und folglich niemals die Beziehung zu einem Grundton aufgibt, weicht bei Debussy einer harmonischen Faktur, bei der der "Klang an sich", also der Akkord als solcher, ohne Bindung an einen Ausgangston, als entscheidendes Merkmal auffällt. Aus diesem Prinzip erst entwickelt sich die moderne harmonische Analytik, die wir der Bequemlichkeit halber mit dem unzulänglichen Terminus Atonalität bezeichnen wollen. Im Gegensatz aber zu den modernen Deutschen hat Debussy diese harmonische Emanzipation nie zum Selbstzweck erhoben. Als echter Romane blieb er sich stets der Grenzen genau bewußt, die das menschliche Ohr dem musikalischen Kunstmittel der Dissonanz entgegensetzt. So bleibt er als Melodiker stets dem Folkloristischen untertan, und seine sublimsten Themen enthalten noch immer eine leise Erinnerung an irgendein melancholisches Volkslied. Auch in den riskantesten Verästelungen des Klanglichen bleibt seine Musik für das natürliche Ohr faßbar und in einem ewigen Sinn schön.

Immerhin trug diese überfeine und bis an die äußersten Grenzen des Möglichen verkultivierte Kunst die Keime zu einer robustern Reaktion schon in sich. Der starke Instinkt der Franzosen verriet ihnen, daß die konsequente Nachfolge eines solchen Stils notwendig zur künstlerischen Anämie und zur Auflösung des musikalischen Konturs führen mußte. Und so erstand dem zartdekadenten Pastellmaler Debussy ein Antipode und Rivale in seinem Altersgenossen, dem bäurischen Ironiker Eric Satie. Er hat es nie zu dem internationalen Ruhm Debussys gebracht, in dessen Schatten er ein Menschenalter lang sein bescheidenes und arbeitsames Leben führte. Debussy selbst, der ihn verehrte, wies häufig auf ihn hin, ohne jedoch dem so anders Gearteten die Beachtung zu erzwingen, auf die er Anspruch gehabt hätte. Erst 1918, ein Jahr nach Debussys Tod, entdeckte ihn die Pariser Öffentlichkeit.

Saties große Leistung bestand darin, daß er die Musik auch von den letzten Resten an Dekadenz und Esoterik, die Debussy noch anhafteten, endgültig befreite. Er schuf eine vollendete Freilicht- und Freiluftkunst, eine Musik der geöffneten Fenster und der äußersten Ehrlichkeit, deren ein Künstler überhaupt fähig ist. Seine Liebe galt den suspekten, den gering geschätzten Dingen, über die der Bourgeois die Nase rümpft. Er erschloß uns als erster die Schönheiten der Kaffeehausmusik, des Tingeltangels, der Musik-Halls, die Debussy nur entdeckte und quasi als kunstgewerblichen Reiz empfand. Die Ragtimes Debussys gehören noch durchaus in den Salon. Saties Ragtime du paquebot kann in jedem Variété gespielt werden. Debussy ist der Abschluß, die grandiose Koda einer französisch-klassischen Tradition. Satie ist Wegweiser einer neuen musikalischen Kultur, Pionier einer ganz gewandelten Kunstanschauung, ein Revolutionär des Geschmacks. In ihm hat sich auf unsterbliche Weise jener sympathischste und höchstentwickelte Typus des Bürgers manifestiert, der seinen eigenen Untergang in jeder Äußerung spürt. Ihn aber bejaht und sogar den Mut zur Selbstironie aufbringt. Er wagt sein Genie schon nicht mehr an die großen Formen: In jeder Note ein Anreger hat er doch nichts im Sinn der ewigen Kunstgesetze Vollkommenes geschaffen. er bleibt fragmentarisch, sein Werk ein amüsanter Torso. Aber diese Fragmente enthalten mehr Zukunft, mehr verpflichtende und sprachbereichernde Kraft als die glattesten Schöpfungen seiner deutschen Zeitgenossen.

Satie war einer der größten Pfadfinder nicht nur für die Musik sondern für die moderne Kunst schlechthin. Picasso, Cocteau, eine ganze Generation von Malern, Dichtern und Musikern haben von ihm gelernt und sind seinen Ideen gefolgt. Er war der weiseste Typus, den wir in der Musikgeschichte der letzten 100 Jahre sehen. Und deshalb war er der erste Künstler, der ganz unbewußt die geistigen Forderungen dieser Zeit erfüllte. Seine Musik ist derart klar und durchsichtig, daß auch das primitivste Ohr positiv auf sie reagieren muß. Dabei hat er alle Errungenschaften der modernen Harmonik, Melodik und Rhythmik benutzt und gestaltet. Er ist mit den platten Klassizisten seiner Zeit durchaus nicht zu verwechseln. Selbst als er klassizistisch wurde, in seiner symphonischen Dichtung *Socrate*, blieb er noch im kleinen Finger revolutionärer als alle "Radikalen" der letzten 20 Jahre. Er ist, mit einem Satz, der große Vorbereiter der neuen, der sozialen Musik, die diese in künstlerischen Dingen so verworrene Zeit erlösen wird.

Sein Einfluß war eminent. Gleich nach dem großen Erfolg seines Balletts *Parade* gründeten unter seinem Patronat 6 junge Musiker in Paris eine Gemeinschaft: die Six. Sie bestand aus Georges Auric, Louis Durey, Arthur Honegger, Darius Milhaud, Francis Poulenc und Germaine Tailleferre. Die Musik, die sie schrieben und mit viel Reklame in Scene setzten, unterschied sich von allem bisher Dagewesenen durch ihre unendliche Frische und Kühnheit. Man bekämpfte sie heftig. Nichtsdestoweniger setzten sie sich und ihr Werk durch. Zweifellos waren unter ihnen die Begabtesten ihrer Generation. Überdies fehlte ihnen bei aller Gemeinsamkeit der Ziele und Stile alles Uniforme; jeder einzelne hatte etwas zu sagen und sagte es auf seine Weise, die in jedem Fall neu, in einigen Fällen aber genial war. Von diesen Six sind nur 2 in die Versenkung verschwunden: der kränkliche Durey, der nicht die Kraft zum Weitergehen fand, und Tailleferre, die, obwohl Pianistin von Profil, wie alle komponierenden Frauen nicht über die Möglichkeiten eines geschickt arrangierten und gut geschulten Dilettantismus hinausging. Honegger, von Geburt Schweizer, hat nach dem Welterfolg seines *Roi David* sich einem etwas unproduktiven Klassizismus ergeben; doch besteht für den genial veranlagten und stets inspirierten Musiker Hoffnung. Der unheimlich produktive Milhaud, nach Honegger der erfolgreichste der Six, gehört längst zu den anerkannten Meistern der modernen Musik und hat mit seiner leicht faßlichen, formal höchst abgerundeten und bezaubernden Musik die Satiesche Tradition am eindringlichsten fortgesetzt. Poulenc entwickelt sich mehr und mehr zum Kammermusiker altfranzösischer Art; in seinen *Poèmes de Ronsart* schuf er Musterbeispiele eines neuen melodiösen Gesangstils. Der Unentwickeltste blieb Auric, von dessen großem Talent man noch viel erwarten kann. Er hat sich dem mittlern Strawinskij der *Histoire du soldat* angeschlossen und fesselt durch Frechheit und Temperament.

Schon aber hat sich eine neue Schule gebildet, wie die Six unter unmittelbarem Patronat Saties. Nach dem Wohnort des Meisters nennt sie sich *Ecole d'Arcueil*. Ihr gehören 4 junge Musiker an: Henri Cliquet-Pleyel, Roger Desormière, Maxime Jacob und Henri Sauguet. Cliquet-Pleyel und Desormière sind mir zu wenig bekannt, als daß ich ein Urteil fällen könnte. Was ich von ihnen hörte, schien mir allzustark den Ideen der *Travestie* und *Imitation* zu huldigen, um als schöpferische Leistung in Frage zu kommen. Bedeutende Eindrücke hatte ich von Sauguet und Jacob. Sauguet ist der innerlichere von

beiden, die ernstere, aber schwächere Begabung. Er schrieb Kammermusik, Lieder und eine Oper *Le plumet du colonel*. Der blutjunge Jacob zeigt eine hinreißende Frische und ein draufgängerisches Talent, wie ich wenige gefunden habe. Noch unsicher im Handwerklichen gehört er zu den großen Hoffnungen der modernen französischen Schule, die sich an der französischen Klassik, dem Jazz, Strawinskij und Satie entwickelt hat.

Abseits, doch nicht isoliert, stehen 2 wichtige neue Begabungen. der phänomenale Pianist Jean Wièner und der junge Musiker, Dichter und Freund Fritz von Unruhs Jacques Benoist-Méchin. Der erste gehört geistig dem Kreis um Satie und die Six an. Als praktischer Musiker in allen Wassern gewaschen, hat er eine Entwicklung durchgemacht, die ihn immer mehr in den Mittelpunkt des musikalischen Interesses von ganz Paris und nun auch von Berlin rückt. Seiner genialen Erfassung der Jazzrhythmik und des Klavierklangs verdanken wir einige wichtige Werke: die *Sonatine syncopée*, die *Blues chantés* und das *Concert franco-américain*. Eigenwilliger und in der Art der künstlerischen Weltanschauung unfranzösischer gibt sich Benoist-Méchin. Von ihm existiert ein eminentes Chorwerk *Choeurs pour une exposition coloniale*. Der Text dieses seltsamen Opus verherrlicht die Vorzüge von Kolonialprodukten, führt also zur Gebrauchsmusik in dem Sinn, wie ich ihn früher einmal erläuterte. Die Komposition ist sangbar, melodisch, ernst und polyphon; sie zeigt alle Vorzüge der deutschen Kontrapunktik und des französischen Esprit (den Benoist-Méchin übrigens ablehnt). Ein Werk voll Größe, voll Adel der Empfindung, voll Inspiration. Einer meiner stärksten Eindrücke im neuen Frankreich.

Das ist viel, scheint mir. Ein halbes Dutzend junger, schöpferisch begabter Musiker, die ihre Zeit und Aufgabe innerlicher erfaßten als die meisten deutschen Kollegen. Eine geschlossene Generation, feindlich zwar in vielen Details, doch einig in dem Grundprinzip der *Synthese*, einig in der Forderung: Nun aber Schluß mit der Papier- und Augenmusik! 6 Musiker, die eine Kunst treiben, wie sie noch jedem Arbeiter verständlich sein wird: eine Musik ohne Metaphysik, die man im Café und im Kino spielen kann.

Ich bange für die musikalische Weltherrschaft Deutschlands.

GEORG WOLFF · SOZIALPOLITIK UND SOZIALE HYGIENE

PRAKTISCH geht die Auswirkung der sozialhygienischen Fürsorgetätigkeit unmittelbar in die gesetzlichen Maßnahmen der Sozialpolitik über, während die Theorie der sozialen Hygiene an den reinen Gesellschaftswissenschaften (Soziologie, Ökonomie, Staatslehre) orientiert ist und mit deren vorwiegend sozialstatistischen Methoden die Beziehungen zwischen Krankheit und sozialer Lage zu ergründen sucht. So gehört die soziale Hygiene ebenso zu den Sozial- wie zu den Naturwissenschaften.

In je weiterem Umfang die Bevölkerung in der modernen Gesellschaft vor den Wechselfällen des Lebens durch Versicherungen geschützt wird, desto mehr sind die Ärzte am Ausbau der Sozialpolitik und der sozialen Gesetzgebung beteiligt; sie treiben dauernd als Anwälte der Kassenpraxis in ihrer Berufsarbeit praktische Sozialpolitik. Diese Entwicklung ist heute nicht mehr

rückgängig zu machen. Wohl aber ist es erforderlich, sowohl um der Berufsfreudigkeit der Ärzte wie um der ärztlichen Versorgung der Versicherten willen, vorhandene Gegensätze auszugleichen. Dazu müssen die Ärzte in weit stärkerem Maß als bisher soziologisch und volkswirtschaftlich ausgebildet werden, um so in das historische Werden und die Bedeutung der sozialen Gesetzgebung tiefer eindringen zu können. Denn bei der Entstehung der meisten Krankheiten spricht der soziale Faktor mit; freilich bei den einzelnen in sehr verschiedenem Grad. So tritt er sehr zurück in der Ätiologie der bösartigen Geschwülste (Krebs), der Zuckerkrankheit, während er bei anderen, etwa der Tuberkulose und den eigentlichen Gewerbekrankheiten, ganz im Vordergrund steht.¹ Eine Verhütung der Gewerbekrankheiten ist nur durch sozialhygienische und sozialpolitische Maßnahmen, das heißt durch gewerbehygienische Fürsorge und Arbeiterschutzgesetzgebung möglich.

Sozialpolitik ist gesetzliche Durchführung der staatlichen und gesellschaftlichen Bestimmungen zum Schutz vorwiegend der erwerbstätigen Bevölkerung oder, wie es Ludvig Heyde ausdrückt, »das bewußte Einwirken auf das Verhältnis der Arbeiterklasse zu den anderen Klassen sowie zum Staat«.² Ein wichtiger Teil dieser Schutzbestimmungen fällt in das Arbeitsbereich des Arztes. Die soziale Hygiene ist in ihrer praktischen Auswirkung zur ärztlichen Fürsorgetätigkeit auf fast allen Gebieten des Gesundheitsschutzes und damit zu einem wichtigen Teil der allgemeinen Sozialpolitik geworden.

Es ist heute allgemein anerkannt, daß das große Werk der deutschen Sozialversicherung, das, freilich in erster Linie unter dem Druck der politischen Vertretung der Arbeiterklasse (wenngleich es unter dem Regime des Ausnahmegesetzes deren Billigung einstweilen nicht fand), unter Bismarck 1883 bis 1889 zustande kam, eine der bedeutungsvollsten geschichtlichen Leistungen darstellt. Denn der Prozeß der zunehmenden Industrialisierung in der deutschen Wirtschaft fordert dringend, daß dem Arbeiter das einzige Kapital, das er in den Produktionsprozeß einzubringen hat, seine Arbeitskraft, so weit wie irgend möglich gesichert wird. Neben den Sozialdemokraten haben sich deshalb in Deutschland auch die konservativen Vertreter des Staatssozialismus, die Kathedersozialisten wie das Zentrum für die Forderungen der Sozialpolitik als ethische Forderungen eingesetzt, und dies unter der Förderung des preußischen Handelsministers Freiherr von Berlepsch in der Gründung des Vereins für Sozialpolitik /1872/ und später der Gesellschaft für soziale Reform /1901/ auch nach außen zum Ausdruck gebracht. In dieser angesehenen Organisation vereinigten sich, unabhängig von jeder Parteirichtung, die am Ausbau der Sozialpolitik interessierten Kreise der Arbeitgeber und Arbeitnehmer mit den Vertretern der Sozialwissenschaften, die an den praktischen Fragen des Arbeiterschutzes, der Arbeiterversicherung und der gesamten Fürsorge mitarbeiteten, daher auch mit den in dieser Richtung orientierten Medizinern. Es verstand sich für diesen Kreis, der zum Teil hochkonservativ war, aber theoretisch und praktisch die Entwicklung der Arbeiterbewegung begriff, von selbst, daß die machtvollste Organisation der Arbeiterklasse, die Gewerkschaftsorganisation aller Richtungen, in der Gesellschaft für soziale Reform volle Vertretung fand.

1) Siehe Wolff Die statistische Methode in der Epidemiologie und medizinischen Ursachenforschung, in der Klinischen Wochenschrift 1927 Seite 2025 und folgende.

2) Siehe Heyde Abriß der Sozialpolitik /Leipzig 1923/ Seite 2.

Sozialpolitik ohne Mitwirkung der Arbeiterklasse ist heute ein Unding. Ist diese auch nicht mehr das ausschließliche Objekt einer organisch aus den Erfordernissen der Gesellschaft aufgebauten Sozialpolitik, so hat sie sich doch in erster Linie das Anrecht auf diesen Ausgleich ihrer im Beruf verbrauchten Kräfte erworben, der in gewissem Sinn den Beamtenrechten entspricht. Gewiß aber ist Sozialpolitik keine Mitleidspolitik im Sinn der alten karitativen Verbände, deren private Fürsorgearbeit nicht unterschätzt werden soll, und die auch noch heute in den Fällen, in denen der beamtete Fürsorger nicht zum Ziel kommt, nicht entbehrt werden kann.³⁾ Die Sozialpolitik muß heute als ein wesentlicher Machtfaktor unserer Staatsordnung angesehen werden. Sie ist in diesem Sinn eigentliche Produktionspolitik; denn ohne eine gesunde, nach menschlicher Berechnung gegen Krankheit und Siechtum geschützte Bevölkerung, deren weit überwiegenden Anteil die Arbeitnehmerschaft in Industrie und Landwirtschaft bildet, wird die Nation nie zur vollen Entfaltung ihrer Kräfte kommen. In diesem Sinn sind alle Ausgaben der staatlichen Fürsorge und Vorbeugung stets werbender Natur, auch wo dies im Einzelfall nicht immer sofort durchsichtig erscheint; auch der in einer Bewahranstalt untergebrachte und zur Arbeit erzogene Säuer oder Psychopath kostet die Gesellschaft weniger an ideellen und materiellen Werten als er ihr entzieht, wenn er der Landstraße oder dem Gefängnis verfällt.

Sozialpolitik ist keine Mitleids- sondern auf weite Sicht eingestellte Staatswirtschaftspolitik. Sie kommt schließlich auch der Privatwirtschaft zugute. Das sollten alle Unternehmer längst eingesehen haben und deshalb mit den Gewerkschaftsvertretern zusammen bemüht sein die Sozialpolitik dem Parteienstreit fernzuhalten. Der Unternehmer muß einsehen, daß, wie das Verantwortungsgefühl des einzelnen Arbeiters nicht durch ein Übermaß an staatlicher und privater Fürsorge erstickt werden soll, er ebenso wenig in Zeiten nationalwirtschaftlicher Not seinen Profit auf Kosten des Arbeiters durch unerträgliche Lohnherabsetzungen sichern darf.

Nicht durch Gefährdung der Sozialpolitik und ihrer werbenden Ausgaben kann die Wirtschaft gesunden, auch nicht durch Herabsetzung der Arbeiterlöhne sondern lediglich durch Vermehrung der Produktion, zu der freilich auch die Arbeiter, soweit dies ohne Raubbau an ihrer Arbeitskraft geschehen kann, durch Vergrößerung und Erhöhung ihrer Arbeitsleistung, durch Rationalisierung des Arbeitsprozesses ihr Teil beitragen müssen. Nur so kann das Produkt der Arbeit billiger, nur so können die Massen konsumfähiger werden. Dagegen nicht dadurch, daß man zugleich Arbeitslöhne und soziale Fürsorge abbaut. Denn dann kann das Produkt trotz seiner Verbilligung nur sehr beschränkten Absatz finden. Es sind dann obendrein diejenigen, die das Produkt geschaffen haben, in Gefahr an Krankheit und Erschöpfung zugrunde zu gehen und damit die Wirtschaft von neuem zu belasten. Das ist das Gegenteil einer weitsichtigen Wirtschaftspolitik, aber auch das Gegenteil einer Sozialpolitik im Sinn eines rationellen Staatssozialismus.

Die engen Beziehungen zwischen Volkswirtschaft und Volksgesundheit liegen überall zutage. Aber auch die Ärzte müssen sich in ihrer Anschauungsweise und wissenschaftlichen Ausbildung weit mehr als bisher von volkswirtschaftlichen Gedanken tragen lassen; sie vollziehen ja dauernd in der Behandlung des Erkrankten sowohl, der wieder erwerbsfähig gemacht werden soll, wie

³⁾ Siehe *Fischer* Die Problematik des Sozialbeamtentums, in der Sozialen Praxis 1925 Spalte 785 und folgende.

in der Fürsorge für weite Volksschichten, die sie vor Krankheit zu bewahren haben, soziale Arbeit, das heißt Arbeit an der Gesellschaft. Sie müßten sich deshalb neben ihren biologisch-medizinischen auch volkswirtschaftlich-soziologische Kenntnisse erwerben, die sie mit den Gegenwartsfragen in Staat und Gesellschaft vertraut machen können.

Solch eine sozialwissenschaftliche Schulung der Ärzte wäre heute praktisch notwendig schon angesichts der schweren Wirtschaftskämpfe, die die Ärzteschaft nach der Verallgemeinerung der Sozialversicherung mit den Krankenkassen auszufechten hat. Diese Kämpfe dürfen freilich nicht auf dem Rücken der Versicherten ausgetragen werden. Sie müssen aber zu einer Neuregelung der ärztlichen Versorgung führen, die beiden Teilen gerecht wird: den Ärzten, die in diesem Fall Arbeitnehmer, wie den Trägern der Krankenversicherung, die Arbeitgeber sind. In berechtigtem Abwehrkampf haben sich die Ärzte nach dem Beispiel der Arbeiter und Angestellten zu einer mächtigen Kampforganisation, dem Leipziger Verband, zusammengeschlossen, um auf gewerkschaftlicher Basis ihre bedrohten Interessen wirksamer zu verfechten. Man wird ihnen solche Wahrung ihrer wirtschaftlichen Interessen nicht verdenken dürfen, wohl aber ihr vom Standpunkt der Gesellschaftslehre die größte Bedeutung beimessen müssen. Allerdings werden die Ärzte dabei nicht allein ihre eigenen Forderungen berücksichtigen dürfen, sie sollen vielmehr vor allem die gesamte Gesellschaftsentwicklung verstehen lernen. »Auch inmitten des ärgsten Kampfes«, schreibt Ludwig Heyde, »tut der Arzt gut daran sich zu vergegenwärtigen, daß ebenso wie er sich und seinen Berufsstand als gerecht kämpfend und zu Unrecht verketzert ansieht, im Leben der Angehörigen anderer Stände und Klassen, auch der Arbeiter, Kämpfe um für recht und edel gehaltene Forderungen, Kämpfe um Brot oder Ehre, typisch vorkommen und von anderen Bevölkerungsgruppen mit Verständnislosigkeit betrachtet werden. Niemand kann vom Arzt verlangen, daß er in Streiks und Aussperrungen sich auf die Seite der Arbeiter oder Unternehmer schlägt. Aber gerade die ehrliche Neutralität ist etwas, was die Arbeiterschaft zu würdigen weiß. Und das eigene Erleben der Ärzte in ihrem Standeskampf kann ihnen dazu verhelfen, daß sie derartige Kämpfe als etwas unter heutigen Verhältnissen nicht von vornherein Verurteilungswürdiges erkennen.«⁴

Die Ärzte sind ohne Frage die berufenen Berater des Volkes in allen gesundheitlichen Fragen vom Eintritt des einzelnen in das Leben an bis zu seinem Ende: sie sollen aber nicht nur kranke Menschen behandeln und Heilmittel verschreiben sondern Normen aufstellen: für die Gesundheitserhaltung und Krankheitsverhütung in der Familie, in der Schule, bei der Berufswahl und Berufsarbeit, hinsichtlich der gesundheitlichen Eignung zur Ehe und bei den natürlichen Sorgen um die Erhaltung der Art und die Kinderaufzucht. Sie stehen in vorderster Linie bei der Bekämpfung der großen Volksseuchen und ihrer biologisch-sozialen Ursachen, und sie sollen darüber hinaus dem Staat ihren Rat zur Durchführung einer gesunden Bevölkerungspolitik leihen. Als Hygieniker müssen sie daher die Anschauungen der beiden entgegengesetzten und doch einander ergänzenden Schulrichtungen der Hygiene, der ätiologisch-prophylaktischen und der auf positive Gesundheitsmehrung gerichteten, in sich vereinigen; das heißt, sie müssen nicht nur durch Krankheitsverhütung

4) Siehe Heyde *Arzt und Arbeiter*, in der dem Deutschen Ärztetag gewidmeten Festschrift des Leipziger Verbands /Leipzig 1925/ Seite 12.

das Leben verlängern sondern auch die Leistungsfähigkeit und Widerstandskraft der Lebenden erhöhen helfen. In dieser sich unaufhörlich vollziehenden Wandlung von ärztlicher zu hygienischer Tätigkeit üben sie den stärksten Berufsidealismus aus, den es gibt; denn sie trachten sich selbst überflüssig zu machen. Freilich sind auch hier der Entwicklung natürliche Grenzen gesetzt. Aber die "unnatürlichen" Todesursachen können noch immer erheblich eingeschränkt und damit der Gesellschaft kostbare Menschenleben erhalten werden. Dabei muß man auch die Anschauungen mancher Rassehygieniker zurückweisen, die in einer Art fanatischen "Darwinismus" und "Selektionismus" in den vorzeitigen Todesfällen durch Krankheit so etwas wie eine natürliche Auslese der Rasse sehen und von diesem Gesichtspunkt auch die Bestrebungen der sozialen Hygiene wie jeder Fürsorgepolitik überhaupt mißdeuten. Auf diese übersteigerte Anwendung des Darwinismus für die menschliche Gesellschaft hat schon ein Biologe wie Oskar Hertwig, ferner in jüngerer Zeit der Hygieniker Ignaz Kaup hingewiesen.⁵ Arzt und Hygieniker sind keine Antipoden sondern in gegenseitiger Ergänzung berufen das Gut der Volksgesundheit zu verwalten. Bei einer Neugestaltung des ärztlichen Studiums (Versuche dazu sind seit Jahren von den Vertretern der Hochschulen, den Ärztekammern, den Studierenden, eingestandenermaßen stets mit dem gleichen Mißerfolg, gemacht worden) muß die soziale Stellung des Arztes (sozial im Sinn der Wissenschaft, denn das Moralsche versteht sich stets von selbst) im Rahmen des Volksganzen berücksichtigt werden. Es kommt heute nicht darauf an das (ohnehin zeitlich genug ausgedehnte) ärztliche Studium um 1 oder 2 Semester zu verlängern oder die eine Spezialität mehr zu pflegen als die andere: das wäre Sache der Neigung und späteren praktischen Betätigung. Sondern man muß es neu gestalten und den aktuellen Notwendigkeiten unserer Zeit anpassen. Die Vertiefung braucht darunter nicht zu leiden. Es kommt auch nicht darauf an das Quantum des Wissens zu vermehren. Bei der Neugestaltung der Schulprogramme für die Höheren Schulen hat man davon längst abgesehen; ist doch die Menge der Einzel Tatsachen auf jeden Fall unbegrenzt. Auch in der Medizin sollen nicht schon auf der Universität Spezialisten erzogen, es soll vielmehr der zukünftige Arzt wissenschaftlich und sozial so vorgebildet werden, daß er wieder universalistisch zu denken trachtet. Dazu kann in der organischen Entwicklung der Hygiene die Beschäftigung mit den Gesellschaftswissenschaften dienen, die eine Brücke zwischen Natur- und Geisteswissenschaft schlagen.

Von diesem Gesichtspunkt aus gewinnt die Sozialhygiene die Bedeutung einer Bildungs- und Weltanschauungsfrage in der neuern Entwicklung der Medizin. Die Durchdringung der medizinischen Disziplin mit volkswirtschaftlicher und sozialer Denkweise bildet die Theorie der sozialen Hygiene. In der sozialhygienischen Praxis aber, der ärztlichen Fürsorgetätigkeit, die einen wichtigen Teil der heutigen Sozialpolitik darstellt, sollen die Ärzte stets das Ganze der Nation im Auge haben und dabei doch oder gerade darum ihre Sorge an die Armen, an die Enterbten und Benachteiligten der Gesellschaft wenden. Sie sollen die großen Staatsmittel, über die sie verfügen, richtig verwenden und damit ärztliche Sozialethik in die Praxis umsetzen.

5) Siehe Hertwig Zur Abwehr des ethischen, des sozialen, des politischen Darwinismus (Jena 1921) und Kaup Volkshygiene oder selektive Rassenhygiene? (Leipzig 1922).

PAUL KAMPPMEYER · WILHELM I UND DIE SOZIALDEMOKRATIE



JENES große Ringen der deutschen Arbeiterklasse, das nicht den eigenen Klasseninteressen galt sondern dem Verlangen nach freien, den Obrigkeitsstaat umwälzenden Verfassungsformen entsprang, wurde im Deutschland der Vorkriegszeit besonders durch die Machtstellung der Krone und durch die rückständigen politischen und sozialen Anschauungen des Kronträgers erschwert.

In dem preußischen Staat tritt uns eine wirtschaftliche Machtorganisation von gigantischen Dimensionen entgegen. Beinahe ein Drittel der gesamten Waldfläche befindet sich in seiner Hand. Auf den Domänen des Staats fänden bequem 400 bis 500 Rittergüter Platz. Ein großes Arbeiterheer scharwerkte auf den Domänen des Staats. Nach der Eisenbahnverstaatlichung in Preußen untersteht eine ganze Armee von Beamten dem Staat. Zahlreiche Arbeiter schaffen auf Strecken und in Werkstätten. Nach vielen Tausenden zählen die Bergleute der staatlichen Gruben Preußens. In den Betrieben der Steingewinnung, in den Salinen und Hüttenwerken regen sich mehrere Tausend geschäftiger Hände. Von dem preußischen Staat hängen direkt oder indirekt Richter, Gerichtsbeamte, Geistliche und Lehrer ab. Und in diesem preußischen Staat hatte nun der Monarch die umfassendsten Machtbefugnisse über die Gesetzgebung und Verwaltung des Landes. Der maßgebende Teil der Beamtenschaft stand unter dem Kommando der Krone. In ihrer staatsbürgerlichen Freiheit äußerst beschränkt, muß sie bei allen Bewegungen innen und außen dem Taktstock des Staatsoberhauptes folgen. Ganze Klassen des Beamtentums sind ferner durch die Schule des Militärs gegangen; in ihnen lebt oft eine wohlgedrillte Soldatenseele. Die Beamten sind weiter möglichst als soziale Gruppe von der bürgerlichen Gesellschaft abge sondert, unterstehen eigenen Ehren- und Disziplinalgesetzen, tragen vielfach eine besondere Uniform und erfreuen sich eines hervorragenden staatlichen Schutzes. Über dem Haupt des jüngsten Gendarmen schwebt schützend der Paragraph des Strafgesetzbuchs, der jede Beamtenbeleidigung streng ahndet.

In Wilhelm I war im Jahr 1861 ein Monarch auf den Thron gekommen, der, von seiner königlichen Gottesgnadenwürde völlig erfüllt, kein wirkliches Zugeständnis an die moderne Entwicklung des Staates zur Demokratie machen wollte. Er hatte unter der Herrschaft eines wahnsinnigen Königs die Kamarillawirtschaft der Brüder Gerlach mit eigenen Augen erschaut, die ihn von dem gedungenen erpresserischen Agenten Lindenberg überwachen ließ, er hatte den Depeschendiebstahl des Spitzels Teschen erlebt, durch den die Tatsache bekannt wurde, daß die auswärtige Politik Preußens vom Adjutanten des Königs Leopold von Gerlach sehr nachhaltig bestimmt wurde, und zwar gegen den Willen des auswärtigen Ministers von Manteuffel. Aber alle diese schweren Erfahrungen bewogen ihn nicht mit dem das politische Cliquenwesen begünstigenden Halbabsolutismus in Preußen zu brechen. Mit der Verfassung freundete sich Wilhelm I, der im Jahr 1849 das Amt eines Nachrichters an der deutschen Revolution in Baden vollstreckt hatte, überhaupt nicht an. Noch am 19. Oktober 1857, als verbürgte Nachrichten über die unheilbare Gehirnkrankung Friedrich Wilhelms IV umliefen, zog er, wie Georg Kaufmann in seiner Politischen Geschichte Deutschlands im 19. Jahr-

hundert berichtet, Bismarck über die Frage zu Rat, »ob er gebunden sei bei seinem voraussichtlich bevorstehenden Regierungsantritt die Verfassung, wie sie sei, anzuerkennen, oder ob er sie vorher einer Revision unterwerfen könne. Bismarck erklärte, daß kein Rechtsgrund vorhanden sei die Verfassung zu ändern, und daß es auch politisch nicht ratsam sei.« Die Armee betrachtete Wilhelm I als ein Machtinstrument des Königs und nicht des Staates. In den Jahren der Reaktion äußerte er einmal, es sei »odios«, daß das Landrecht die Offiziere als Staatsbeamte bezeichne, das sei mit dem Hinweis auf den Fahneid für den Kriegsherrn abzufertigen. In seinem Kopf stellte sich der Offizier als eine Art Gefolgsmann des Königs dar, und das Band, das König und Offizier mit einander verband, war für ihn ein auf Treue und Hingabe basierendes Lehnband. Die erbitterten Kämpfe der Konfliktzeit und die Schatten des Bruderkriegs verstärkten in Wilhelm I die absolutistischen Neigungen, die nach Kräften von den Männern der Reaktionszeit gefördert wurden. Sein Ohr »war offen für die entstellten Berichte, daß das Land von Demagogen unterwühlt, und daß selbst das Heer nicht mehr ganz zuverlässig sei... Jetzt nahten sich nun aus diesen Kreisen die Versucher: der König möge den Sieg benutzen, um die konstitutionelle Rederei zu beseitigen und den alten Charakter des preußischen Staates in seiner Reinheit wiederherzustellen. Preußen sei als Militärstaat groß geworden und könne sich nur als Militärstaat erhalten. Sogar im Ministerium scheint diese Meinung überwogen zu haben, aber Bismarck legte das ganze Gewicht seiner Autorität dagegen in die Wagschale und verlangte, daß der innere Friede und die gesetzmäßige Grundlage der Verwaltung durch einen Antrag auf Indemnität für das budgetlose Regiment wiederhergestellt werden.« Als eine Deputation des Abgeordnetenhauses nach der Abstimmung über das Indemnitätsgesetz dem König eine begeisterte Adresse überbrachte, äußerte sich der König so schroff und ablehnend über die Indemnität, daß die Deputation seine Antwort gar nicht mitzuteilen wagte. Wie Franz Mehring berichtet, soll der König gesagt haben, er würde in ähnlichem Fall wieder so handeln.

Der in halbabsolutistischen Vorstellungen festgefahrene Gottesgnadenmonarch trat nun nach der Gründung des Deutschen Reichs nicht einer sanft konstitutionellen monarchistischen Partei wie der Deutschen Fortschrittspartei sondern einer radikal demokratischen, der Sozialdemokratischen Partei, gegenüber. Wilhelm I hat in Preußen-Deutschland nicht eine vermittelnde Rolle in dem großen Klassenkampf zwischen dem Großbürgertum und der Arbeiterklasse gespielt sondern diesen Konflikt noch verschärft.

Unter dem 25. Januar 1872 brachte der Neue Sozialdemokrat einen Bericht über einen Arbeiterfestzug zu Ehren des Vereinspräsidenten Wilhelm Hasenclever in Itzehoe. Der alte Kaiser las in irgendeinem konservativen Blatt, wahrscheinlich in der Kreuzzeitung, eine Schilderung dieser Volkskundgebung und nahm daran Anstoß. Sofort beieferte sich der befragte preußische Minister des Innern durch schnelle Informationen seinen kaiserlichen Herrn zufriedenzustellen und namentlich die Schuldigen an diesem für Preußen »unerhörten« Vorfall zur Verantwortung zu ziehen. Der Bürgermeister von Itzehoe, der dort den Umzug zugelassen hatte, bekam von der Regierung in Schleswig am 24. Februar folgenden Verweis:

»Mit der öffentlichen Ordnung ist ein demonstrativer Aufzug einer staatsgefährlichen Agitationspartei unverträglich. Wenn nach dem Gesetze das Wirken der letzteren in geschlossenen Räumen nur unter bestimmten anderweiten Voraus-

setzungen gehindert werden kann, so unterscheiden sich eben Straßenaufzüge sehr wesentlich von den Versammlungen in geschlossenen Räumen dadurch, daß von letzteren nur derjenige berührt wird, welcher sich freiwillig an selbigen beteiligt, erstere aber die Bevölkerung als Ganzes berühren, und es ist eine berechnete Anforderung an die Polizeiverwaltung die Bevölkerung vor solchen Vorkommnissen und Erscheinungen zu bewahren. Der Zusammenhang, in welchem das Auftreten des p. Hasenclevers in dem diesseitigen Bezirk mit dem an allen Orten und Gegenden des Deutschen Reiches auftauchenden sozialdemokratischen, auf einen Umsturz der öffentlichen Ordnung und auf Beseitigung der monarchischen Regierungsformen gerichteten Bestrebungen steht, hätte Ihnen nicht wohl entgehen dürfen.«

Durch das »äußere Gepränge«, so belehrt die Regierung von Schleswig den Bürgermeister weiter, habe die Partei Hasenclevers »ihre Tendenzen als berechnete, vielleicht als solche darzustellen« gesucht, »die sich der Billigung der Behörden respektive der Staatsbehörden erfreuen könnten«. Der Minister Eulenburg entfesselte sofort ein Kesseltreiben gegen die Lassalleaner in Schleswig-Holstein. Die Sozialdemokratie wurde von der Regierung zu Schleswig als staatsfeindliche Partei behandelt und als solche amtlich von der Polizei, der Verwaltung und der Kirche verfolgt. Im Amtsblatt der Königlichen Regierung Schlesiens warnte die Regierung öffentlich vor der Sozialdemokratie, und sie erwartete von den Predigern die Bekanntmachung dieser Warnung auf den Kanzeln. Diese Warnung entwarf ein erschreckendes Zerrbild von der sozialdemokratischen Bewegung. Es hieß da unter anderm:

Es muß jedermann wissen, was er von jenen Sendlingen einer Partei zu halten habe, die sich nicht scheuen die blutigen Verbrechen, welche die Commune von Paris in den Märztagen von 1871 verübt hat, Raub, Plünderung, Erpressung, Mord, Völlerei, Brandstiftung, zu verherrlichen. Diese Zwecke gehen darauf hinaus alles, was uns ehrwürdig, heilig und lieb ist, das Vaterland, den Thron, den Altar, Sitte und Gesetz, umzustößen, an die Stelle des häuslichen Herdes die Bierbank zu setzen, Besitz und Eigentum aufzulösen und die Arbeit, die Erhalterin und Ernährerin der Völker zum Spielball ehrgeiziger Parteiführer zu erniedrigen . . . Es ist die rote Republik, deren ausgesprochener Zweck es ist die Auslieferung des Eigentums, des mühsamen Erwerbs langer und schwerer Arbeit zur Verteilung auch an diejenigen in Anspruch zu nehmen, die nicht gearbeitet, nicht erworben haben . . . Es ist die rote Republik, die Staatsform, die kein Vaterland kennt, aus der die Religion, die Trägerin der Sitte, der Ehrbarkeit und Zucht verschwinden würde, wie sie unter ihrer Herrschaft in Paris verschwunden ist . . . Vor allem aber wird die Arbeit gelähmt, der Erwerb in Frage gestellt, das Vertrauen zwischen den Arbeitgebern und Arbeitnehmern vernichtet, durch die Streiks Unzufriedenheit erregt und geschürt, der Hang zum arbeitslosen Umherschlendern, zum Leben in öffentlichen Lokalen, zu aufregenden resultatlosen Vereinigungen gefördert.«

Welcher Lärm um eine kaiserliche Omelette!

Ein Prediger Henninger empörte sich leidenschaftlich über dieses tief verlogene demagogische Machwerk und ersuchte in einem Schreiben an das Reichkanzleramt um die Abberufung des Regierungspräsidenten Ritter. Dieser müsse durch einen Regierungsrat ersetzt werden, der mit den Regierungsgeschäften vertraut sei und wirklich geeignete Maßregeln zur Lösung der sozialen Frage in Schleswig vorschlagen könne. Durch ihren Erlaß mache sich die Regierung lächerlich und verächtlich. Sofort gab Eulenburg in denunziatorischer Absicht das Schreiben an den Vorgesetzten des Pfarrers, an den Kultusminister Falk weiter. Der Pfarrer Henninger war übrigens ein milder bürgerlicher Sozialreformer.

Es war dies nicht das erste und nicht das letzte Mal, daß Wilhelm I persönlich in den Kampf gegen die sozialdemokratische Arbeiterbewegung eingriff. In Berlin traten 1872 die Bauhandwerker, vielfach unter Leitung lassalleanischer Führer, in den Lohnkampf. Die beginnende Gründerzeit hatte eben den

Lebensunterhalt der Berliner Arbeiterschaft in hohem Maß verteuert, und zahlreiche Streiks brachen aus. Den Kaiser verdroß nun sehr der Stillstand der Bauten in seiner Residenz. Da liest er nun einen Bericht des deutschen Gesandten in Kopenhagen von der drakonischen Bestrafung der sozialdemokratischen Führer, Pio, Brix und Geleff, die an der Organisation der Arbeitsniederlegung der Maurer und an der Veranstaltung einer verbotenen Volksdemonstration beteiligt waren, die durch ein gehässiges Klassenurteil zu mehrjähriger Zwangsarbeit verurteilt worden waren. Der staatsrettende Eifer der dänischen Regierung veranlaßte ihn nun zu folgender Randbemerkung:

»Dieser Bericht läßt mich die hiesigen Streiks wieder ins Auge fassen. Ist es zu tolerieren, daß in einer Residenz nun schon in der 6. Woche alle Bauten sistiert sind, wobei alle Bauherren auf eine nicht zu duldende Art beeinträchtigt werden und die Residenz wie eine bombardierte Stadt aussieht?«

Der Kaiser nimmt hier sofort für die Arbeitgeber Partei und erwärmt sich für Kampfmaßnahmen gegen streikende Arbeiter. In seiner absolutistischen Denkweise sieht er über das bestehende Koalitionsrecht der Arbeiter einfach hinweg. Und von ihr wird er auch völlig beherrscht, als er das verfassungswidrige Verbot des 10jährigen Stiftungsfestes der Lassalleaner fordert.

Wilhelm I hatte nämlich einen scharfmachenden Artikel der Kreuzzeitung über das bevorstehende Stiftungsfest der Lassalleaner gelesen. In dem Aufruf zum Stiftungsfest wurde unter anderm auf den bevorstehenden Kampf selbstverständlich auf den Wahlkampf, hingewiesen. Die Kreuzzeitung schloß ihren Artikel mit den Worten:

»Im übrigen spricht das Blatt von angeblichem Siegestaumel und dem Wacht-am-Rhein-Singen« in einer Weise, die von neuem dartut, daß das Wort Vaterland nicht im Lexikon dieser Verherrlicher der Pariser Commune steht.

Diese Zeilen las Wilhelm, und er verfaßte am 22. Mai 1873 dieses Handschreiben an den Minister des Innern Eulenburg:

»Wieder eine Probe dessen, was uns erwartet und bevorsteht! Kann die erregende revolutionäre Feier nicht polizeilich untersagt werden, die so klar aussprechen soll, was die Anlage nur andeutet, obgleich auch schon hinlänglich? Von Ihnen habe ich trotz meiner Aufforderung noch keine Mitteilung.«

Der so gerüffelte Minister bemühte sich nun dem Kaiser zu beweisen, daß Preußen-Deutschland eben nicht mehr ganz im Polizeistaat lebte. Er konnte das 10jährige Stiftungsfest nicht verbieten, dieses sei den Vorschriften des Vereinsgesetzes entsprechend angemeldet. Er habe kein Recht dieses polizeilich zu untersagen. Die strengste Überwachung des Festes sei angeordnet. Die Beschlagnahme des Artikels des Neuen Sozialdemokraten habe der Berliner Polizeipräsident nicht für gerechtfertigt gehalten. Nach dem gesamten Inhalt des Artikels sei unter dem Kampf der Wahlkampf zum Reichstag zu verstehen, und daher sei nach Ansicht des Polizeipräsidenten keine Aussicht eine strafrechtliche Verfolgung des Blatts zu erzielen. Diese Auffassung habe er als unbedingt richtig nicht ansehen können, und er habe darüber das Nötige eröffnet. Das Schreiben Eulenburgs berührt dann noch 2 andere Aktionen, die Wilhelm I gegen die Sozialdemokratische Partei einzuleiten suchte:

Eure Majestät haben vor einiger Zeit geruht mir einen Ausschnitt aus der Kreuzzeitung zugehen zu lassen, welche die letzten Sätze des in der ehrfurchtsvoll hier beigefügten Nummer 43 des Neuen Sozialdemokraten enthaltenen, mit den Worten »Jesus von Nazareth ist tot. Es lebe Ferdinand Lassalle!« schließenden Artikels mitteilte. Wegen dieses Artikels ist gegen den Redakteur des Blattes C. F. Becker die Anklage auf Gotteslästerung erhoben, von dem Stadtgericht hierselbst jedoch unter dem 19. des Monats auf Freisprechung erkannt worden. Der Staatsanwalt wird gegen diese Entscheidung das Rechtsmittel der Appellation einlegen, und

werde ich nicht ermangeln von dem Ausfall der Sache Eurer Majestät alleruntertänigst Anzeige zu machen. Man sieht hieraus aber, wie schwer es bei der jetzigen Lage der Gesetzgebung und bei der Stimmung der Gerichte ist eine Bestrafung auch wegen solcher Äußerungen der Presse herbeizuführen, deren Verächtlichkeit und Gemeingefährlichkeit allen unbefangenen Leuten in die Augen springt. Was endlich den mir gleichfalls allergnädigst mitgeteilten Auszug aus einem Artikel des sozialdemokratischen Volksstaates betrifft, welche der ehrerbietigst wieder überreichte Ausschnitt aus der Kreuzzeitung enthält, so bemerke ich alleruntertänigst, daß der Volksstaat, das Organ der Sozialdemokratischen Arbeiterpartei (Bebel-Liebkecht), nicht hier in Berlin sondern in Leipzig verlegt wird, daß Redakteur und Herausgeber des Blattes der diesseitigen Jurisdiktion nicht unterworfen sind. Eine Verbreitung der betreffenden Nummern des Blattes in öffentlichen Lokalen hieselbst hat nicht nachgewiesen, daher eine polizeiliche Beschlagnahme hier verbreiteter Exemplare zum Zweck der Vernichtung (§ 42 des Deutschen Strafgesetzbuches) nicht stattfinden können. Die Beschlagnahme von Exemplaren, welche sich im Privatbesitz befinden, ist gesetzlich nicht zulässig.«
So Eulenburg am 24. Mai 1873.

Der Kaiser Wilhelm zeigt sich ganz feinhörig für das freilich überlaute Geschrei der Scharfmacher gegen die Koalitionsfreiheit der Arbeiter. So teilte der Geheime Kabinettsrat von Wilmowski am 24. April 1873 dem Minister des Innern Eulenburg und dem Justizminister Leonhardt mit, daß die Immediatzeitungsberichte des Regierungspräsidenten Rothe /Merseburg/ vom 12. April 1873 über die Versuche auswärtiger Agitatoren die Arbeiterbevölkerung der Kohlenindustrie aufzuregen und über die daraus entstehenden Gefahren für die öffentliche Ruhe auf den Kaiser stark gewirkt hätten:

»Die von dem Berichtstatter dabei ausgesprochene Bemerkung, daß die Gesetzgebung beklagenswerterweise den Behörden jedes Mittel entzogen habe, um diesen auf Störung der Ordnung abzielenden Unternehmungen bezahlter Sendlinge entgegenzutreten, hat auf des Kaisers und Königs Majestät einen peinlichen Eindruck gemacht, und wenn Seine Majestät auch vertrauen, daß die Behörden alles aufbieten die Ausschreitungen der Agitatoren zu verhindern oder zu ahnden, so wollen Allerhöchstdieselben doch Eurer Exzellenz Aufmerksamkeit noch besonders auf den Gegenstand gelenkt sehen und haben mich deshalb zu beauftragen geruht in diesem Sinne Eurer Exzellenz Mitteilung zu machen.«

Der Sinn des scharfmacherischen Vorstoßes des Regierungspräsidenten Rothe war die Bekämpfung der Organisation des Lohnkampfes durch Führer der Arbeiter, die sofort als bezahlte »Sendlinge« verdächtigt werden. Eulenburg bemerkte zu dem kaiserlichen Nasenstüber, die Einbringung eines Reichsvereinsgesetzes werde Gelegenheit zu näherer Erörterung der Frage bieten.

Der Kaiser drängt und drängt auf ein gesetzliches Einschreiten gegen die junge deutsche Arbeiterbewegung, und den äußern Anlaß zu einem neuen Sturm auf den wohl nach seiner Ansicht unschlüssigen Eulenburg geben ihm die sehr aufgebauschten Berichte über Ruhestörungen in Stuttgart, Mannheim und Frankfurt am Main und die »maßlosen, aller Sittlichkeit und Ordnung spottenden Ausschreitungen der sozialdemokratischen Presse Berlins«. Er fordert in dem Immediatbericht des Zivilkabinetts vom 25. April 1873 sehr energisch »legislatorische Maßnahmen, um der Fortdauer und dem Wachstum jener das Wohl des Staates und der Gesellschaft empfindlich drohenden Erscheinungen entgegenzuwirken«. In der Sitzung vom 3. April 1873 sei eine Änderung der bestehenden Gesetzgebung über die Presse anerkannt worden, um durch erweiterte und verschärfte Strafbestimmungen den Ausschreitungen der Presse entgegenzutreten. Allseitig sei anerkannt, daß sich der aus dem Reichstag hervorgegangene Pressegesetzentwurf nicht zur Anwendung seitens der Regierung eigne. Eulenburg habe die Geneigt-

heit gehabt in Gemeinschaft mit dem Staatsminister Delbrück Ergänzungen des im Entwurf vorliegenden Reichspressgesetzes schleunigst herbeizuführen, damit dieses noch dem Reichstag in laufender Session rechtzeitig vorgelegt werden könne. Den Intentionen des Kaisers entspreche es, wenn der Minister des Innern mit aller Entschiedenheit darauf hinwirken wolle, daß das angedeutete Ziel ohne Säumen erreicht werde. Als eine weitere Maßnahme sei in jener Sitzung eine Revision der Vereinsgesetzgebung anerkannt worden. Das Reichskanzleramt habe nach einer Mitteilung vom 2. Februar 1873 von der Vorlage eines Reichsvereinsgesetzentwurfs Abstand genommen. Dem Staatsministerium sei es am 16. September 1872 zweckmäßig erschienen die Initiative in dieser Sache vom Reichskanzleramt ausgehen zu lassen. Doch nach jetziger Lage der Verhältnisse entspreche es den Intentionen des Kaisers, wenn der Minister des Innern in seinem Ministerium ein Gesetz über das Vereinswesen entwerfen würde, damit es möglichst bald im Staatsministerium beraten und dem Reichskanzleramt zur weitem Veranlassung mitgeteilt werden könne.

So das Schreiben aus dem Zivilkabinett des Kaisers, und Eulenburg verstand den Wink und ging schnell an die Arbeit. Im späten Frühjahr 1873 lag dem Bundesrat das Pressegesetz vor, das sich geradezu als ein Ausnahmegesetz gegen die sozialistische Presse darstellte. Der § 20 dieses Gesetzes lautete: »Wer in einer Druckschrift die Familie, das Eigentum, die allgemeine Wehrpflicht oder sonstige Grundlagen der staatlichen Ordnung in einer die Sittlichkeit, den Rechtssinn oder die Vaterlandsliebe untergrabenden Weise angreift oder Handlungen, welche das Gesetz als strafbar bezeichnet, als nachahmungswert, verdienstlich oder pflichtgemäß darstellt oder Verhältnisse der bürgerlichen Gesellschaft in einer den öffentlichen Frieden gefährdenden Weise erörtert, wird mit Gefängnis oder Festungshaft bis zu 2 Jahren bestraft.«

Wer die im § 166 des Strafgesetzbuchs für das Deutsche Reich vorgesehenen Handlungen (Religionsverspottung) mittels der Presse verübt, sollte mit Gefängnis nicht unter 3 Monaten bis zu 4 Jahren bestraft werden. Jedoch der gut vorbereitete und von der Krone unterstützte Angriff gegen die Pressefreiheit scheiterte.

2 Jahre später, Anfang 1875, schwingt sich der Kaiser abermals zu einem Vorstoß gegen die sozialdemokratische Arbeiterschaft auf. Am 14. Januar 1875 hatte der preußische Gesandte in München, von Werthern, einen begeisterten Bericht über die Sozialistenverfolgungen des Münchener Polizeidirektors von Feilitzsch verfaßt. Der Bericht schloß mit den Worten:

»Seiner bisherigen Erfahrung nach haben sich die hier in München angewendeten Maßregeln vorzüglich bewährt: Die gefährlichen Vereine sind insgesamt geschlossen, die Führer sind bestraft, und die Wiedervereinigung wird strengstens überwacht und verhindert. Alle größeren Wirtshauslokale sind den Sozialdemokraten verschlossen, und selbst Hasenclever und Hasselmann haben den Versuch Propaganda zu machen aufgeben müssen.«

Dieser dem Reichskanzler erstattete Bericht wurde dem Kaiser unterbreitet, und dieser schrieb, wie der Staatssekretär von Bülow an den preußischen Justizminister Leonhardt berichtet, eigenhändig die Worte an den Rand: »Warum ist man bei uns nicht ebenso tätig gegen die Roten?« Diese Bemerkung des Kaisers wurde dem Minister Eulenburg vorgelegt, und der zur Sozialistenhatz von höchster Stelle ermunterte Minister verfaßte ein langes, langes Schreiben, um seinem kaiserlichen Herrn zu beweisen, daß er auch tapfer gegen die Roten tätig gewesen sei. Zunächst ließ er die Paragraphen des bayrischen Vereinsgesetzes aufmarschieren. In Bayern sei die Schließung

eines Vereins ungleich leichter als in Preußen herbeizuführen. Aber trotz den aus der gegenwärtigen preußischen Gesetzgebung resultierenden Schwierigkeiten sei doch in Preußen das Verfahren auf Schließung der sozialdemokratischen Vereine und ihrer Mitgliedschaften überall eingeleitet worden; es seien durch die Ortspolizeibehörden namentlich geschlossen:

1. Mitgliedschaften des Allgemeinen Deutschen Arbeitervereins (Hasenclever und Genossen) an mehreren Orten der Provinz Schleswig-Holstein, desgleichen der Provinz Brandenburg (Guben, Kottbus, Züllichau und Potsdam) und in Breslau, 2. Mitgliedschaften des Allgemeinen Deutschen Maurer- und Steinhauervereins im Regierungsbezirk Stettin und Königsberg in Preußen; 3. Mitgliedschaften der sogenannten Sozialdemokratischen Arbeiterpartei (Bebel, Liebknecht und Genossen) in Königsberg in Preußen. Auch in Frankfurt am Main sind die dortigen sozialistischen Vereine geschlossen, und ist das gerichtliche Verfahren gegen die Haupt- und Zentralvereine hier in Berlin eröffnet worden, und zwar noch ehe in München gegen die Sozialistenvereine vorgegangen war. Unter dem 23. Juni vorigen Jahres hat die Ratskammer des Königlichen Stadtbezirks hierselbst die Schließung 1. des Allgemeinen Deutschen Arbeitervereins, in welchem sich die sozialistische Agitation in Preußen konzentriert, ausgesprochen. In gleicher Weise wurden im Juli beziehungsweise August vorläufig geschlossen: 2. der Allgemeine Maurer- und Steinhauerverein; 3. der Deutsche Zimmererbund; 4. der Putzerklub; 5. die Sozialdemokratische Arbeiterpartei; 6. der Allgemeine Deutsche Schuhmacherverein; und auf meine besondere Anregung 7. der Berliner Arbeiterfrauen- und -mädchenverein.« Diese Leistungen Eulenburgs konnten sich wirklich sehen lassen. Eulenburg erwähnt dann noch, daß alle Schritte zur gerichtlichen Schließung dieser Vereine eingeleitet seien, und daß deren definitive Schließung auch zu erhoffen sei. Er schließt sein Schreiben an den Kaiser mit den Worten:

„Durch Erlaß vom 2. März vorigen Jahres habe ich den Polizeibehörden insbesondere eingeschärft die sozialistischen Hetzereien in Versammlungen, das Aufreizen der verschiedenen Klassen der bürgerlichen Gesellschaft gegen einander unter keinen Umständen zu dulden sondern sofort zur Bestrafung zu bringen. So ist denn allmählich eine nicht unbedeutende Zahl sozialistischer Agitatoren, darunter Most, Hasenclever und andere, zu Gefängnisstrafen verurteilt und dadurch wenigstens für einige Zeit unschädlich gemacht worden. Auch an Auflösungen sozialistischer Versammlungen, deren vorgängiges Verbot nach Lage der Vereinsgesetzgebung nicht erfolgen kann, hat es nicht gefehlt, wie auch endlich von dem durch den Polizeidirektor in München empfohlenen Mittel diese Versammlungen tatsächlich zu verhindern, daß man durch den Einfluß der Polizei auf die Gastwirte den Sozialdemokraten die erforderlichen Versammlungslokale entzieht, soweit Anwendung gemacht worden ist, wie es mit den Gesetzen irgendwie vereinbar schien.«

Wilhelm I konnte sich über den Dienstfever seines Ministers wahrlich nicht beklagen. Dieser probte die Gesetze wirklich auf ihre volle Dehnbarkeit hin aus. Die Polizei mußte sogar mit Drohungen aller Art den Sozialdemokraten die Säle abtreiben. Und der Kaiser bemühte sich mit größtem Erfolg die ausgleichende, die Gesellschaftsklassen versöhnende Rolle des "sozialen Königiums" in das Gebiet der Fabel zu verweisen.

RUNDSCHAU

ÖFFENTLICHES LEBEN

Außenpolitik / Ludwig Quessel

Bratianu † Der jähe Tod Jonel Bratianus, der am 24. November in Bukarest an den Folgen einer Halsoperation starb, wurde in Europa allgemein als ein politisches Ereignis von erheblicher Tragweite angesehen. Rumänien verlor einen Politiker,

der nach dem Krieg konsequent seine Politik in Paris orientierte. Mit seinem Tod tritt ein Moment der Unsicherheit in die auswärtige Politik Rumäniens ein, das durch die Parteierungen, die die dynastische Frage bereits hervorgerufen hat, noch verstärkt wird. Unter Jonel Bratianu war Rumänien gegen britische Einflüsse fast immun. Ob seine Nachfolger, die mit den Anhängern des am

4. Januar 1926 seiner Thronfolgerechte entkleideten Prinzen Carol kämpfen müssen, ebenso fest zu der von Frankreich geführten Mächtegruppe halten werden, steht dahin. Einstweilen hat sein Bruder Vintila die Führung der auswärtigen Politik übernommen, aber es ist fraglich, ob dieser sich gegenüber britischen Einflüssen ebenso stark zeigen wird wie Jonel.

In Deutschland und England wird dem Verstorbenen nachgesagt, daß er «die Politik als Geschäft betrachtet und politische Macht in klingende Goldmillionen umgemünzt» habe. Frankreich feiert ihn dagegen als glänzenden Staatsmann, dem das rumänische Volk in kritischen Stunden mit Recht die absolute Gewalt im Staat anvertraut habe. Vom Januar 1922 bis zum März 1926 war Bratianu Chef des liberalen Kabinetts. Von besonderer Bedeutung war seine Arbeit für die Kleine Entente, der er, sobald Verfallserscheinungen sich bei ihr zeigten, immer wieder neue Kraft einzufußeln verstand. Nach dem Sturz des diktatorischen Regiments des Generals Averescu, der britischen Einflüssen zugänglich war, gelangte Bratianu von neuem zur Macht. Er brachte die dynastische Frage zur Lösung und verschaffte zugleich der Kleinen Entente vermehrte Geltung. Sein Einfluß auch als Führer der Opposition war groß genug Rumäniens Stellung als Großmacht in Südosteuropa weder durch dynastische Wirren noch durch britische Intrigen erschüttern zu lassen. Jetzt taucht bereits die Befürchtung auf, daß Prinz Carol mit einem Flugzeug eines Tages auf rumänischem Boden landen könnte. Die Folge eines dynastischen Konflikts in Rumänien wäre sicher eine Erschütterung der außenpolitischen Position des größten Balkanstaats, die sich für die Sicherung des Friedens in Europa nur unheilvoll auswirken könnte.

Französisch-südslawischer Vertrag

Die Geschichte des französisch-südslawischen Freundschaftsvertrags, der am 11. November abgeschlossen wurde, kann als Beweis dafür dienen, mit welcher Zurückhaltung und Besonnenheit Frankreich sein großes Ziel dem europäischen Kontinent einen organisierten Frieden zu verschaffen verfolgt.

Der Vertrag lag bereits im Mai 1926 in allen Einzelheiten formuliert vor. Damals leistete Paris Verzicht auf die Unterzeichnung zugunsten der kontinentalen Friedenssicherung, weil mittlerweile Mussolini mit dem Angebot eines Nichtangriffspakts an Südslawien herangetreten

war. Man nimmt vielfach an, daß dieses Angebot nur ein Manöver war, um die mit Nintschitsch vereinbarten Konventionen von Nettuno schnell unter Dach und Fach zu bringen. Für diese konnte Nintschitsch eine Mehrheit in der Skupschtina jedoch nicht gewinnen, so daß sie bis heute nicht ratifiziert worden sind. Die Folge war, daß der italienische Nichtangriffspakt sang- und klanglos in der Versenkung verschwand. Nichtsdestoweniger hielt es Frankreich auch im Herbst 1926, als die britischen Einflüsse auf die italienische Politik schon deutlich zutage traten (Abschluß des englisch-italienischen Abkommens über Abessinien vom 16. April 1926. Entrevue Mussolinis mit Chamberlain am 30. September in Livorno, bei der England seine Zustimmung zum Protektorsvertrag Italiens mit Albanien erteilte), noch geboten größte Duldsamkeit gegenüber Italien zu beweisen, um zunächst einmal abzuwarten, ob die englischen Gaben Mussolini wirklich dahin führen würden den Frieden in Süd- und Osteuropa zu gefährden. Die Unterzeichnung des französisch-jugoslawischen Freundschaftsvertrags unterblieb auch im Herbst 1926 noch und wurde erst wieder aktuell nach Italiens Vertrag mit Ungarn und Mussolinis Kampagne gegen Belgrad wegen dessen angeblicher Rüstungen gegen Albanien. Im übrigen war Frankreichs Zurückhaltung keine Verleugnung seiner Freundschaft zu Südslawien, was seine erfolgreichen Bemühungen um die Wiederbelebung der Kleinen Entente, die Belgrad die nötige Deckung gegen Ungarn und Bulgarien verschafft, beweisen. Frankreichs energischem Eintreten für Südslawien war es auch zu danken, daß Italien seine Rüstungen in Albanien gegen Belgrad wieder rückgängig machen mußte. Auch die Demonstrationen italienischer Offiziere gegen Frankreich hat Paris ein ganzes Jahr lang mit ruhiger Besonnenheit über sich ergehen lassen, ohne zu Gegenmaßnahmen zu schreiten. Erst das Erscheinen der italienischen Flotte im Hafen von Tanger am 29. Oktober, durch das die französische Souveränität (ausgeübt durch den unter Protektorat stehenden Sultan) in der Tangerzone in Frage gestellt werden sollte, hat Paris dazu bestimmt Rom nunmehr doch zu zeigen, daß es nicht gewillt ist weiterhin die italienischen Freundschaftsdienste für England ruhig über sich ergehen zu lassen.

Der Abschluß des französisch-südslawischen Freundschaftsvertrags stellt zweifellos eine eindringliche Warnung für

Italien dar. Insbesondere gilt das für Artikel 4, der besagt: »Falls trotz den aufrichtigen friedlichen Absichten der französischen und der südslawischen Regierung Frankreich oder Südslawien unverschuldet angegriffen werden sollte, würden sich die beiden Regierungen unverzüglich über ihre beiderseits im Rahmen des Völkerbunds Pakts zu unternehmenden Aktionen zur Wahrung ihrer berechtigten nationalen Interessen und zur Aufrechterhaltung der in dem Vertrag festgelegten Ordnung verständigen.« Um gemeinsame Abwehr unprovoked Überfälle handelt es sich hier. Kein Zweifel, diese Form berechtigten Selbstschutzes ist mindern Werts gegenüber dem Schutz einer geordneten Exekutive, den das Genfer Protokoll dem Überfallenen bot. Aber man weiß, daß Großbritannien das Genfer Protokoll zu Fall gebracht hat und sich auch weiter jedem organisierten Frieden auf dem Kontinent zu widersetzen beabsichtigt. Die Freundschaftsverträge Frankreichs mit den kontinentalen Mächten stellen daher das höchste Maß des organisierten Friedens dar, das zurzeit zu erreichen ist.

Italien und Albanien

Sich stützend auf die Deklaration der Gesandtenkonferenz vom November 1921, in der Frankreich, England und Japan dem Völkerbundsrat empfahlen Italien die Wiederherstellung der albanischen Grenzen anzuvertrauen, schloß Rom einige Wochen nach der Livornoer Zusammenkunft Mussolinis mit Chamberlain vom 30. September 1926 mit der albanischen Regierung in Tirana einen Schutzvertrag ab, der unabhängig von seiner juristischen Formulierung politisch als ein Protektoratsvertrag angesehen werden muß. Den Protektoratsvertrag über Albanien vom 27. November 1926 ergänzte es jetzt, 11 Tage nach dem Abschluß des französisch-südslawischen Freundschaftsvertrags, durch einen neuen Pakt mit Albanien, dessen Artikel 4 bestimmt, daß im Fall eines nicht provozierten Konflikts beide Teile sich verpflichten einander alle militärischen und finanziellen Kräfte zur Abwehr feindlicher Aktionen zur Verfügung zu stellen. Mit Recht bemerkt der Temps, daß dieser Vertrag, dessen Bedeutung in der deutschen Presse maßlos aufgebauscht worden ist, an den tatsächlichen Verhältnissen an der Adria gar nichts ändert. Die militärischen und finanziellen Kräfte, die Albanien Italien zur Verfügung stellen kann, sind faktisch gleich null. Andererseits versteht es sich wohl, daß Italien

einen Angriff auf sein albanisches Protektorat wie einen Angriff auf sich selbst empfinden würde. Der italienisch-albanische Vertrag vom 22. November 1927 vermag dem Protektoratsvertrag vom 27. November 1926, dem England schon im voraus seine Zustimmung gab, nichts mehr hinzuzufügen. Er stellt lediglich eine Geste gegen den französisch-südslawischen Freundschaftspakt und gegen den organisierten Frieden Europas dar, die zwar in Belgrad einige Erregung hervorrief, in Paris aber mit Gelassenheit hingenommen wurde: in der ruhigen Gewißheit, daß das eigene Interesse Italiens, das auf die Dauer doch nur in einem zusammenarbeitenden Kontinentaleuropa gedeihen kann, die Politik schließlich zwingen wird die englischen Wege wieder zu verlassen und die Richtung auf Europa einzuschlagen.

Polnisch-Litauischer Konflikt Der Konflikt Polens mit Litauen, der die deutsche Presse veranlaßte wie auf Kommando die Gefahr im Osten eine ganze Woche hindurch schwarz in schwarz zu malen, ist in Frankreich viel ruhiger beurteilt worden. Grundsätzlich sei zunächst zu dem polnisch-litauischen Konflikt bemerkt, daß seine Lösung in dem Sinn die alte Polnisch-Litauische Union, die Polen und Litauen von 1569 bis 1795 zusammenhielt, wiederherzustellen, in der Natur der Dinge begründet ist und daher eines Tages so oder so Wirklichkeit werden wird, so sehr sich einstweilen London auch noch dagegen wehren mag, weil es keine stabilen Verhältnisse im Osten wünscht. Die selbe Abneigung vor stabilen Verhältnissen im Osten hat offensichtlich auch Moskau, das durch eine Polnisch-Litauische Union viel an Einfluß in Osteuropa zu verlieren fürchtet. Zur Vorgeschichte der russischen Demarche in Warschau ist zu bemerken, daß am selben Tag, da Litwinow mit Stresemann in Berlin Fühlung nahm, die bolschewistische Regierung ihre Note in Warschau überreichen ließ, was man in Paris nicht als einen Zufall sondern als ein russisch-deutsches Zusammenspiel betrachtet hat. Es sei bemerkt, daß in Moskau Litwinow als ein stark nach England neigender Politiker angesehen wird, was man teilweise auf den Einfluß seiner Frau zurückführt, die Engländerin von Geburt ist. Wenn man auch diese personalpsychologische Motivierung nicht ernst zu nehmen braucht, so ist doch jedenfalls Litwinow der am meisten britisch orientierte Außenpolitiker des Kremls. Kein Wunder, daß

der Quai d'Orsay die eigentliche Gefahr im Osten nicht in dem Erscheinen Pilsudskis in Wilna und auch nicht in der Tatsache sieht, daß Anhänger der Katholischen Bauern- und der Sozialdemokratischen Arbeiterpartei aktive Befürworter einer Polnisch-Litauischen Union sind, sondern in dem Auftreten Rußlands gegen Polen in der litauischen Frage.

Wer die russische Note an Polen vom 24. November 1927 genauer geprüft hat, wird zugeben müssen, daß sie eine regelrechte Demarche Moskau zugunsten der litauischen Militärpartei darstellt, die aus naheliegenden egoistischen Gründen eine Union Litauens mit Polen unter allen Umständen zu hintertreiben sucht. Die russische Note stellt zunächst die Behauptung auf, daß die Aufrechterhaltung des Friedens »viel mehr von Polen als von Litauen« abhängt. Als Beweis werden die geringen Hilfsmittel Litauens gegenüber Polen angeführt. Dazu muß jedoch gesagt werden, daß die Weltgeschichte viele Fälle kennt, in denen kleine Staaten große Mächte angriffen, weil sie glaubten auf starke fremde Unterstützung rechnen zu dürfen. Nicht unbekannt ist auch, daß der Völkerbund sich 1920 wesentlich aus dem Grund mit der Annexion Wilnas durch Polen abfand, weil er glaubte durch die Zurückgabe Wilnas an Litauen werde Warschau leichter eine Union mit Litauen erreichen können. Vieles spricht dafür, daß die Herbeiführung einer Union mit Litauen diejenige Lösung des polnisch-litauischen Konflikts ist, die Pilsudski mit Unterstützung litauischer Sozialdemokraten und Bauernparteieler erreichen möchte. Moskau machte in seiner Note am 24. November Pilsudski den Vorwurf, daß er »radikal den Knoten der polnisch-litauischen Beziehungen zu zerhauen« beabsichtige, und sprach von »ungeheuren Gefahren, die ein ... gegen die Unabhängigkeit Litauens begangenes Attentat bedeuten würde«. Mit keinem Wort wurde aber in der russischen Note die Frage berührt, ob das litauische Volk unter der gegenwärtigen Militärdiktatur, die die sozialdemokratisch und klerikal gesinnten Anhänger der Union mit Polen fusilieren läßt, überhaupt noch zu leben vermag.

Was die Haltung Deutschlands zum polnisch-litauischen Konflikt betrifft, so hat Litwinow am 25. November eine Unterredung mit Stresemann gehabt, bei der »die litauisch-polnischen Beziehungen zur Erörterung kamen«. Die Wolffmeldung hierüber läßt kaum einen Zweifel daran, daß die Wilhelmstraße sich dem

Standpunkt des Kremels stark genähert hat. »Litwinow gab«, so heißt es in der offiziellen deutschen Meldung, dem Reichsaußenminister Kenntnis von der gestern in Warschau überreichten Note der Sowjetregierung, in der diese ihren Besorgnissen über die litauisch-polnische Spannung und über die sich daraus möglicherweise ergebenden Gefahren Ausdruck gegeben hat. Es bestand Übereinstimmung darüber, daß es im allgemeinen Interesse dringend wünschenswert ist jede Störung der friedlichen Entwicklung zu vermeiden und allseitig die Bemühungen auf die baldige Behebung der bestehenden Schwierigkeiten zu richten.« Es scheint so, als ob die Wilhelmstraße, wie der Kreml, von einem Zusammenschluß Litauens mit Polen nichts wissen will. Da Stresemann als guter Kenner der deutschen Volkspsyche sich nicht leicht zu einem Schritt bestimmen läßt, der nicht die Billigung Englands findet, wäre gegen einen polnisch-litauischen Zusammenschluß eine englisch-deutsch-russische Einigung im Werden. Weshalb der Temps bei der Besprechung der russischen Demarche in Warschau »Überraschungen in der Domäne der internationalen Politik« befürchtete, die »in eindringlicher Rapidität auf einander folgen« könnten. Ferner ist noch zu bemerken, daß gleich nach der russischen Demarche in Warschau der Quai d'Orsay der Wilhelmstraße unterstellte, sie wisse ganz genau, daß Polen Litauen nicht bedrohe, und Berlin ermahnte den Konflikt nicht zu verschärfen sondern in Genf aktiv mit den anderen Großmächten an der Lösung des Problems mitzuwirken.

Als Antwort auf die russische Note richtete die polnische Regierung am 28. November eine Zirkularnote an die europäischen Mächte, in der sie jede Absicht gewaltsam den Anschluß Litauens an Polen herbeizuführen in Abrede stellte und im übrigen auf die Dezembertagung des Völkerbundsrats verwies, dem das polnisch-litauische Problem unterbreitet werden müsse, weil der von Litauen krampfhaft gegenüber Polen aufrechterhaltene Kriegszustand unbedingt normalen völkerrechtlichen Beziehungen weichen müsse. Auf die Kundgebung Warschaws ließ Stresemann durch das Wolffsche Bureau verkünden, daß die Wilhelmstraße nicht die Absicht habe schriftlich auf die polnische Zirkularnote zu antworten. Wie man in Litauen die Dinge betrachtet, ergibt sich aus einer Unterhaltung des litauischen Ministerpräsidenten Woldemaras mit einem

Vertreter der Vossischen Zeitung, in der er erklärte, »Rußland und Deutschland ... werden Litauen stets unter ihren Schutz nehmen«.

Am 7. Dezember begannen in Genf die Verhandlungen über den polnisch-litauischen Konflikt vor dem Völkerbundsrat. Woldemaras versuchte polnische Angriffsabsichten unter Hinweis auf die Unterstützung der aus Litauen Geflüchteten durch Warschau zu beweisen. Überraschend wirkte sein Vorschlag eine Kontrollkommission einzusetzen, um die Verhältnisse an der litauisch-polnischen Grenze zu prüfen. Wichtig an der Antwort des polnischen Außenministers Zaleski war namentlich sein Hinweis darauf, daß der von Litauen aufrechterhaltene Kriegszustand gegen Polen zu unerträglichen Zwischenfällen führe.

Zum Berichterstatter über den polnisch-litauischen Konflikt wurde dann der holländische Außenminister Beelaert van Blootland ernannt, der nach langen Verhandlungen mit dem polnischen Völkerbundsdelegierten und dem litauischen Ministerpräsidenten eine Art Einigung herbeiführte, wozu wohl die Ankunft Pilsudskis nicht wenig beigetragen hat. Es fand dann in der Nacht vom 10. zum 11. Dezember eine Sitzung des Völkerbundsrats statt, in der das Resultat bekanntgegeben wurde. Der Völkerbundsrat vermeidet eine direkte politische Stellungnahme und begnügt sich damit zu erklären, daß ein Kriegszustand zwischen Mitgliedern des Völkerbunds mit dessen Satzung unvereinbar sei. Der Rat nehme Kenntnis von einer feierlichen Erklärung des Vertreters Litauens sich nicht als im Kriegszustand mit Polen befindlich zu betrachten; daher bestehe zwischen beiden Ländern der Friede. Der Rat empfiehlt ihnen unverzüglich direkte Verhandlungen über die einzelnen Konfliktpunkte anzuknüpfen, wozu er seine guten Dienste zur Verfügung stellt.

Dieser Beschluß, des Völkerbundsrats, der in der Nachtsitzung große Befriedigung auslöste, so sehr, daß Zaleski und Woldemaras sich umarmten, kann darüber nicht hinwegtäuschen, daß mit solcher melodramatischen Geste das politische Problem selbst nicht gelöst ist, wenn auch eine akute Gefahr für den Moment beseitigt sein mag. Jener Brandherd wird erst dann ausgelöscht sein, wenn die Oststaaten sich von der Einwirkung uneuropäischer Mächte, die den Osten nicht zur Ruhe kommen lassen wollen, lösen und ihren eigenen Interessen folgen, die auf Einigung in europäischem Sinn hindrängen.

Kurze Chronik Das Genfer Bureau d'Etudes Internationales erließ ein *Preisausschreiben* über das Thema »Die Aufgaben des Völkerbundsrats«. Der Verfasser der besten Arbeit erhält ein Stipendium zur Teilnahme an den Genfer Sommerkursen des Bureaus im nächsten Jahr. Die Arbeiten müssen bis zum 30. Dezember dem Professor Zimmern, 22 Rue de la Cité, Genf, übersandt werden. ◊ Am 18. Oktober wurde in Brüssel, hierauf in Paris ein *Schiedsgerichtsvertrag Luxemburgs mit Belgien und Frankreich* unterzeichnet. ◊ Am 26. November ratifizierte die Skupschtina in Belgrad den *deutsch-südslawischen Handelsvertrag*, obwohl ihn die Opposition scharf kritisiert hatte. ◊ Denjenigen, die immer noch nicht an *Poincarés Locarnopolitik* glauben wollen und sich einbilden, daß Poincaré von Briand eine Außenpolitik treiben lasse, die ihm im Grunde widerstrebe, erteilt der folgende Vorgang eine Unterweisung: Der Straßburger Ruderklub Stella hatte aus Anlaß des administrativ-gerichtlichen Vorgehens gegen 3 Blätter im Elsaß an Poincaré also telegraphiert: »Beglückwünschen bestens zur Unterdrückung der Bochezeitungen.« Poincaré ließ das Telegramm an den Absender mit dem Vermerk zurückgehen: Der Ministerpräsident könne nicht ein Schreiben annehmen, dessen Wortlaut ein Nachbarvolk, mit dem Frankreich in friedlichen Beziehungen lebe, beleidige. ◊ Zu den außenpolitischen Imponderabilien, die auf die Gestaltung des Verhältnisses des Deutschen Reichs zu seinen ehemaligen Kriegsgegnern einwirken, gehört sicherlich auch der *Fall Röttcher*. Am 5. November wurde der Herausgeber der Menschheit Fritz Röttcher in Wiesbaden verhaftet und nach Berlin in das Untersuchungsgefängnis gebracht, wo er noch festgehalten wird; und zwar deshalb, weil in einigen Veröffentlichungen der Menschheit der Versuch eines Landesverrats gesehen wird. Die von wahrstem Idealismus getragene Gesinnung Röttchers, die sich in seinem ganzen Wirken dokumentiert, läßt eine solche Beschuldigung besonders absurd erscheinen. Wegen der außenpolitischen Bedeutung dieser Art Landesverratsprozesse, die, wie die Deutsche Liga für Menschenrechte in einer Kundgebung am 7. Dezember feststellte, »Deutschlands Ansehen in der Welt außerordentlich schädigen und die friedliche deutsche Außenpolitik gefährden müssen, wird es nötig sein auf die Einzelheiten des Falls noch zurückzukommen.

Innenpolitik / Hans Simons

Deutschland Es ist interessant aus den Erfahrungen mit der Koalitionsregierung im Reich ganz deutlich zu sehen, daß rein technisch-taktisch das Regieren für eine Koalition von den Deutschnationalen bis zum Zentrum viel schwieriger ist als für eine Koalition von den Sozialdemokraten bis zur Deutschen Volkspartei. Die Große Koalition im Reich ist freilich ihrerzeit zerschlagen worden; auch in Preußen ist sie vorzeitig in die Brüche gegangen. Aber während sie bestand, ersparte sie dem Staatsbürger das Schauspiel, das ihm jetzt geboten wird: ein Schauspiel der Uneinheitlichkeit, Unentschlossenheit und Ungeschicklichkeit wenigstens auf innenpolitischem Gebiet. Es ist nur die Konsequenz der weitverbreiteten Stimmung, wenn die sozialdemokratische Fraktion bei den Wirtschaftsberatungen des Reichstags ein Mißtrauensvotum gegen die Reichsregierung eingebracht hat. Es vermochte natürlich nicht das Kabinett zu stürzen; aber sein Ergebnis (Ablehnung mit 229 gegen 192 Stimmen bei 14 Enthaltungen) ist doch bezeichnend für das sich allmählich vollziehende Abbröckeln der Regierungsgefolgschaft.

Ohnehin ist ja das Beharrungsvermögen jedes Kabinetts groß. Dieses scheint besondere Zähigkeit zu haben. Denn was der Reichsfinanzminister Köhler ausgehalten hat, dazu wäre so leicht kein anderer parlamentarischer Minister imstande gewesen. Es kann hier nicht darauf eingegangen werden, wie weit seine innenpolitischen Fehler außenpolitisch mitbedingt waren, aber es muß als ein Beweis für die eigentümliche Herrschaft einer Parteimaschine angemerkt werden, wie sie sich aus dem Listenwahlsystem unvermeidlich entwickelt hat, daß ein Minister, der finanz- und reparationspolitisch bereits gescheitert ist, von seiner Fraktion gehalten wird. Dazu mögen wahltechnische Erwägungen beigetragen haben. Aber sie sind nicht entscheidend. Dem Zentrum bekäme es unter Umständen für das Ergebnis aller kommenden Wahlen sehr viel besser, wenn es die Fehler seines Reichsfinanzministers nicht zu seinen eigenen machte. Indem auch die übrigen Parteien darauf verzichtet haben dessen Fehler richtigzustellen, tragen sie nicht nur außenpolitisch sondern, was in diesem Fall wichtiger ist, innenpolitisch die Verantwortung für die Folgen mit, die sich aus dem Eingriff des

Reparationsagenten schon ergeben haben und noch ergeben werden. Sie sind besonders daran mitschuldig, daß abermals eine entscheidende innenpolitische Frage: die Verbesserung der staatsrechtlichen und verwaltungstechnischen Organisation des Reichs und der Länder, als bloßes Rechenexempel der Steuererleichterung, und gar nicht als geschichtlich gegebene Aufgabe der Staatsgestaltung behandelt wird.

Die Verfassung von Weimar gibt dem Reich und seiner Regierung Mittel zur Stärkung ihrer Stellung an die Hand, die noch von keiner Regierung ausgenutzt worden sind, vielleicht am wenigsten von der im Amt befindlichen. Der Reichskanzler hat ein Programm des Einerseits-Andersseits verkündet, das auch die bevorstehende grundsätzliche Aussprache zwischen der Reichsregierung und den Ministerpräsidenten der Länder als ein taktisches Manöver, nicht als einen strategischen Zug erkennen läßt. Dabei hat sich die Öffentlichkeit, haben sich Organisationen aller Art und Blätter aller Parteirichtungen mit einer seit der Novemberumwälzung ungewohnten Leidenschaftlichkeit für den Einheitsstaat eingesetzt. Aber diese namenlos mobilisierten politischen Kräfte können auch zu keiner Wirkung zusammengefaßt werden, weil zwar über die Notwendigkeit einer Änderung alle einig sind, über deren Art aber nicht einmal innerhalb der Gruppen, geschweige denn zwischen ihnen Einigkeit herrscht. Die Parteien haben versucht die neue Stimmung bei der Wahlvorbereitung auszunutzen. Aber auch hierbei hat sich gezeigt, daß Proklamationen leichter sind als Programme. Über Vorstudien ist man nirgends hinausgekommen, und je näher die Möglichkeit rückt für bestimmte Forderungen praktisch eintreten zu müssen, desto vorsichtiger ziehen sich alle Beteiligten vor eindeutigen Entschlüssen zurück. Doch nicht nur der Umfang der Erörterung über den Einheitsstaat verdient verzeichnet zu werden, auch die eigentümliche Verschiebung der Haltung besonders der wirtschaftlichen Organisationen muß man erwähnen, weil sie für die künftige Entwicklung bedeutungsvoll sein wird. Besonders in der Auseinandersetzung über das künftige Schicksal Preußens werden dabei bestimmte parteipolitische Absichten deutlich. Aber ihre Träger werden es erleben, daß ihre auf tagespolitische Erfolge abgestellten Bemühungen Ergebnisse haben könnten, die sie selbst höchst überraschen.

Deutsche Wahlen 1927

Zu solchen Voraussagen ist man berechtigt, wenn man einen Blick auf die Ergebnisse der letzten Einzelwahlen in Deutschland wirft, die bei mancherlei Verschiedenheiten im einzelnen doch im ganzen wesentlich zugunsten der Sozialdemokratie ausgefallen sind.

Am 9. Oktober fanden in *Hamburg* die Bürgerschaftswahlen statt, die folgendes Ergebnis hatten (die Klammern bedeuten die Ergebnisse vom 26. Oktober 1924): Sozialdemokraten 247087 (173358), Kommunisten 110 115 (80 110), Deutschnationale Volkspartei 98 547 (90 626), Deutsche Volkspartei 72 239 (74 831), Demokraten 65 149 (70 622), Wirtschaftspartei 27 055 (0), Zentrum 9767 (8503), Nationalsozialisten 9737 (mit Völkischen zusammen 13 415), Volksrechte 7406 (0). Danach ergeben sich die Sitze in der neuen Bürgerschaft wie folgt: Sozialdemokraten 63 (53), Kommunisten 28 (24), Deutschnationale Volkspartei 25 (28), Deutsche Volkspartei 18 (23), Demokraten 17 (21), Wirtschaftspartei 6 (0), Zentrum 2 (2), Nationalsozialisten 2 (4), Volksrechte 1 (0). Am Ergebnis dieser Wahlen ist besonders beachtenswert, daß sowohl die Sozialdemokraten wie die Kommunisten einen sehr starken Stimmenzuwachs zu verzeichnen haben; sie haben zusammen die absolute Mehrheit aller abgegebenen Stimmen und der Sitze in der Bürgerschaft. Allerdings haben die bisherigen Koalitionsparteien Sozialdemokraten, Demokraten und Deutsche Volkspartei ihre 97 Sitze behalten. Aber die Sozialdemokraten mußten sich gerade wegen der großen Mehrheit, die sie nun in der alten Koalition hätten, die Frage der Zusammenarbeit mit den Kommunisten von neuem ernstlich vorlegen. Es war zu erwarten, daß dabei kein praktisches Ergebnis herauskommen würde. Immerhin ist es interessant, daß bei den Wahlen zum Präsidium der neuen Bürgerschaft ein Kommunist 1. Vizepräsident, ein Deutschnationaler 2. Vizepräsident geworden ist, während die Demokraten und die Deutsche Volkspartei überhaupt darauf verzichteten im Präsidium vertreten zu sein.

Am 13. November wurde in *Hessen* und *Bremen* gewählt. Das Gesamtergebnis in *Hessen* läßt deshalb keine Verallgemeinerung zu, weil dort die Stimmung stärker als irgendwo sonst gegen die selbständige Landesregierung steht, so daß die Wahlbeteiligung für das Landesparlament ungewöhnlich gering war. Andererseits wird man sagen können, daß ein Gewinn an-

gesichts des starken Gesamtrückgangs der Stimmen doppelte Bedeutung hat. Wenn also die Kommunisten hier als einzige Partei Stimmen gewonnen haben, so ist das nicht nur die Folge besserer Wahldisziplin. Das Gesamtergebnis ist folgendes: Sozialdemokraten 157 289 (220 108), Zentrum 85 448 (100 384), Landbund 61 067 (82 742), Deutsche Volkspartei 51 638 (73 930), Kommunisten 41 160 (33 689), Demokraten 37 750 (53 301), Volksrechtspartei 24 166 (0), Deutschnationale Volkspartei 24 013 (43 717). Auch hier ist festzustellen, daß die Regierungskoalition sich bis auf 1 Mandat behauptet hat; an Stimmenzahl allerdings ist sie wesentlich zurückgegangen. Den verhältnismäßig stärksten Verlust haben die Deutschnationalen erlitten; sie werden viele Stimmen an die neu gebildete Partei Volksrechte verloren haben.

Wichtiger als Gradmesser sind die Wahlen in *Bremen*, wo in den letzten Jahren eine Rechtskoalition regierte. Das Ergebnis ist folgendes: Sozialdemokraten 80 806 (66 065), Einheitsliste 56 708 (60 484), Demokraten 20 386 (21 527), Kommunisten 19 128 (15 989), Hausbesitzer 15 354 (12 560), Zentrum 4039 (2612), Bodenreformer 1864 (1997), Volksrechte 1062 (0). Es ähnelt dem in *Hamburg* in der starken Zunahme sowohl der Sozialdemokraten wie der Kommunisten. Dieses Nebeneinanderwachsen beider Parteien ist für die künftige Entwicklung von allergrößter Bedeutung. Es beweist nicht nur, daß die Gewinne der einen nicht mehr unmittelbar auf Kosten der andern gemacht werden. Es stellt auch dadurch die Frage der Zusammenarbeit zwischen den Parteien, die im Einzelfall zunächst taktisch aufgeworfen werden muß, als grundsätzliche neu, nachdem sie durch die Ergebnisse früherer Wahlen stark in den Hintergrund gedrängt war. Andererseits gewinnt die Deutsche Volkspartei in den Länderparlamenten wieder an Bedeutung, zunächst nur rechnerisch, aber in der Wirkung auch praktisch. Es ist nicht ausgeschlossen, daß sie aus den nächsten Wahlen wenigstens im Reich als eine für die Regierungsbildung entscheidende Partei hervorgeht.

Erwähnt werden müssen auch die *Danziger* Volkstagswahlen, die ebenfalls am 13. November stattfanden, mit folgendem Ergebnis: Sozialdemokraten 61 677 (39 755), Deutschnationale Volkspartei 35 816 (44 459), Zentrum 26 090 (21 114), Kommunisten 11 695 (14 982), Nationalliberale 8329 (0), Deutsch-Danziger

Volkspartei 8008 (7406), Polen 6565 (7212), Deutschliberale 6200 (11 009), Beamtenliste 4227 (0), Deutschsoziale 2116 (10 301), Nationalsozialisten 1483 (0). Zu diesem Ergebnis sei nur gesagt, daß hier die Sozialdemokraten etwa 20 000 Stimmen gewonnen, die Kommunisten aber mehr als 3000 Stimmen eingebüßt haben. Die Verluste der Rechten, die an der Regierung war, sind außerordentlich; die Deutschnationalen haben mit fast 9000 Stimmen etwa ein Fünftel ihres bisherigen Bestands, von 33 Mandaten 8, verloren. Mehr außen- als innenpolitisch von Interesse ist der Zuwachs des Zentrums um fast 5000 Stimmen, die im wesentlichen aus dem polnischen Lager stammen. Schließlich wurde am 27. November in Braunschweig gewählt. Das Ergebnis konnte nach den bisherigen Erfahrungen nicht mehr überraschen. Aber es ist so kennzeichnend, daß es im Vergleich mit den Wahlen vom 7. Dezember 1924 dargestellt sei, wobei auch die Prozente der Stimmenanteile verglichen werden sollen. Die Wählerzahlen sind: Sozialdemokraten 128 195 (103 463), Deutsche Volkspartei 39 705 (47 526), Deutschnationale Volkspartei 26 229 (51 289), Wirtschaftspartei 22 196 (23 030), Kommunisten 12 942 (12 527), Demokraten 12 692 (14 775), Haus- und Grundbesitzer 12 270 (0), Nationalsozialisten 10 320 (9479), Volksrechtspartei 4658 (0), Zentrum 4600 (4359), Braunschweigisch-Niedersächsische Partei 3366 (879,1); prozentual: Sozialdemokraten 46,2 (37,4), Deutsche Volkspartei 14,3 (17,2), Deutschnationale Volkspartei 9,4 (18,5), Wirtschaftspartei 8,0 (8,3), Kommunisten 4,7 (4,5), Demokraten 4,5 (5,3), Haus- und Grundbesitzer 4,3 (0), Nationalsozialisten 3,7 (3,4), Volksrechtspartei 1,6 (0), Zentrum 1,6 (1,6), Braunschweigisch-Niedersächsische Partei 1,2 (3,2); die Mandatszahlen: Sozialdemokraten 24 (19), Deutsche Volkspartei 8 (9), Deutschnationale Volkspartei 5 (10), Wirtschaftspartei 4 (4), Kommunisten 2 (2), Demokraten 2 (2), Haus- und Grundbesitzer 2 (0), Nationalsozialisten 1 (1), Volksrechtspartei 0 (0), Zentrum 0 (0), Braunschweigisch-Niedersächsische Partei 0 (1). Diese Wahl ist eine Verurteilung der bisherigen Regierungsparteien, die mit 1 Stimme Mehrheit im Landtag eine sehr unbekümmerte Rechtspolitik getrieben haben. Sie ist aber auch ein Sieg der Deutschen Volkspartei über die Deutschnationalen und in diesem Sinn mehr von außen- als von innenpolitischer Bedeutung.

Diesen Wahlen der Länderparlamente fügte sich eine Reihe von Kommunalwahlen an, die im wesentlichen gleiche Ergebnisse hatten, auf die im einzelnen hier aber nicht eingegangen werden soll (siehe dazu auch die Rundschau Sozialistische Bewegung, in diesem Band Seite 1008 und folgende).

Belgien: Regierungswechsel

Das Kabinett Jaspars war eine Regierung weitgehender parteilicher Einigung für die Stabilisierung des belgischen Franc. Für die Dauer der dazu notwendigen Maßnahmen war eine Art Burgfriede vereinbart, der tatsächlich eine Zeitlang die innenpolitische Entwicklung in Belgien erheblich gedämpft hat. Es ist grundsätzlich von Bedeutung, daß dieser Burgfriede wegen der Frage der militärischen Dienstzeit endete. Die Sozialisten setzten sich seit langem für eine Verringerung der Dienstzeit ein. Die sozialistischen Minister im Kabinett mußten diesen Wünschen der Partei Rechnung tragen, was besonders de Broeckere auch mit Temperament und Entschlossenheit tat. Der katholische Kriegsminister de Brocqueville versuchte eine Entscheidung hinauszuschieben; das Kabinett konnte sich schließlich nicht mehr einigen und demissionierte am 21. November. Entgegen den Voraussagen gelang die Regierungsbildung sehr rasch. Unter Führung Jaspars und Beteiligung der Christlichen Demokraten kam ein Kabinett zustande, das sich folgendermaßen zusammensetzt: Außenminister Hymans (liberal), Innenminister van Overbergh (christlichdemokratisch), Kultusminister Vauthier (liberal), Arbeitsminister Heyman (christlichdemokratisch), Eisenbahnminister Lippens (liberal), Kriegsminister de Brocqueville (katholisch), Landwirtschaftsminister Baels (katholisch), Finanzminister Houtart (katholisch), Justizminister Janson (liberal). Dieses Kabinett wird die Militärfrage sicherlich nicht so lösen können, wie unter dem Einfluß der lebhaften sozialistischen Propaganda der größte Teil der Öffentlichkeit es erwartet. Es ist inofgedessen wohl auch nur als ein Übergangskabinett bis zu den Wahlen zu bewerten. Diese Wahlen aber werden gerade darum innenpolitisch interessant sein, weil man sie aller Voraussicht nach um die Frage der Herabsetzung der Militärpflicht und der Verminderung der Unterstützungen, also um ein gerade auch vom belgischen Standpunkt aus schließlich außenpolitisches Programm, führen wird.

Kurze Chronik Am 20. November wurde in Regensburg die Vereinbarung zwischen dem Zentrum und der Bayrischen Volkspartei abgeschlossen, die inzwischen auch durch die Parteiinstanzen gutgeheißen worden ist. Danach beschränkt man sich zunächst auf die Bildung einer *parlamentarischen Arbeitsgemeinschaft*, die möglichst oft gemeinsam auftreten soll. Die beiden Fraktionsvorstände sollen für dauernde Fühlungnahme sorgen, gemeinsame Fraktionssitzungen nur in besonderen Fällen stattfinden. Den Wahlkampf werden die Parteien gemeinsam führen. Um das zu erreichen, ist das Zentrum bei der Aufstellung der Kandidaten der Bayrischen Volkspartei weit entgegengekommen. ◊ Am 23. November wurde in *Baden* entsprechend den früher getroffenen Vereinbarungen an Stelle Trunks, der dem Zentrum angehört, der sozialdemokratische Innenminister Remmele zum Staatspräsidenten gewählt. ◊ Am 10. Oktober wurde die Nationalversammlung *Spaniens* eröffnet. Die Sitzung war rein repräsentativ. Von den 400 offiziell ernannten Mitgliedern nahmen 303 daran teil. Die Vertreter der Gewerkschaften, der Sozialistischen Partei und der Liberalen Partei waren nicht erschienen. Die 1. Arbeitssitzung fand am 29. Oktober statt. Sie bewies nur, daß diese Nationalversammlung, als beratende Versammlung von der Regierung ernannter Personen, in den Fesseln einer strengen Geschäftsordnung, keine für die politische Entwicklung in Spanien wichtige Rolle spielen wird. ◊ In *Rußland* schloß am 25. Oktober die Vollversammlung des Zentralkomitees und der Zentralkontrollkommission der Kommunistischen Partei Trotzki und Sinowjow aus dem Zentralkomitee der Partei aus.

Literatur

In einer Schrift über Luther und die deutsche Staatsidee /Tübingen, J. C. B. Mohr/ bezeichnet *Günther Holstein* Luther als den »Wegbereiter der organischen Staatsauffassung«, als den Feind schon im voraus der rationalistischen Vorstellung vom Staatsvertrag und gibt damit zugleich eine positive Begründung manches Negativen, was die Haltung der evangelischen Kirche zum heutigen Staat bestimmt. ◊ Für *Georg Steinhausens* Schrift *Der politische Niedergang Deutschlands in seinen tieferen Ursachen /Osterwieck, A. W. Zickfeldt/* ist der Schluß charakteristisch: Ob das deutsche Volk Führer findet, »das hängt von

einem tiefen geistigen und sittlichen Wandel ab, der sich in unserm ganzen Volke vollziehen muß«. Nur erfährt man nichts über das Ziel des Wandels und die Möglichkeiten ihn hervorzurufen. Bei viel gerechter Kritik bleibt doch allzuviel Naives und Oberflächliches und beim Leser infolgedessen nichts als Enttäuschung; er entbehrt Gedanken und Bekenntnis, wie sie andere Bücher über das Schicksal Deutschlands so stark und eindrucksvoll gegeben haben. ◊ In einer Broschüre *Vom Werden der deutschen Republik 1815 bis 1919 /Delitzsch, Hugo Alper/* macht *Fritz Schwahn* den Versuch unbefangener volkstümlicher Geschichtsschreibung, die republikanische Tendenzen und Entwicklungen zum neuen Staat schon findet, wo die offizielle Historie noch nichts davon sehen will. Aber dafür wird vieles bedenklich vereinfacht, freilich dadurch auch erst völlig wirksam. ◊ Das gut ausgestattete Buch *Nicholas Murray Butlers Der Aufbau des amerikanischen Staates /Berlin, Reimar Hobbing/* beansprucht wegen der Person des Verfassers alle Beachtung. Butler ist Präsident der Carnegie-Stiftung, deren Leistungen in Deutschland und auch für Deutschland bekannt sind. Er schildert mit der Frische des Bürgers einer jungen Nation, die sich ebenso gern auf ihre großen Männer wie auf die Leistungen des Gemeinwesens beruft und beides tut, um die Stellung und Vorstellung des Vaterlands zu stärken. Weil dieses Vaterland jung ist, kennt es noch kein Klischee; so kommen diese Darstellungen dem Leser näher als manche Schilderungen jüngerer oder miterlebter europäischer Vergangenheit. Man spürt dabei im Schriftsteller den Redner, im Darsteller den Politiker, aber man hört ihn gern, weil er auch als Patriot nicht aufhört sich den Beinamen zu verdienen, den ihm Freunde gegeben haben: citizen of the world. ◊ Ganz anders schildert *Paul Roth* in einer »völkerrechtlich-politischen Untersuchung/ die Entstehung des polnischen Staates /Berlin, Otto Liebmann/. So ähnlich scheinbar die Thematik, so verschieden ist die lebendige Wissenschaft des Amerikaners von der strengen Systematisierung des Deutschen. Aber auch hinter ihr stehen große Erlebnisse; auch die juristische Definition gilt noch dem schweren Schlag, der das zusammenbrechende Deutschland im Verlust seiner Ostgrenzen getroffen hat. Den völkerrechtlich-politischen Zusammenhang der Erlebnisse von damals zu sehen ist nicht unnützlich, besonders wenn eine so saubere Arbeit dazu verhilft.

Sozialistische Bewegung / Karl Thieme**Religiöser Sozialismus**

Der religiöse Sozialismus, der heute in der Arbeiterbevölkerung Deutschlands

Fuß faßt, blickt auf eine außerordentlich mannigfaltige Ahnenreihe zurück. Zu Beginn des 19. Jahrhunderts erwacht er aus jahrhundertlangem Schlaf, seit Erlöschen des Täuferiums, als »neues Christentum« bei Saint-Simon und vor allem bei dessen Jünger Saint-Amand Bazard, dessen Geschichtskonstruktion schon erstaunliche Ähnlichkeit mit der des modernsten Theoretikers der religiös-sozialistischen Strömung zeigt: Tillich glaubt wie Bazard, daß die Zeit erfüllt sei, und eine neue »theonome Epoche« (bei Bazard »organische Epoche«) hereinbreche. Ein speziell kirchlicher Sozialismus entstand in England (Kingsley). Anarchistisch-religiöser Sozialismus wurde vor allem von Tolstoj vertreten. Sozialistischer Katholizismus, der bis nahe an den Sozialismus sich vorwagte, von Bischof Ketteler, Mufang und den anderen Inspiratoren des Volksvereins und der katholischen Gewerkschaftsbewegung. Auf deutsch evangelischer Seite ist zeitlich noch vor Stoecker und Nauemann der Pfarrer Rudolf Todt zu nennen, der 1878 so weit gegangen war zu schreiben: »Mit Ausnahme des Atheismus und der eventuell in Aussicht genommenen Zwangsmaßregeln bei Einführung des Volksstaates und der Verheißungen auf Herstellung wahrer Glückseligkeit unter den Menschen läßt sich vom Standpunkt des Evangeliums gegen die sozialistischen Theorien nichts einwenden.« Die Gedankenwelt aller dieser Männer und auch der ihnen gegenüberstehenden freireligiösen oder atheistischen Bewegungen schildert eine fleißige Abhandlung Gerda Soecknicks Religiöser Sozialismus der neuern Zeit /Jena, Gustav Fischer/. Einen kurzen Abriss, der sich wie ein Auszug aus der Soecknickschen Arbeit liest, gibt Heinrich Dietrich in der Schrift Wie es zum Bund der religiösen Sozialisten kam /Karlsruhe, Verlag der religiösen Sozialisten/. Im übrigen schildert er unter reichlicher Einfügung interessanter Dokumente die Entwicklung, die, an den verschiedensten Stellen Deutschlands selbständig anhebend, zu dem organisatorischen Zusammenschluß geführt hat, der am 2. August 1924 eine Arbeitsgemeinschaft und 2 Jahre später einen Bund der religiösen Sozialisten entstehen ließ.

In Baden wurde unmittelbar nach der Novemberumwälzung ein Volkskirchen-

bund gegründet, dem im Lauf der Jahre und infolge bürgerlicher Zurückhaltung eine ausgesprochen sozialistische Bewegung entsprang. In Preußen wurde zuerst der Name Bund religiöser Sozialisten gewählt, als am 3. Dezember 1919 der Bund sozialistischer Kirchenfreunde und der Bund Neue Kirche, beide unmittelbar nach dem Umsturz gegründet, sich zusammenschlossen. Danach bildeten sich noch selbständige Gruppen in Köln, in Württemberg, in der Pfalz in Franken, in Hessen, in Westfalen und in Anhalt sowie um den Pfarrer Emil Fuchs in Thüringen. Obwohl alle diese Gruppen heute zu einem einheitlichen Bund zusammengeschlossen sind, haben die einzelnen örtlichen Bewegungen noch weitgehende Selbständigkeit behalten. Die Badener stehen mitten im kirchlichen Leben und kämpfen darin die Norddeutschen betonen ihre Kirchenfremdheit und legen besonders Wert darauf auch Dissidenten in ihren Reihen zu sehen. Eine kleine Gruppe von religiös bewegten Sozialisten, die um Carl Mennicke gesammelt ist, steht vollkommen selbständig für sich, hat sogar den bisherigen Namen ihrer Korrespondenzblätter für religiösen Sozialismus fallen lassen und kündigt für 1928 eine Zeitschrift an, die sich Neue Blätter für den Sozialismus nennen soll. Eine Vereinigung der Freunde von Religion und Völkerfrieden um den Pfarrer August Bleier ist ebenfalls unabhängig vom Bund der religiösen Sozialisten.

Dieser Bund beteiligt sich an den Kirchenwahlen, um das Gewissen der Kirche durch seine Delegierten sprechen zu lassen und allmählich die Vorherrschaft der antisozialistisch eingestellten Kreise in ihr zu brechen. Bei den letzten 4 Wahlen 1926 und 1927 hat die im ganzen Reich nur wenige Tausend Personen umfassende Bewegung immerhin schon die folgenden Stimmzahlen erzielt: Baden 28 000, Thüringen 20 000, Pfalz 12 300, Anhalt 6 700. In Baden und der Pfalz bilden die religiösen Sozialisten im Kirchenparlament das Zünglein an der Waage zwischen Liberalen und Positiven. Schon hatten sie auch praktische Erfolge: Auf ihren Antrag bestimmte die badische Kirchenregierung, daß beim Erntedankfest aus der Arbeitslosen im Gottesdienst zu gedenken, und der Ertrag einer Kollekte zu ihrer Unterstützung zu verwenden sei. Es leuchtet ein, daß solche bescheidenste Anfänge mit Notwendigkeit zu sehr umfassenden Konsequenzen weitertreiben. Voraussetzung dafür ist allerdings, daß der

Bund religiöser Sozialisten in sich geschlossen und mit der sozialistischen Bewegung genau verbunden bleibt, also keinerlei religiöses oder politisches Sektierertum in seinen Reihen aufkommen läßt. Sein bisheriges Schrifttum erweckt in dieser Hinsicht die besten Hoffnungen. Neben der genannten historischen Broschüre und einem auf Zeitungspapier gedruckten Sonntagsblatt des arbeitenden Volkes mit sehr schlichten religiös-ethischen und gelegentlich auch etwas vulgärmarxistischen Betrachtungen umfaßt es noch in der Reihe Schriften der religiösen Sozialisten /Karlsruhe, Verlag der religiösen Sozialisten/ ein Heftchen mit Predigten religiössozialistischer Pfarrer, eine Broschüre E. Dietz' "Das heilige Eigentum" und die Arbeiterzyklika des Papstes Leo XIII vom 15. Mai 1891 gegen die Verabsolutierung des Privateigentums durch die katholische Kirche und ein programmatisches Schriftchen des Pfarrers Erwin Eckert Was wollen die religiösen Sozialisten? Dieses letztgenannte Manifest, das bei aller mitreißenden Leidenschaftlichkeit und gut protestantischen Gesinnung etwas primitiv ausfiel, und das der Bund nur unter der persönlichen Verantwortung Eckerts, nicht als offizielle Programmschrift der Öffentlichkeit übergab, rief den entrüsteten Widerspruch Hans Müllers hervor, der in einer Broschüre unter dem Titel Vom Wollen und Sollen der religiösen Sozialisten /Eisenach, Verlag der Sozialen Arbeitsgemeinschaft evangelischer Männer und Frauen Thüringens/ den Eckertschen Marxismus als Grundlage des religiösen Sozialismus auf das schroffste ablehnte, um an seiner Stelle einen christlich begründeten Sozialismus zu fordern. Es ist nun äußerst bemerkenswert, daß demgegenüber der Bund religiöser Sozialisten als solcher auf seiner preußischen Landesverbandstagung am 12. und 13. November 1927 mit absoluter Mehrheit beschloß zu der sachlichen Streitfrage zwischen Eckert und Müller Stellung zu nehmen und einstimmig eine Resolution faßte, deren Hauptstellen lauten: »Antimarxistische Propaganda ist vom Boden des Bundes religiöser Sozialisten aus unmöglich. Für den religiösen Sozialisten ist es selbstverständliche Pflicht den Klassenkampf als einen der Arbeiterschaft von den besitzenden Klassen aufgezwungenen Kampf mitzukämpfen.« Gerade wer diese Resolution als völligen Verzicht auf irgendwelche, von außen hereingetragene religiöse Begründung für den Sozialismus und als

entschiedene Bekundung der Solidarität der religiösen Sozialisten mit dem Gesamtproletariat auf das lebhafteste begrüßt, wird dann auch die Forderung aufstellen dürfen, daß der Bund religiöser Sozialisten auf jede eigene Politik innerhalb der sozialistischen Bewegung als nicht zu seinen Aufgaben gehörig verzichtet, und sich der Versuch einer Beeinflussung der Partei, wie er sich im Dezember letzten Jahres gegen eine Große Koalition im Sonntagsblatt geltend machte, keinesfalls wiederholt. Wer seinen Radikalismus durch dergleichen beweisen zu müssen glaubt, mag das in der Parteipresse tun. Das ist in jedem Fall die Voraussetzung für Einigkeit und Wachstum der Bewegung des Bundes religiöser Sozialisten.

Ihm zur Seite kämpft seit kurzem auch ein kleiner Bund der religiösen Sozialisten Österreichs, der ein Monatsblatt Menschheitskämpfer /Wien, Bauer/ herausbringt und anlässlich der Wiener Bischofskonferenz, die kürzlich stattfand, durch eine Delegation dem Kardinal Piffl seine Forderung der Freigabe der politischen Entscheidung für die Katholiken vorgetragen hat.

Für den Sommer 1928 ist eine internationale religiössozialistische Konferenz in Meersburg in Aussicht genommen.

Wehrmacht und Partei

Unter dem Titel Wehrmacht und Sozialdemokratie legt uns Julius Deutsch, Parlamentskommissar für das österreichische Heer und Führer der sozialdemokratischen Ordnerorganisation, im Rahmen der Schriften zur Zeit /Berlin, J. H. W. Dietz Nachfolger/ eine Broschüre vor, die überaus beachtliche Gedanken zur Frage der Heeresorganisation enthält. Auch Deutsch stimmt in den alten Ruf der Sozialdemokratie "Nieder mit dem Militarismus!" ein. Aber er versteht unter Militarismus mit vollem Recht nicht die Wehrfähigkeit eines Volks sondern nur die gesellschaftliche oder gar politische Vormacht des Soldaten vor den übrigen Ständen, die Emanzipation des naturgegebenen Werkzeugs der Politik zu selbständiger Wirksamkeit. Darum kann er geradezu fordern, daß die Arbeiterschaft den Gedanken ihrer Wehrfähigkeit als Klasse und auch im Rahmen des Staats, dem sie angehört, neu aufnehme und verwirkliche. Er weist darauf hin, daß je mehr Macht die Arbeiterklasse in irgendeinem Staat erlangt, desto mehr dieser Staat ihr Staat wird und von ihr gegenüber allen Eventualitäten mit allen Mitteln,

friedlichen, und wie die Welt nun einmal ist, auch kriegerischen, geschützt zu werden verlangt. Sowohl innerhalb wie außerhalb Europas sieht Deutsch Spannungen, die auch heute, im Zeitalter des Völkerbunds, mit kriegerischem Austrag drohen, und allein das Beispiel der von Ungarn bedrohten Republik Österreich, die schon einmal im Burgenland von überwiegend sozialdemokratischen Soldaten verteidigt werden mußte, beweist seine These von der Notwendigkeit sozialistischer Wehrhaftigkeit.

Im einzelnen glaubt Deutsch eine Heeresverfassung in Österreich in der Verwirklichung begriffen, die die großen Gefahren der Wehrbejahung für das arbeitende Volk wesentlich einzudämmen und auf die Dauer zu eliminieren imstande sei. Nicht, wie früher in allen demokratischen Kreisen geglaubt wurde, die Miliz erscheint ihm als das ideale Wehrsystem; er glaubt vielmehr, daß auch ein stehendes, ja sogar ein Söldnerheer in die Demokratie eingepaßt werden könne. Entscheidend sei vielmehr die Heeresverfassung, die Demokratie innerhalb des Wehrkörpers, wie sie sich etwa in Österreich in Gestalt eines weitverzweigten Vertrauensleutensystems und einer Parlamentskommission mit ausgedehnten Kontrollrechten entwickelt hat. Deutsch vergleicht den Vertrauensmann im Heer mit dem Betriebsrat in der Fabrik und spricht überhaupt ganz allgemein von »demokratischer Heeresverfassung«. Demgegenüber erscheint es nun doch notwendig zu betonen, daß »Heeresdemokratie« in sich widersinnig ist, weil das Heer ein Organ der Demokratie ist und als solches höchst undemokratisch von oben nach unten, nicht von unten nach oben seine Willensbildung vornimmt. Wird damit eine grundsätzliche Unklarheit bei Deutsch ins rechte Licht gerückt, so soll doch keineswegs bestritten werden, daß die verschiedenen Soldatenschutzeinrichtungen der österreichischen Wehrmacht von höchstem Wert sind und überall eingeführt zu werden verdienen. Nur muß dann auch noch vor der Illusion gewarnt werden, die in solchen Verfassungsinstitutionen bereits eine hinreichende Sicherung gegen den »Militarismus« erblickt und das Wehrsystem als solches für irrelevant erklärt. Man frage sich doch einfach, was für Menschen es sind, die gern für Jahre das Soldatenhandwerk ergreifen, um zu erkennen, daß ein Söldnerheer stets in schwachen Staaten konspiratorische Anwandlungen zu haben verspricht, und daß wirklich nur

ein Wehrsystem, das das ganze Volk erfaßt, die Garantie für Durchdringung der Wehrmacht mit dem innen- und außenpolitischen Willen des Gesamtvolks bietet. Man komme nicht mit den Anklagen gegen die Schweizer Miliz und den Militarismus ihrer Bourgeoisoffiziere. Diese Miliz ist ja eben nur die repräsentative Wehrverkörperung eines scharf in seine Klassen zerfallenden Volks, dessen Bourgeoisie wohl weiß, warum sie auf die schicke Offiziersmütze so großes Gewicht legt, nachdem ihr die Bauernregimenter 1918-1919 die Expropriation erspart haben. Tatsächlich ist Miliz in irgendeiner Form das einzige Wehrsystem, das für das künftige Europa in Frage kommt: gewiß nicht mehr die Miliz alten Stils, wie man sie sich in unserer Partei vor 20 Jahren dachte, in der jeder sich einbildet als Individuum eine hinreichend ausgerüstete selbständige Wehrinheit darzustellen; wohl aber die Miliz im Sinn des neuen französischen Wehrsystems, in dem jeder Staatsbürger weiß, daß er dem Gesamtvolk bei Notlagen verantwortlich ist und an einem, seinem Platz im sich verteidigenden Volkskörper seinen Mann zu stehen hat. Nur dieses System bedeutet eine wirkliche Friedenssicherung. Denn es erfüllt den eigentlichen Zweck einer Wehrordnung: die wirksame Verteidigung des Gesamtvolks, auch der Nichtkombattanten, im kommenden Industriekrieg. Denn man gebe sich doch keinen Illusionen hin: Wenn etwa der Gegensatz zwischen Großbritannien und dem zukünftigen Russischen Reich einmal gewaltsam ausgetragen werden würde, so hätte dies für Mitteleuropa keineswegs den Riesenverdienst der Neutralität zur Folge sondern den Ruin des als Schlachtfeld Benutztwerdens. Gegenüber solcher Gefahr gilt es die Augen offen zu halten: ihr gegenüber ist unsere Reichswehr solch ein kümmerliches Instrument, ihr gegenüber ist aber auch das österreichische Heer ein Kinderspott. Dies scheint uns Julius Deutsch immer noch nicht scharf und eindeutig genug hervorgehoben zu haben, und darum können wir uns auch bei seiner skeptisch resignierten Schlußbetrachtung über die langsame Abrüstung des Erdballs nicht beruhigen. Wir müssen vielmehr von unserer Partei verlangen, daß sie unter energischem Abschütteln der nichts-als-pazifistischen Propagandisten eine Massenaufklärung über die drohenden Kriegsgefahren in die Wege leitet und dadurch einerseits den konstruktiven Pazifismus von Genf

und Locarno fördert, andererseits die europäischen Regierungen zu gemeinsamem Vorgehen für die Verteidigung des Kontinents nötigt, wie es etwa vor einem Monat hier Karl Mayr in seinem Artikel Deutsche und europäische Wehrpolitik (in diesem Band Seite 892 und folgende) verlangt hat.

Deutsch Öster- Der Parteitag der Sozialdemokratischen Partei Österreichs, der vom 29. Oktober bis zum 1. November in Wien abgehalten wurde, war bestimmt die Forderungen der Lage zu erörtern, die sich infolge der Ereignisse des 15. Juli ergeben hatte. Eröffnungs- und Schlußrede hielt Karl Seitz, zu Beginn einen Rückblick auf jenen blutigen Freitag und eine Mahnung seiner Opfer zu gedenken, zum Ende einen Ausblick auf kommende friedliche Arbeit im Rahmen des Linzer Programms gewährend. Zur Debatte stand neben den sozialpolitischen Aufgaben der Partei vor allem die allgemeinpolitische Lage, die in 2 großen grundlegenden Referaten von Otto Bauer und Karl Renner sowie in teilweise sehr eingehenden Debattereden von 24 Delegierten aus allen Teilen der Republik erörtert wurde. Bauer leugnete keineswegs, daß es die Einflußlosigkeit in der Verwaltung ist, die den Wahlsieg der Partei so wenig zum Ausdruck kommen ließ. Trotzdem erklärte er jeglichen grundsätzlichen Wechsel der sozialistischen Politik, also vor allem jeden Versuch zu einer Koalitions- oder Proportionalvertretungsregierung mit den anderen Parteien zu gelangen für unnötig, ja für verfehlt, weil den breiten Massen der Arbeiterschaft unerträglich: »Hundertmal lieber einen falschen Weg einig gehen (denn Fehler kann man dann wieder korrigieren) als um des rechten Weges willen uns spalten.« Diese Worte lösten einen minutenlangen jubelnden Beifall aus. Und doch dürfte der englische Generalstreik bewiesen haben, daß man durch einiges Beschreiten falscher Wege auch nicht zu verantwortenden Schaden anrichten kann. Nach Bauers schwingvoller Großartigkeit wirkte in Renners Rede gerade die Nüchternheit ergreifend, mit der er die Arbeiterklasse, die der Machtergreifung schon so nahe gekommen schien, nun erst recht zu kühlster Vernünftigkeit ermahnte und auch von der Jugend forderte den romantischen bürgerlichen Revolutionsbegriff aufzugeben, die Grenzen des Klassenkampfes zu respektieren, sich mit dem Staatsgedanken zu durch-

dringen und auf die positiv revolutionären Taten der Verwaltung vorzubereiten. Auch Renner glaubt nicht, daß die Stunde der Koalition schon wieder gekommen sei, er betonte aber, daß die Bereitschaft für diese Stunde immer wieder ausgesprochen werden und dadurch der Klassenkampfwille des Bürgerblocks gelähmt werden müsse. 24 Diskussionsredner bestätigten die Entschlossenheit der Partei zu strengster Selbstdisziplin, nur ein einziger, Max Adler, erklärte unter dem Beifall der Jugendlichen: »Die Demonstranten am 15. Juli, sie haben an einem Tage die Ehre des Proletariats gerettet, an dem diese Ehre ihnen allein überlassen war. Man kann diese Aktion der Massen nicht eine Disziplinlosigkeit nennen. Die Disziplin ist sehr notwendig, selbstverständlich. Aber wir müssen froh sein, wenn wir in den Massen das Gefühl der lebendigen Aktion haben, und daß die Massen die Direktiven selbst in die Hand nehmen, wenn sie keine Direktiven mehr haben.« Julius Deutsch, der als die wahren Helden des 15. Juli die sich diszipliniert opfernden Schutzbündler pries, Friedrich Adler und mit besonderer Schärfe Friedrich Austerlitz widersprachen ihm heftig, Max Adler selbst versuchte in einer persönlichen Bemerkung einzulenkten, mußte aber doch noch im Schlußwort von Otto Bauer hören, daß er auch auf seine Freunde als unbesonnener Verführer gewirkt habe. So wurde die volle Einheit der Sozialdemokratischen Partei Österreichs auch diesmal bestätigt.

Wählerzahlen Einen Einblick in die Stimmung der Wählermassen gaben verschiedene Wahlen in *deutschen Ländern* und Danzig während der letzten Wochen. Die Stimmenzahl der Sozialdemokratischen und der Kommunistischen Partei stellt sich gegenüber den letzten Wahlen (deren Zahlen in Klammern beigefügt sind) so dar:

Land	Sozialdemokraten	Kommunisten
Hamburg	248 136 (173 385)	110 115 (78 522)
Bremen	80 806 (66 065)	19 128 (15 989)
Oldenburg (Stadt)	5 176 (3673)	1 278 (990)
Anhalt (Dessau)	17 091 (17 530)	2 288 (1 132)
Hessen	157 289 (220 108)	41 160 (33 689)
Königsberg	25 899 (13 336)	25 958 (23 768)
Mecklenburg (Wismar)	5 641 (zirka 5000)	1 618 (zirka 1200)
Danzig	61 677 (39 755)	11 695 (14 982)
Braunschweig	128 195 (103 463)	12 942 (12 527)

Aus diesen Zahlen ergibt sich, daß die sozialdemokratische Partei dort, wo sie in der Opposition stand, durchschnittlich 15 bis 35 % an Stimmen gewonnen hat, dort, wo sie an der Regierung beteiligt war, in einem Fall (Hamburg) weit über 40 % gewann, in einem andern (Hessen) fast 30 % verlor, wieder in einem andern (Anhalt) sich ungefähr gehalten hat. Die Kommunisten konnten vielfach Stimmenzuwachs verzeichnen. Es drückt sich darin die Verärgerung weiter Arbeiterkreise über die Politik unserer Partei aus, die diesen Proletariern als zu wenig revolutionär erscheinen mag. Nichts wäre nun verkehrter als dieser Verärgerung durch scheinradikales Oppositionsgebaren begegnen zu wollen. Sie kann vielmehr nur ein Ansporn zur Verdoppelung des Strebens nach Teilnahme an der Staatsmacht werden, die allein in der Sache revolutionäre Taten der Verwaltung ermöglicht.

Während bei verschiedenen Gemeindevahlen in *Österreich* die Sozialdemokratie ihre Stimmenzahlen vom April im wesentlichen behauptet hat, verlor sie bei den Vertrauensmännerwahlen der Polizei ihre bisherige absolute Mehrheit an Stimmen und Mandaten, bei denen des Bundesheers die an Mandaten, trotz Dreifünftelmehrheit der Stimmen, zugunsten der Christlichsozialen.

Gemeindevahlen in *Polen* und der *Tschechoslowakei* brachten eine starke Vermehrung der sozialistischen Stimmen, stellenweise um mehr als 100 %. So entstand in Lodz eine rein sozialistische, in Prag eine Mehrheit der Linken.

Die Neuwahlen in *Norwegen* brachten der Sozialdemokratie Anfang Oktober eine Stimmenvermehrung um beinahe 90 %, den Kommunisten dagegen eine Halbierung ihrer Wählerschaft.

Zeitschriften Seit dem 1. Oktober 1927 besitzt die deutsche sozialistische Bewegung ein Organ mehr: *Der Klassenkampf* /Berlin, E. Laub/. Diese »marxistischen Blätter« sind das Sprachrohr der sogenannten linken Opposition der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands und seit dem 1. November auch der Österreichs. Die vorliegenden ersten 4 Hefte der neuen Halbmonatsschrift tragen ein merkwürdig widerspruchsvolles Gepräge; ein jedes gipfelt in radikal revolutionärer Phraseologie, ein jedes widerlegt die eigenen Forderungen und Thesen durch unwillkürliche Anerkennung und Empfehlung "opportunistisch-reformistischer" Nüchternheitspolitik. Im 1. Heft offen-

bart sich der Gegensatz am unzweideutigsten. Da führt Max Adler gegen Rudolf Hilferdings Kieler Referat aus, daß das Proletariat nur alle oder keine Macht in dem Staat, dem Ausschluß der herrschenden Klasse, besitzen könne; und wenige Seiten weiter berichtet Siegfried Aufhäuser über sozialpolitische Gegenwartsarbeit, die unter der Diktatur des Reichsverbands der Industrie den Kündigungsschutz für Angestellte und manches mehr durchgesetzt hat, weil es Sozialisten gab, die schon mit einem Anteil an der Staatsmacht einiges anzufangen wußten. Im 2. Heft geht die "Staatsbejahung" voran, und nachdem Carl Herz die ausschlaggebende Bedeutung der Mitverwaltung für die Sozialdemokratie auseinandergesetzt hat, vermag auch die gewundene Lassalleinterpretation Adlers seine angeblich marxistische "Staatsauffassung" nicht glaubhafter zu machen. Im 3. Heft kritisiert ein ausgezeichnete Artikel Theodor Dans den "Leninismus", so daß Max Adlers Liebeswerben um die Dritte Internationale erst recht unbegreiflich erscheint. Und auf seine Wiener Parteitagrede im 4. Heft folgt ein Artikel August Siemsens über die Gemeinschaftsschule, worin er zeigt, wie diese von der gegenwärtigen sozialistenreinen Regierung in Thüringen korrumpiert worden ist. Weniger eine Verbindung von Nüchternheit und Idealismus«, wie ihr Prospekt versprach, als eine gegenseitige Widerlegung der beiden scheint also durch die neue Zeitschrift geboten zu werden.

Welche besondere Aufgabe dann die Jungsozialistischen Blätter, deren Mitarbeiterkreis zum überwiegenden Teil in der neuen Zeitschrift wiederkehrt, immer noch haben sollen, ist denen unter ihren Lesern nicht recht ersichtlich, die als wirkliches Jugendorgan der extremen Linken die *Freie sozialistische Jugend* /Nürnberg, Adolf Winkler/ seit Beginn ihres Erscheinens im Sommer 1925 verfolgt und mit Freude den Willen zu urteilsfreier Diskussion und vor allem auch zu praktischer Arbeit trotz allem Unverständnis für die Notwendigkeiten einer politischen Partei in den jungen Mitarbeitern dieses zurzeit von A. Henning herausgegebenen Monatsblatts beobachtet haben.

Der Bezirksvorstand Berlin der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands gibt seit dem 1. Oktober eine Monatsschrift *Unser Weg* heraus, die allen Berliner Parteimitgliedern zugestellt wird. Agitation, Organisation und Aufgaben der Partei stehen darin zur Debatte.

Nelson † Was der Tod Leonard Nelsons für das geistige Deutschland bedeutet, ist hier schon in den Rundschau Geistige Bewegung und Philosophie (in diesem Band Seite 920 und 929) angedeutet worden. Er muß auch in dieser Rundschau erwähnt werden, weil Nelson eine Zeitlang eine nicht unbeträchtliche Rolle in der sozialdemokratischen Bewegung Deutschlands gespielt hat. Nelson war bei Ausgang des Krieges Mitglied der Unabhängigen Sozialdemokratischen Partei, trat dann mit deren linkem Flügel zum Kommunismus über, konnte sich mit seinen fraktionsbildnerischen Tendenzen gegenüber Moskaus Parteizentralismus nicht halten und schloß sich darum bald wieder der Sozialdemokratie an. Hier erlangte er einen beträchtlichen Einfluß, vor allem auf den sogenannten Hannoveranerkerkreis der Jungsozialisten. Die Parteileitung wollte aber Nelsons Fraktionsbildung nicht dulden und drängte ihn 1925 aus der Partei hinaus. Daraufhin gründete er seinen Internationalen Sozialistischen Kampfbund und eine überaus stereotyp antidemokratisch, antikleikal und vegetarisch argumentierende Zeitschrift. Sein Bund gab sich daneben mit einigen genossenschaftlichen Siedlungsversuchen ab. Auch wer durchaus zu Nelsons Gegnern gehört, muß es im Interesse des geistigen Lebens der Partei aufs tiefste beklagen, daß es einem so selbständigen Kopf unmöglich gemacht wurde in der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands zu verbleiben.

Kurze Chronik Seit dem 1. Juli ist die Mitgliederzahl der sozialdemokratischen Organisation Wien um 15 466 auf 378 307 gestiegen; seit dem 15. Juli sind etwa 20 000 Wiener aus der katholischen Kirche ausgetreten, um gegen den Prälaten Seipel zu demonstrieren, der geäußert hatte, daß er von keiner Milde gegen die Opfer des blutigen Freitags wissen wolle. ◊ Die Gesamtzahl der englischen Kommunisten wird für 1927 mit 7377 angegeben, während sie im Vorjahr etwa 11 000 betrug. ◊ Der Minister für öffentliche Arbeiten im Pilsudskikabinett Moraczewski wurde aus der Polnischen Sozialistischen Partei wegen disziplinwidrigen Verhaltens in seinem Amt ausgeschlossen; wenige Wochen später aber durch Annullierung des Beschlusses wegen eines Formfehlers wieder aufgenommen. ◊ Aus der Sozialistischen Partei Frankreichs wurden 3 Mitglieder ausgeschlossen, weil sie sich zur Zehnjahrestfeier der

sogenannten Oktoberrevolution ohne Erlaubnis der Parteileitung nach Moskau begeben hatten. Derartige unorganisierte Rußlandreisen dienten, wie die Ausschlußbegründung betonte, nur dazu die Arbeiterschaft irrezuführen, da sie natürlich nicht geeignet seien über die wahre Lage in Rußland unbeflüßten Aufschluß zu geben. (Für die deutschen Rußlandreisenden, die, stereotyp bekehrt, aus Moskau zurückkehren, gilt sachlich genau das gleiche.)

Literatur Bild und Gegenbild der Führtypen unserer Bewegung kann man, nach 2 neuen Publikationen, in Frank und Balabanowa sehen. Beide Charaktere von höchster Reinheit, leidenschaftlichster Hingabe für den Sozialismus, die eine "Marxistin", rücksichtslos in ihrer Staatsfeindschaft und zu jedem Opfer bereit, nur nicht zu einem Kompromiß; der andere unsystematischer Praktiker, daher Koalitionsfreund. Die Äußerungen Ludwig Franks in seinen von Hedwig Wachenheim ausgewählten und eingeleiteten Aufsätzen, Reden und Briefen / Berlin, Verlag für Sozialwissenschaft / zeigen den Parteigenossen der Nachkriegsgeneration, wie schon vor dem Krieg sich jene Situation ganz allmählich vorbereitete, in der sich heute unsere Partei, halb als Opposition halb schon als Regierungsinhaberin, befindet. Daneben einmal eine Rede über den Massenstreik, worin der nachdenkliche Satz steht: »Der Kadavergehorsam beim Militär setzt sich bei den deutschen Arbeitern um in eiserne Disziplin und in die Entschlossenheit im rechten Augenblick das Notwendige zu tun.« Schließlich einiges von internationalen Tagungen. ◊ Berichte von solchen bilden den Hauptinhalt der Erinnerungen und Erlebnisse Angelica Balabanowas / Berlin, E. Laub/, die die ganze gegen den Krieg gerichtete Zimmerwaldbewegung von ihrem Entstehen aus der Enttäuschung über den Zusammenbruch der Zweiten Internationale an bis zu ihrem Einmünden in die Dritte Internationale in führender Stellung mitgemacht, vorher im italienischen Sozialismus und nachher im russischen Bolschewismus eine große Rolle gespielt hat, nun aber unter Äußerungen des tiefsten Abscheus gegen Mussolini einerseits, Sinowjow und andere Nutznießer der russischen Umwälzung andererseits jenen beiden Ländern den Rücken gekehrt hat. Daß sie ihren Feinden oder Freunden gerecht würde, darf man von dieser leidenschaftlichen Frau nicht erwarten.

WISSENSCHAFT

Biologie / Hans Hausteин

Blütenbiologie Als Hauptcharakterzug der neuern Blütenbiologie ist ihre Wendung von der theoretisch-ökologischen Phase zur experimentellen zu betrachten. Unter den bahnbrechenden Botanikern ist hier namentlich *Friedrich Knoll* zu nennen (Insekten und Blumen, im 12. Band der Abhandlungen der Zoologisch-Botanischen Gesellschaft in Wien). Er richtete sein Augenmerk besonders darauf zwischen Nah- und Fernwirkung der Anziehung der Blüten auf die Insekten zu unterscheiden. Die optischen Reize wirken in die Ferne, die Geruchseindrücke nur in der Nähe. Oft lehrt bereits die Flugbahn der Insekten, ob es sich um optische oder chemische Anlockung handelt. Bei der optischen werden die Blüten direkt angezogen, bei der chemischen bewegen sich die Insekten in Zickzackbahnen. Auch in der Dämmerung ist nicht immer auf Duftwirkung zu schließen, da manche Schmetterlinge sogar in tiefer Dämmerung farbensehend sind. Zweiflügler sprechen vornehmlich auf Geruchsempfindung an, für Käfer konnte eine optische Fernwirkung nicht nachgewiesen, für Schmetterlinge und Bienen jedoch der Beweis erbracht werden, daß sie farbensehend sind. Bemerkenswert ist, daß reines Grün nicht anlockt, eine Reizwirkung auch von ultravioletten Strahlen ausgeht, die für das menschliche Auge wirkungslos sind. Eine Bestätigung des Farbensehens bildet die Tatsache, daß Tiere auf besondere Farben dressiert werden können. Doch ist zum Beispiel den Honigbienen auch ein gewisses Formengedächtnis zuzuschreiben. Je nach den Einzelheiten kann man zwischen Augentieren und Fühlertieren unterscheiden. Die Analyse des Geruchssinns hat eine große Ähnlichkeit mit dem Geruchssinn des Menschen ergeben, während beim Geschmackssinn erhebliche Differenzen zutage treten. Zum Beispiel Sacharin wird von den Insekten überhaupt nicht beachtet. Die Erscheinung der Blumenstetigkeit wird bei den Insekten durch das Zusammenwirken bestimmter Farben- und Geruchswirkungen bedingt, wahrscheinlich durch Koppelung der entsprechenden Engramme. Ferner gehören zu den Anlockungsmitteln auch baumechanische Einrichtungen. Knoll hat hier den Begriff der Gleitfallenblumen geschaffen. Er hat auch die Tatsache herausgearbeitet, daß Blumen, die von bestimmten In-

sekten besucht werden, die zur Aufnahme und Abgabe des Pollens zweckentsprechende statische Festigkeit besitzen müssen. Knoll und einige andere Forscher arbeiten zurzeit an einer detaillierten experimentellen Analyse von Fragen, die damit zusammenhängen.

Schmetterlingsvernichtung Der Rückgang der heimischen Schmetterlinge ist vor allem auf das planmä-

ßige Einfangen der erwachsenen Falter, ihrer Raupen und Eier durch berufsmäßige Sammler zurückzuführen. Neuerdings hat nun der Massenmord von Schmetterlingen ganz besonders verderbliche Formen durch den riesigen Bedarf der sogenannten Schmetterlingsindustrie angenommen. Diese Industrie verwendet Schmetterlingsflügel zur Dekoration zahlloser Gebrauchsgegenstände, zum Beispiel von Aschbechern, Tapetenleisten usw. Ungeheure Mengen von Schmetterlingsflügeln werden fabrikmäßig verarbeitet. So erhielt der Leiter der Insektenabteilung des Frankfurter Zoologischen Gartens die Anfrage, ob er 50 000 Männchen des Dukatenfalters für eine Pariser Firma zur Dekoration von Betten besorgen könne.

Max Cretschmar /Frankfurt/, der diese Angelegenheit in der Zeitschrift *Natur* und *Museum* behandelte, schlägt als Gegenmaßnahme vor, die Entomologen selbst sollten den Kampf aufnehmen, indem sie Massenfänger aus ihren Vereinen ausschließen, Geschäftsanzeigen, die zum Massenfang anregen, nicht mehr in die Inseratenteile der entomologischen Blätter aufnehmen und auf die Reinhaltung des entomologischen Handelsverkehrs dringen. Die *Entomological News* in Philadelphia haben bereits beschlossen keine Anzeigen mehr aufzunehmen, die den Erwerb von Faltern zu Schmuckzwecken zum Gegenstand haben.

Konstitution und Charakter Seit dem Erscheinen von Ernst Kretschmers Buch *Körperbau und Charakter* (siehe die Rundschau *Psychologie*, 1924 Seite 328 und folgende) steht die Frage nach dem Zusammenhang zwischen der physischen Konstitution und dem psychischen Charakter des Menschen im Mittelpunkt des allgemeinen Interesses. Ihre Bedeutung fand erneuten Ausdruck in den Sitzungen der Ärztlichen Gesellschaft für Sexualwissenschaft und Konstitutionsforschung in Berlin am 18. und 19. November dieses Jahres. Friedrich Kraus sprach dort über das psychophysische Problem in der Charakterkunde.

wobei er hervorhob, daß das Psychische und das Physische 2 getrennte Reihen bilden, deren kausaler Zusammenhang nicht ohne weiteres vorausgesetzt werden darf. Die Lehre vom psychophysischen Parallelismus, noch weniger aber die Identitätstheorie seien begründet. Arthur Kronfeld behandelte alsdann die Fragestellungen und Methoden der Charakterologie, warnte vor einseitiger Verwendung von Sondermethoden, so, zum Beispiel, der Graphologie. Zur Lehre von den körperlichen Grundlagen des Charakters versuchte Gottfried Ewald /Erlangen/ über Kretschmers Korrelationstypen durch Einführung funktionell gerichteter Begriffe noch hinauszukommen. Von der Gesamtpersönlichkeit ausgehend, will er den Charakter als Reaktionsbereitschaft des Nervensystems aufgefaßt sehen, er glaubt an eine anatomisch lokalisierte Basis des Charakters. Einen Beweis hierfür sieht er in den nach Encephalitis beobachteten schwerwiegenden Charakterveränderungen. Die konstitutionelle Veranlagung gebe mehr den Ausschlag als Milieueinflüsse. Die Bedeutung somatischer Bedingungen für die Charakterbildung zeigte Ewald am Beispiel der Beeinflussung des Intellekts vom vegetativen System sowie an dem Einfluß elektrolytischer Vorgänge auf die Charakterbildung. Zu den seelischen Grundlagen des Charakters führte Hermann Fritz Hoffmann /Tübingen/ unter Heranziehung eines großen Tatsachenmaterials aus, daß feste Charakterisierungen in der Charakterlehre vermieden werden müßten. Charakterisiert werden müsse die Triebrichtung. Erst nach der Pubertät entscheide sich der Charakter, und vorher sei eine Prognose der Entwicklung des Charakters des einzelnen nicht möglich. Besonders bemerkenswert waren seine Ausführungen über die Erbllichkeit der Charakteranlagen; auch hier müsse wie in Botanik und Zoologie zwischen Gen- und Phänotypus unterschieden werden. Emil Utitz /Halle/ sprach als einziger Geisteswissenschaftler über das Thema Charakter und Umwelt. Er betonte die Notwendigkeit des Zusammenarbeitens von Geistes- und Naturwissenschaft. Die Frage des Einflusses von Veranlagung oder Umwelt auf die Charakterbildung beantwortete er dahin, daß beides eine Rolle spiele, daß vor allem auch Konvergenzen vorkommen.

Wachstums- änderungen

Eine Untersuchung über periodische Wachstumsveränderungen bei Schulkindern nahm *Haven Emerson* vor. Er be-

richtete darüber im *Journal of the American Medical Association* vom 15. Oktober 1927. Er hat 800 Kinder untersucht, um festzustellen, ob die Gewichtsveränderungen im Lauf des Jahres biologischen Gesetzen folgen, oder ob sie das Ergebnis zufälliger, willkürlich beeinflussbarer Faktoren und Umstände sind. Verzeichnet wurden Gewicht und Größe der Kinder, Ernährung und etwa auftretende Krankheiten. Bei den 5- bis 10jährigen Kindern war in der Regel der Wachstumsgewinn in den Ferien, bei guten klimatischen und sonstigen günstigen Lebensbedingungen, sowie in der Zeit der geringsten Infektionskrankheiten am größten. Emerson kam zu dem Schluß, daß ein Kind, das nicht regelmäßig zunimmt, an einer Infektion leidet oder an irgendeinem Erschöpfungszustand, für den Ernährung, Pflege im Haus oder in der Schule die Verantwortung tragen. Kinder, die unter günstigen Lebensumständen aufwachsen und frei von Erkrankungen sind, haben jeden Monat regelmäßig eine bestimmte Gewichtszunahme, unabhängig von der Jahreszeit. Es erscheint Emerson nicht gerechtfertigt Schwankungen und Unregelmäßigkeiten im Wachstum der Kinder auf den Einfluß der Jahreszeiten oder auf biologische Gesetze zu beziehen.

Zeitschriften

Nachdem die einzige wissenschaftliche Zeitschrift für die Geschichte der Naturwissenschaften im August 1922 mit dem 2. Heft des 9. Bandes stillgelegt werden mußte, erscheint jetzt in neuer Folge das *Archiv für Geschichte der Mathematik, der Naturwissenschaften und der Technik* /Leipzig, F. W. C. Vogel/. Es wird von Julius Schuster herausgegeben und stellt ein universalgeschichtliches Organ dar, das in problemgeschichtlichen Untersuchungen zur Synthese der naturwissenschaftlichen Disziplinen wesentlich beitragen wird. Schusters Stellungnahme zur Geschichte der Naturwissenschaften und der Biologie drücken folgende Worte aus: »In den Naturwissenschaften wird es meine Haupt Sorge sein, daß in gleicher Weise die Geschichte der exakten Naturwissenschaften wie diejenige der biologischen Wissenschaften zum Wort kommt. Ist doch die Biologie dasjenige Gebiet, wo der Mangel an historischer Bildung besonders empfindlich sich fühlbar gemacht hat, hauptsächlich als Folge des Auseinanderbrechens der anorganischen und organischen Naturwissenschaften durch das Erbe der Renaissance. Nicht

minder als die neuere Geschichte der Naturwissenschaften muß daher diejenige des Mittelalters und des Altertums gepflegt und in ihren vorwissenschaftlichen und vorgeschichtlichen Spuren verfolgt werden. Aber auch dies alles kann noch nicht die Straße zeigen, die vom Altertum gebaut und von den verschiedenen Kulturkreisen weitergeführt wurde. Das kann nur ein über die Einzelwissenschaften sich erhebender Standpunkt: die Philosophie... Die Geschichte der Naturwissenschaften ist zugleich Geschichte der Menschheit. Daß man sie eine Zeitlang komischerweise für etwas Geringeres hielt, erscheint mir als die letzte Schlacke der vergangenen rein mechanischen Auffassung; die mechanischen Gesetze genügten ihr ja zur Erkenntnis, und das übrige war ihr keine Wissenschaft. Nun ist die Krisis da, und manche sehen sie sogar so an, als ob die Naturwissenschaften mitten im Zusammenbruch stünden. Die historische Selbstbesinnung zeigt indes, daß diese Krisen ihre ganz bestimmten, im einzelnen genau erforschbaren Ursachen haben, die in den Einzelwissenschaften von ganz verschiedener Art sind. Das Gemeinsame der Gesamtlage ist nur das Suchen nach neuen Synthesen und das Ringen um eine neue wissenschaftliche Weltanschauung.«

Tagungen

Eine im *Internationalen Institut für geistige Zusammenarbeit* in Paris am

7. und 8. April veranstaltete Besprechung von Sachverständigen befaßte sich mit der Vorbereitung einer internationalen Bibliographie der biologischen Disziplinen. Von deutscher Seite waren unter anderen vertreten die Jenaer Zoologischen Berichte, die Zeitschrift für induktive Abstammungs- und Vererbungslehre, der Berliner Botanische Jahresbericht, die Berliner Reichszentrale für naturwissenschaftliche Berichterstattung. Die Berichterstattung soll entsprechend 8 verschiedenen Sachgebieten der Biologie durch 8 Gruppen von Fachzeitschriften geschehen.

Der Deutsche Ausschuß für Naturschutz veranstaltete vom 1. bis zum 6. August in Kassel den 2. *Deutschen Naturschutztag*, der mit Ausstellungen Naturschutz und Schule und Naturschutz und Kunst verbunden war.

Am 11. September wurde nach 16jähriger Pause in Berlin der 5. *Internationaler Kongreß für Vererbungswissenschaft* abgehalten, an dem Biologen der ganzen Welt teilnahmen. Neben den

allgemeinen Sitzungen wurde in den folgenden 6 Sektionen gearbeitet: 1. Allgemeine Genetik, 2. Zytologie und Genetik, 3. Genetik der Kulturpflanzen, 4. Genetik der Haustiere, 5. Menschliche Genetik, 6. Rassenhygiene (Eugenik). Insgesamt wurden 160 Vorträge, von allerdings verschiedener Wichtigkeit, gehalten. In manchen trat eine rein biologische Denkweise zutage, die eine ethische Orientierung oder auch nur politische Einsicht bedenklich vermissen ließ. Der Kongreß forderte zum Schluß in einer Resolution, daß an allen Universitäten Institute und Lehrstühle für Allgemeine und Menschliche Genetik geschaffen werden sollten.

Gemeinverständliche Schriften

Verständliche Wissenschaft nennt sich eine, bei Julius Springer in Berlin erscheinende Sammlung von Bänden, die in einfach klarer, zugleich höchst anregender Weise die Kenntnis über die *neuesten Ergebnisse der Naturwissenschaft* vermittelt. Es ist in der Tat ein Genuß sich von den bedeutendsten Kennern durch das Gebiet der abgehandelten biologischen Probleme führen zu lassen. Mit vollendeter Beherrschung des Stoffs paart sich hier eine klare und höchst anregende Diktion. So gibt Karl von Frisch im 1. Bändchen das Interessanteste aus dem Leben der Bienen und vermittelt uns darin einen Einblick in die Poesie der Wirklichkeit. Im 2. Band gibt Richard Goldschmidt unter dem Titel Die Lehre von der Vererbung einen außerordentlich anschaulichen Überblick über Erbfaktoren und Vererbungsgesetze. Der gleiche Verfasser gibt dann im 3. Band: Einführung in die Wissenschaft vom Leben oder *Ascaris*, eine allgemeine Biologie, die in den Ablauf aller Lebensvorgänge hineinleuchtet. Alle bisher vorliegenden Bändchen sind mit vorzüglichem Bildmaterial ausgestattet. In der Sammlung Wege zum Wissen /Berlin, Ullstein/ schildert Josef Wiese das Meer, seine Bewohner und seine volkswirtschaftliche Bedeutung. Kurz und klar bespricht er die Meeresträume: Geographie, Ebbe und Flut, Strömung und Ströme, Meeresstrand und Dünen, sowie Packeis und Eisberge; die Tierwelt des Meeres: Pflanzen, Tierkolonien, Muscheln, Schildkröten, Krustentiere, Säugtiere und die interessantesten Fische sowie die bemerkenswertesten Vögel des Meeres; das Meer in der Volkswirtschaft: Weltverkehrsstraßen, Schifffahrt, das Meer im Dienst der Telephonie, der Telegraphie und des Postverkehrs.

Kurze Chronik Die von dem amerikanischen Zoologen Roy Chapman Andrews geleiteten Expeditionen nach der Wüste Gobi erbrachten den Beweis, daß Asien die *Urheimat der Säugetiere* und damit auch des Menschen sei. Die ältesten Säugetiere waren, wie Andrews in seinem Reisewerk, das kürzlich auch deutsch erschien (Auf der Fährte des Urmenschen /Leipzig, F. A. Brockhaus/), ausführte, ganz kleine Geschöpfe, die vor 10 Millionen Jahren lebten; ihre modernen Verwandten sind der Maulwurf und die Spitzmaus. Diese bedeutende Entdeckung, die gewisse jetzt propagierte anthropogeographische Theorien widerlegt, dürfte lebhaft diskutiert werden. ◊ Vor 100 Jahren wurde von Karl Ernst von Baer das *Säugetierei* zum erstenmal unter dem Mikroskop gesehen. Ein Denkmal in Dorpat, wo Baer 1876 starb, erinnert an diese epochale Entdeckung. ◊ Zum Ordinarius der Anatomie in Kiel wurde, als Nachfolger des nach Freiburg berufenen Wilhelm von Möllendorff, *Alfred von Benninghof* bestellt. ◊ Für Zoologie habilitierte sich an der Universität München der Direktor der Münchener Zoologischen Staatssammlung Hans Krieg.

Literatur Eine Biologie der Zeugung (Genebiotik) stellt *Paul Kammerers* posthumes Werk Geschlecht, Fortpflanzung, Fruchtbarkeit dar, das als 2. Band der Lebensforschung der Münchener Naturwissenschaftlichen Bücherei /München, Dreimaskenverlag/ erschienen ist, und das seinen Anklang in der Bevölkerungspolitik findet. ◊ Forscherfreuden in Guyanas Urwäldern ist der Untertitel von *William Beebes* neuem Buch *Dschungelleben* /Leipzig, F. A. Brockhaus/, das 240 Seiten enthält und mit 16 Tafelabbildungen geschmückt ist. Wie in seinem Buch über die Galapagos versteht es auch hier der Verfasser mit großer dichterischer Fähigkeit das Leben im tropischen Dschungel zu malen. Diesem Buch, das viele neue Naturerkenntnisse vermittelt, sei daher weite Verbreitung beschieden. ◊ Über Sachen, Tatsachen, Auffassungen, Zeichen, Müssen, Wollen, Handeln spricht *Johannes Seitz* /Zürich/ in seiner Naturwissenschaftlichen Weltanschauung eines Mediziners /Zürich, Rascher & Cie./ Wenn der Verfasser hier Gedanken, die ihm in einem langen Leben erwachsen, herausgibt, so tut er es zur Anregung anderer und zur eigenen Belehrung, und er erklärt, daß er dankbar für alle Mitteilungen wäre, die ihn etwa berichtigten.

Psychologie / Rudolf Arnhem

Psychiatrie Obwohl die psychiatrische Wissenschaft ausschließlich psychische Erscheinungen zum Gegenstand hat (denn körperliche Befunde zieht sie lediglich zur ätiologischen Klärung krankhafter seelischer Vorgänge heran), wird sie für den Psychologen doch erst dann interessant, wenn sie sich nicht mehr darauf beschränkt die psychischen Symptome, die wegen ihrer Abweichung vom normalen Seelenleben als krankhaft bezeichnet werden, genau zu beschreiben, Symptomenkomplexe rein phänomenologisch gegen einander abzugrenzen und vielleicht auch zu Heilungsmethoden zu gelangen (die ja rein empirisch gefunden werden können). Erst wenn die Psychiatrie versucht in die dynamischen Mechanismen der Geisteskrankheiten einzudringen und Gesetzmäßigkeiten für ihr Entstehen aufzustellen, ist der Zeitpunkt gekommen, wo die Frage entsteht, ob vielleicht die gleichen Gesetze für das "gesunde" wie für das "kranke" Seelenleben bestehen, sei die äußere Ähnlichkeit des Zustandsbilds noch so gering. An diesem Punkt beginnt die Zusammenarbeit zwischen dem Psychiater und dem Psychologen, und es läßt sich heute schon allenthalben bemerken, wie einerseits die Psychiatrie sich über die Ergebnisse der Psychologie bei der Untersuchung normaler Menschen zu informieren und sie auf die pathologischen Fälle anzuwenden sucht, und wie andererseits die Psychologie in ihren lebendigsten Vertretern der Entwicklung der modernen Psychiatrie die größte Beachtung zuwendet. Diese Bestrebungen sind um so mehr berechtigt, als wir heute bereits eine Reihe von Krankheitstypen kennen, die keineswegs mehr als psychische Erscheinungen sui generis angesprochen werden müssen sondern sich deutlich von solchen Zuständen ableiten lassen, wie sie uns vom normalen Menschen her geläufig sind. Es mag dahingestellt sein, ob sich die Meinung verfechten läßt, die *Hans Wildermuth* in seiner Schrift *Seele und Seelenkrankheit* /Berlin, Julius Springer/ ausspricht, daß es sich nämlich bei Geisteskrankheiten immer nur um quantitative, nie um qualitative Unterschiede zum Gesunden handle, um Unterschiede der bloßen Stärke und Dauer. Fest steht jedenfalls, daß der zirkumskripte Begriff der Krankheit sehr ins Wanken gekommen ist. Daß es fließende Übergänge zwischen dem gesunden und dem

kranken Seelenleben gibt, wird heute allgemein zugegeben. Ein besonderes Verdienst auf diesem Gebiet kommt Ernst Kretschmer zu, der die beiden psychiatrischen Typen der Schizophrenie und des manisch-depressiven Irreseins, die Emil Kraepelin aufgestellt hat, mit 2 Typen normaler Charakterveranlagung in Parallele setzte. Von der krankhaften Erscheinung des Schizophrenen und des Zirkulären (Manisch-Depressiven) gibt es bis zu den normalen Charakterformen des schizothymen und des zyklithymen Menschen alle Übergangsstufen, zum Beispiel die nahe an das Krankhafte grenzenden Schizoiden und Zykloiden. Es gelang Kretschmer diese Auffassung noch besonders dadurch zu stützen, daß er identische Typen der körperlichen Konstitution (Skelettproportionen, Profilbildung, Beschaffenheit der Haut, des Haars usw.) für die gesunden und die kranken Vertreter des selben psychologischen Charaktertypus aufzeigen konnte.

Selbstverständlich unterscheiden wir praktisch, wie immer bisher, in deutlichen Fällen den Kranken vom Gesunden, aber wir kennen Zwischentypen, wir kennen gemeinsame psychische Gesetzmäßigkeiten. Hans Wildermuth sagt in seiner oben angeführten Schrift: »Es kann kein Zweifel bestehen, daß unter den Gesunden eine beträchtliche Anzahl von Paranoikern herumläuft.« Dieses scheinbare Paradoxon stellt nichts als einen ungenauen (das Verständnis nicht eben fördernden) Ausdruck dafür dar, daß wir heute einen Zusammenhang zwischen dem zweifellos krankhaften Verfolgungswahn und gewissen Erscheinungen des normalen Seelenlebens aufgefunden haben, und deshalb diese Trennung keinen rechten prinzipiellen Sinn mehr ergibt.

Wildermuth sieht in diesem Punkt einen Unterschied zwischen körperlichen und seelischen Krankheiten. Er erkennt zwar an, daß auch auf dem Gebiet des Körperlichen eine scharfe Scheidung zwischen krank und gesund nicht mehr gemacht werden könne, aber er meint, daß die »körperlichen Organe in gewissem Sinne Maschinen« seien, deren normale Funktion man prüfen, und deren Störungen man nachweisen könne, wogegen es solche seelischen Organe nicht gebe. Offenbar will er jede Gesetzmäßigkeit und jeden konstatierbaren gesunden Normalzustand im Psychischen überhaupt leugnen: »Die verschiedenen Seiten des Seelenlebens haben keinerlei Zweck im Sinne einer bestimmten Leitung, und

ihre Wirksamkeit im Seelenleben schwankt in den weitesten Grenzen.« Immer wieder betont er, daß ein individuelles Seelenleben etwas Einmaliges sei, und daß man deshalb »im strengen Sinn gar nicht von Geisteskrankheiten sondern nur von Geisteskranken« reden dürfe. Wäre dieser Satz richtig, so wäre die Psychiatrie als Wissenschaft unmöglich. Aber die Verhältnisse in einem bestimmten frühen Stadium der Wissenschaft, wo noch wenig gültige Typenbegriffe für die Fülle der Erscheinungen gefunden sind, dürfen nicht als ewig und unveränderlich angesehen werden.

Es ist charakteristisch für die eingangs skizzierte Annäherung zwischen Psychiatrie und Psychologie, daß Wildermuth sein Buch Seele und Seelenkrankheit genannt hat und der Beschreibung der einzelnen Krankheitsformen die Grundzüge eines allgemeinen psychologischen Systems voransetzt. Diese Psychologie arbeitet vor allem den Gegensatz von Trieb und Urteil (Verstand) heraus, denn in einer Disharmonie zwischen diesen beiden einander ausgleichenden Faktoren besteht, nach ihrer Meinung, jede Geisteskrankheit. Die Triebe liefern, wie schon ihr Name sagt, die Lebensantriebe, »die Fahrtrichtung geben durchaus die Triebe an, und nur die feinere Steuerung, das Umgehen unmittelbarer Gefahren, ist Sache des Urteils«. Unter Trieb aber (und darin ist Wildermuths Darstellung recht charakteristisch) ist alles verstanden, was an seelischen Antrieben nicht auf verstandesmäßigem Entschluß beruht. Schon wenn als die 4 Grundtriebe »der Selbsterhaltungstrieb, der Geschlechtstrieb, der Gemeinschaftstrieb und der Machttrieb« genannt werden, wird der Zweifel erlaubt sein, ob es sich beim Machtstreben überhaupt um einen Urtrieb handle, und wenn gar ein wenig später aus dem Machttrieb wieder der Kunst- und Wissenschaftstrieb abgeleitet wird, weil der Wissenschaftler den Menschen zwingen wolle so zu denken wie er denkt, der Künstler so zu sehen wie er sieht, so zeigt es sich ganz deutlich, daß hier eine unzulässige Verallgemeinerung des Triebbegriffs vorliegt. Man wird einen Unterschied machen müssen zwischen jenen Grundkräften, die durch äußere Reize nur ausgelöst, nicht veranlaßt werden (Selbsterhaltungs-, Geschlechtstrieb), und solchen Reaktionen, die auf Grund äußerer Beanspruchung »gefühlsmäßig« oder »unbewußt«, wie wir heute in Ermangelung einer bessern Terminologie, das heißt besserer Er-

kenntnis noch sagen müssen, zustandekommen (Aufforderungscharaktere, Sinn für Gleichgewicht, "Einstellung", Blick für Ausdrucksphänomene usw.). Man muß auf diesen Punkt eingehen, weil sich, wie die Dinge heute liegen, aus jeder falschen Psychologie eine falsche Psychiatrie ergeben muß.

Ein vorbildliches Beispiel für die moderne psychologisch orientierte Psychiatrie liefert *Ernst Kretschmer* in seiner Arbeit über den sensitiven Beziehungswahn /Berlin, Julius Springer/. Es handelt sich hier um eine spezielle psychische Erkrankung, die ziemlich sicher ihre Ursache nicht in einer krankhaften Veränderung des Gehirns (wie etwa bei der Paralyse) hat sondern psychogen ist; das heißt, ihr Entstehen läßt sich als geschlossene Kausalreihe auf psychischem Gebiet verfolgen. Sehr deutlich zeigt es sich, wie diese Krankheit eigentlich nichts ist als ein mißglückter Versuch eine sehr starke Beanspruchung von außen zu bewältigen; es handelt sich, wie Kretschmer es formuliert, um »Anspannung des Selbstgefühls in demütigender Lage«, also um eine Reaktion, die im normalen Seelenleben jeden Augenblick vorkommt. Tatsächlich haben die ersten Stadien dieser Erkrankung durchaus nichts Unnormales an sich: Menschen, die durch starke Schuldgefühle oder Enttäuschungen in eine schiefe Lage zu ihrer Umgebung versetzt werden, fühlen sich allmählich als aus der sozialen Gemeinschaft ausgestoßen. Kretschmer exemplifiziert an 2 Typen, an liebesenttäuschten älteren Mädchen und an jugendlichen Masturbanten, die sich schuldig und von der Umgebung "entlarvt" fühlen. Aus dieser Spannung entwickelt sich eine immer stärkere Kampf- und Verteidigungseinstellung zur Umwelt. Der überreizte Mensch bezieht ("Beziehungswahn") harmlose Erscheinungen auf sich, glaubt sich unaufhörlich angegriffen, was im höchsten Stadium zu regelrechten Halluzinationen führt. Nicht nur die von außen kommende Beanspruchung sondern auch eine charakterliche Disposition, den sogenannten sensitiven Charakter, nimmt Kretschmer als Vorbedingung für eine solche Erkrankung an, und es läßt sich allerdings auch eine gewisse körperliche Schwäche des Organismus konstatieren. Das für uns Wichtige aber ist, daß es sich hier um Symptome handelt, die sich lückenlos aus "normalen" psychologischen Vorgängen ableiten lassen. Für die allgemeine Psychologie sind Forschungen wie diese von unschätzbare Bedeutung.

Sexualpsychologie

Gerade die Sexualwissenschaft gehört zu denjenigen Gebieten unserer Wissenschaft, die nicht nur theoretisches Interesse für den Forscher sondern auch praktische Bedeutung haben. Deshalb dürfte es wichtig sein hier diesen Teil der Frage besonders zu berücksichtigen. Daraus ergibt sich zunächst, daß wir auf die besonderen, sicher bis zu einem gewissen Grad zufälligen gesellschaftlichen Formen, in denen sich das heutige Sexualleben abspielt, Wert zu legen haben, also auf die Familie, die Ehe, die freie erotische Beziehung.

Die offene Diskussion über Sexualprobleme ist im großen ganzen eine Errungenschaft der Gegenwart. Was etwa, um ein Beispiel herauszugreifen, Martin Luther an unerschrockenen Worten über diese Dinge sagt, ist als Ausnahmeerscheinung zu werten und zeugt von besonderem persönlichen Mut. Aber obwohl die Sexualsituation seiner Zeit nicht weniger schwierig war als die der unsrigen, macht er sich dennoch ungern an eine solche Aufgabe: »Wiewohl mir grauet, und nicht gerne vom ehelichen Leben predige, darum, daß ich besorge, wo ich's einmal recht anrühre, wird mir's und anderen viel zu schaffen geben. Denn der Jammer durch päpstliche verdammte Gesetze also schändlich verwirrt ist, dazu durch hinlässig Regiment, beide, geistlich und weltlichen Schwerts, soviel greulicher Mißbräuche und irriger Fälle sich darinnen begeben haben, daß ich nicht gerne drein sehe, noch gerne davon höre. Aber für Not hilft kein Scheuen; ich muß hinan die elenden, verwirrten Gewissen zu unterrichten und frisch drein greifen.« War die Behandlung der sexuellen Fragen einerseits aus Gründen der gesellschaftlichen Moral nicht beliebt, so war andererseits auch die genügende wissenschaftliche Fundierung für sie nicht vorhanden. Wenn wir lesen, wie Luther etwa die Impotenz für eine angeborene Unfähigkeit hielt, so können wir ermaßen, wie wenig Ersprießliches für die praktische Anwendung zu seiner Zeit herauskommen konnte.

Die wichtigste praktische Frage ist die, welches die Bedingungen für günstige und ungünstige Sexualverhältnisse sind. Diese Frage ist zweifellos nicht mit der Psychologie allein zu lösen. Wir wissen, daß das normale Funktionieren des Geschlechtstriebes von der innern Sekretion der Keimdrüsen und vom Zustand der Genitalorgane abhängig ist. Daß hier Ordnung herrscht, ist gewissermaßen die *conditio sine qua non* für jede psycholo-

gisch orientierte Sexualberatung. Aber wir sind heute geneigt noch weiter zu gehen. Der Haarlemer Arzt *Theodor Hendrik van de Velde* setzt in seinem Buch *Die vollkommene Ehe* /Leipzig, Benno Konegen/ (siehe die Rundschau Anthropogeographie, 1927 I Seite 311 und folgende) körperlich normale Ehepartner voraus und beschränkt seine Anweisungen für das Zustandekommen einer idealen »Hochehe« trotzdem nicht auf Psychologisches. Allgemein wird zugegeben, daß für das *seelische* Verhältnis zweier gesunder Ehepartner vieles zu lernen und durch sachgemäße Beratung mancherlei zu helfen sei, aber man setzt voraus, daß das *körperliche* Zusammenleben sich mit Hilfe angeborener Instinkte ohne weitere Anleitung glatt vollziehe. Das ist nun zweifellos nicht der Fall. Der genannte Autor äußert sich nicht darüber, aus welchen Gründen diese Fähigkeit den Menschen heute so vielfach abhanden gekommen sei. Aber nach den Ergebnissen der Psychiatrie dürfen wir annehmen, daß die Ursache in der Instinktunsicherheit des typischen modernen Menschen zu suchen ist. Nun versucht van de Velde das seelische Glück des Zusammenlebens durch körperliche Anweisungen zu befördern, er treibt psychische Hygiene vom Körper her. So wie etwa bestimmte körperliche Gebetshaltungen eine religiöse Stimmung erzeugen, so wird hier von einer guten Körpergemeinschaft her eine gute Seelengemeinschaft angestrebt. (Parallelen zu diesem Verfahren gibt es in der modernen Gymnastik, in den Konzentrationsübungen der Masdananlehre usw.) Ein konkretes Beispiel macht dies leicht klar. Die Langeweile etwa, die Abschwächung des Reizes, die sich in der Ehe so leicht ergibt, und die doch eine psychische Erscheinung ist, sucht van de Velde dadurch zu bekämpfen, daß er in Form eines regelrechten Lehrbuchs die körperlichen Varianten des Geschlechtsverkehrs behandelt. Er will später in einem weitem Band auch die psychologischen Gesichtspunkte für eine vollkommene Ehe zur Sprache bringen, aber es scheint wichtig gerade den vorliegenden Band über die Physiologie der Ehe in diesem Zusammenhang hier zu erwähnen. Diese Art der körperlichen Regulierung psychischer Hemmnisse im Zusammenleben ist eine äußerst bemerkenswerte Methode. Um theoretische Schwierigkeiten zu vermeiden, sei noch erwähnt: In einem gewissen Sinn ist auch das vorliegende "physiologische" Buch schon psychologisch; denn die Lustge-

fühle der Abwechslung, die van de Velde erzielen will, sind natürlich psychische Phänomene. Aber die Therapie erstreckt sich hier auf körperliche nicht auf psychische Einwirkungen.

Während also van de Velde die »abstoßenden Kräfte« in der Ehe normaler Menschen unschädlich zu machen sucht, so wie sie sich schon aus der normalen körperlichen und seelischen Konstitution des Mannes und der Frau und aus den äußeren Formen der normalen Ehe ergeben, beschäftigt sich der Züricher Pfarrer *Oskar Pfister* in seinem Buch *Die Liebe vor der Ehe und ihre Fehlentwicklungen* /Bern, Ernst Bircher/ mit den charakterlichen Störungen, die eine harmonische Eheverbindung verhindern. »Die nicht lieben können« wollte er sein Buch zuerst nennen. Er schildert im Anfang diejenigen Typen, bei denen es gar nicht erst zu einer festen Liebesbeziehung kommt, weil sie entweder gegen Liebesgefühle psychisch »abgesperrt« sind oder an ungestillter oder unstillbarer Sehnsucht kranken. Was die Abgesperrtheit anlangt, so ist es klar, daß man sie bei der heutigen Haltung der Psychologie nicht als angeboren sondern als durch bestimmte psychische Störungsprozesse veranlaßt annehmen und infolgedessen auch für heilbar halten wird. Pfister ist ein begeisterter Anhänger Sigmund Freuds, und so deutet er die Absperrungserscheinungen denn auch ganz im Sinn der Psychoanalyse. Vor allem Kindheits-erlebnisse sollen einflußreich sein, und unter diesen wieder besonders diejenigen, die sich auf das Verhältnis zu den Eltern beziehen: 1. Eine schlechte elterliche Ehe wirkt abstoßend und flößt Abscheu vor der Ehe ein. 2. Die Eltern verbieten dem Kind die Liebesgefühle zu irgendeinem Menschen, und dieses Verbot bleibt auch für die Reifezeit erhalten. 3. Das Bild des Vaters oder der Mutter drängt sich zwischen den Menschen und sein Liebesobjekt, indem der Ödipuskomplex eine besondere Vorliebe oder einen besondern Haß für den einen Elternteil hervorruft, was sich dann später auf das Liebesobjekt überträgt. Unvernünftige Warnungen oder Drohungen der Eltern endlich üben auf manche Menschen eine lebenslängliche abschreckende Wirkung aus. Auch bei der Wahl des Liebesobjekts machen sich nach Pfister die Einflüsse früherer Erlebnisse oft störend bemerkbar. Er erzählt etwa den Fall einer sehr kinderreichen Bäuerin, die ihrem ältesten Sohn erst dann Aufmerksamkeit und Zärtlichkeit schenkte, als sie schwer er-

krankte und von ihm gepflegt wurde. Dieser junge Mensch heiratete später eine moralisch sehr minderwertige Person, die weit älter als er war und eine Rückenmarksschwindsucht hatte. Pfister glaubt, daß es sich hierbei um einen Mutterersatz handelt und um den Versuch sich auf analoge Weise wie in der Jugend Zärtlichkeiten zu verschaffen. So kommt es zu schädlichen, gefährlichen Eheverbindungen. Seine Ergebnisse erlangte Pfister auf Grund zahlreicher psychoanalytischer Behandlungen, die er durchführte, und die oft guten Erfolg brachten. Es ist klar, daß es sich hier um eine einseitige Auffassung, um ein Herausgreifen bestimmter Fälle und zum Teil wohl auch um falsche Diagnosen handelt. Aber es kommt ja zunächst darauf an, daß wir überhaupt erst einmal einen Einblick in die Mechanismen solcher Sexualstörungen bekommen, und sei es auch nur für ein Teilgebiet der Fälle.

Wieweit die monogame Ehe an sich, als gesellschaftliche Form des Zusammenlebens, geeignet ist harmonische Gemeinschaftsverhältnisse zu schaffen, darüber sind die Meinungen bekanntlich bis heute sehr verschieden. Große Übereinstimmung herrscht nur darin, daß eine weitgehende Scheidungserleichterung dringend nötig wäre. Hierfür unter anderm plädiert *Felix Sernau* in seiner Broschüre *Das Fiasko der Monogamie*, 2. Heft der Beiträge zum Sexualproblem, herausgegeben von *Felix A. Theilhaber* /Berlin, Verlag Der Syndikalist/. Was er im ganzen gegen die Einehe zu sagen weiß, ist recht kindlich. Das Gebot absoluter Keuschheit vor der Ehe etwa, gegen das er polemisiert, hat mit dem Prinzip der Monogamie nicht viel zu tun. Und das Argument, daß die lebenslängliche Ehe der Tod jeder Liebesbeziehung sein müsse, ist schon aus dem Grund oberflächlich, weil die Ehe durchaus nicht eine rein sexualpsychologische Angelegenheit ist. Die Ehe ist, weit über das Sexuelle hinaus, eine Lebensgemeinschaft zwischen 2 Menschen, und es sind in ihr noch ganz andere Bindungen vorhanden als die geschlechtlichen.

**Geschlechter-
charakterologie** Mit der Sexualpsychologie fällt die Psychologie der Geschlechter keineswegs zusammen. Sie gehört vielmehr zur Charakterologie, denn sie behandelt den menschlichen Charakter, soweit er die Verschiedenheiten der Geschlechter angeht. Sie setzt also eigentlich allgemeine charakterologische Begriffe schon voraus.

Aber da die Ergebnisse auf diesem Gebiet bisher recht dürftig sind, und da *Gina Lombroso*, von deren Buch *Die Seele des Weibes* (übersetzt von Marie Kurella /Frankfurt, Siebenerverlag/) hier die Rede sein soll, nicht auf ihnen fußt, so soll der Bericht darüber einem besondern Referat vorbehalten bleiben. Es scheint, als ob in diesem Buch viele Dinge sehr richtig beobachtet sind, die Deutung der Tatsachen aber auch in ganz anderer Richtung erfolgen könnte. Die Tochter *Cesare Lombrosos* sieht den wesentlichen Unterschied zwischen Mann und Frau darin, daß der Mann egoistisch, die Frau altruistisch gerichtet sei; denn der Mann sei imstande selbständig zu leben und zu genießen, während die Frau nicht schaffen, nicht handeln könne, wenn sie nicht jemanden habe, an den sie denken, mit dem, an dem und für den sie sich freuen könne, mit dem und für den sie handle. Der Mann könne relativ unabhängig von Menschen leben, während das Lebenswerk der Frau sich immer nur auf andere Menschen beziehen könne; eine Tatsache, die aus der Urbestimmung des Weibes, der Mutterschaft, abgeleitet wird. Aber es scheint, als ob die Verfasserin hier von einem typisch weiblichen Standpunkt her theoretisiert, von gerade demjenigen her, den sie als den typisch weiblichen schildert. Sie sagt nicht: So wie das Lebenswerk der Frau auf den Nebenmenschen, das Kind, den Gatten gerichtet ist, so das des Mannes auf eine Sache, auf Erkenntnis, auf Kunst, auf Besserung der Lebensverhältnisse. Denn so gesehen wäre es sinnlos den Altruismus für das weibliche Geschlecht zu reservieren; lediglich die Objekte der selbstlosen Arbeit wären verschieden. Statt dessen kehrt sie an der männlichen Arbeit alles das heraus, was die Beziehung zum Nebenmenschen betrifft und hier gar keine zweckmäßige Anwendung finden kann: der Ehrgeiz treibe den Mann dazu mit seinem Gehirn etwas Materielles, Ideelles oder Moralisches zu schaffen. Sie identifiziert "selbstlos sein" mit "für andere da sein", und der Mann, der seine Mitmenschen nicht wesentlich braucht, der für seine Arbeit lebt, ist für sie egoistisch, weil sie einen Selbstzweck der Sache im Grunde nicht anerkennt. So gibt sie selbst, unfreiwillig, einen Beleg für ihre Theorie. Das Weib ist für *Gina Lombroso* mit Leidenschaftlichkeit und Intuition begabt, während der Mann ein Vernunftwesen ist. Auch hier haben wir die typische Verwechslung von Intuition und

Instinkt, der wir in unserer ganzen Publizistik begegnen. Bei Gina Lombroso wird die Sache noch dadurch schlimmer, daß sie beides durcheinanderwirft. Der Mann wende die Intuition nur auf das Feld seiner Studien an, und sie sei bei ihm unabhängig von der Leidenschaft (wobei man zwischen den Zeilen wieder herauslesen muß, daß Leidenschaft eben eigentlich nur für Menschen, nicht für Dinge möglich sei). »Der Mann, gewohnt sich nach Vernunftgründen zu richten, zweifelt eigentlich immer; er überlegt lange, ehe er zum Handeln übergeht, er ist nie absolut sicher... Beim Weibe, das gewohnt ist sich nach der Intuition zu richten, ist es gerade umgekehrt. An einem Vernunftschluß kann man zweifeln, an der Intuition zweifelt man nicht.« Weiter: »Der Mann wird zur Tat getrieben durch Rasonnement und Interesse [hier im Sinn von persönlichem, egoistischem Nutzen gemeint], 2 geraden Linien vergleichbar, die 2 feste Punkte mit einander verbinden [?], und ungefähr bei allen Männern gleich; die Frauen dagegen lassen sich treiben von der Intuition... und von der Leidenschaft.« Diese Gegenüberstellung ist zweifellos falsch. Denn wenn auch von einer stärkeren Ausbildung des Verstands beim Mann unbedingt gesprochen werden kann, so ist doch gerade in seinen wertvollen Werken die Intuition das Entscheidende, ja sie bildet den Ursprung; sie ist bei dem Schaffenden eine unentbehrbare und glücklicherweise unentbehrbare Eigenschaft. Daß die Frau oft gefühlsmäßig zu richtigen Erkenntnissen kommt, ist richtig. Erst recht tut das der schöpferische Mann.

Die geringere Ausbildung der Verstandesfunktionen leitet Gina Lombroso aus der Ganzheit des weiblichen Charakters ab. Stückhaft gesehen handelt es sich hier um einen partiellen Defekt der Frau. Aber da das Leben der Frau ganz auf Tätiges, Praktisches, auf Menschenbehandlung hinzielt, bedarf sie der logischen Operationen ja gar nicht. Faßt man den Begriff der Intelligenz nur weit genug, spricht man von praktischer Intelligenz, die weniger in der Folgerichtigkeit des abstrakten Denkens als im vernünftigen Erfassen einer konkreten Situation liegt (Wolfgang Köhlers Intelligenzbegriff in seinen Intelligenzprüfungen an Anthropoiden), so wird man keine Minderwertigkeit der Frau konstatieren können. Unrichtig dagegen ist es wahrscheinlich wieder diesen Defekt so zu erklären, daß die stärkere Leidenschaftlichkeit der Frau alle Ver-

nunftgründe über den Haufen werfe: »Ich habe als charakteristisches, von der Leidenschaftlichkeit und Intuition abhängiges Kennzeichen des Weibes ihren Mangel an Logik genannt, ihre Neigung ihre Handlungen nicht unter das Regiment der Vernunft, des Überlegens sondern unter das des Impulses, der Intuition, zu stellen, und zu tun, wie es der Instinkt ihr eingibt. Uns Frauen fällt es allen ungeheuer schwer zu begreifen, daß im Leben auf gegebene Prämissen unweigerlich bestimmte Konsequenzen folgen müssen.« Wer Gelegenheit hatte die Technik wissenschaftlicher Streitigkeiten, besonders in Prioritätskämpfen, zu studieren, dem wird es ungeheuer schwer fallen diesen Typus für die Frauen zu reservieren. Vielmehr trifft die Verfasserin wohl selbst das Richtige, wenn sie einmal sagt: »Eigentlich möchte ich sagen, wenn mir solch Paradoxon auszusprechen erlaubt wäre, daß die Frau von vollendeter Logik ist, wenn sie unbewußt handelt, unter dem Impuls der Liebe, während sie jeden Leitfaden verliert, wenn sie theoretisieren und rasonnieren will.« Das Paradoxon löst sich, wenn man den Intelligenzbegriff nicht auf logisch-abstraktes Denken reduziert.

Im einzelnen bringt das überaus anregende Buch noch allerlei Beobachtungen, die die Autorin gemacht hat. Es wird etwa geschildert, wie das sachliche Interesse der Frau für ein Gebiet meist der Wunsch sei »den geliebten Menschen, mit denen sie zusammenlebt, und die eine *tatsächliche* Liebe für die Studien haben, eine Freude zu machen«.

Aus dem Gesagten geht hervor, daß man nur dann zu einer unbefangenen Charakterologie der Geschlechter kommen wird, wenn man nicht auf den Mann überträgt, was für die Frau gilt (etwa jedes Wirken, das sich nicht auf den Nebenmenschen bezieht, als egozentrisch bezeichnet), und nicht auf die Frau, was nur für den Mann gilt (etwa den Mangel an reflektierendem Verstand als Manke bezeichnet). Und praktisch wird es sich darum handeln auf Grund solcher Erkenntnisse das Zusammenleben zwischen Mann und Frau so zu gestalten, daß ihre Verschiedenheiten einander glücklich ergänzen.

Tagungen Im Völkerbundsinstitut für geistige Zusammenarbeit in Paris fand Ende Oktober der 4. *Internationale Kongreß für Psychotechnik* statt. Als Ehrenpräsidenten fungierten der französische Unterrichts-

minister Herriot und der französische Arbeitsminister Fallières; denn der Kongreß war der Berufsberatung und der wissenschaftlichen Organisation der menschlichen Arbeit gewidmet. Eine große Anzahl von Vorträgen wurde über alle einzelnen Zweige der Arbeitspsychologie gehalten. Namentlich beteiligten sich deutsche Wissenschaftler daran; unter anderen sprach William Stern über Testmethode und Persönlichkeitsforschung, Fritz Giese über Psychologie des Verhaltens und Eignungsprüfung, Karl Marbe über die Eignung zur Chirurgie, Orthopädie und Zahnheilkunde, Otto Lipmann über die menschliche Arbeit, Hans Rupp über Psychologie der Fließarbeit, Walther Moede über Arbeitswirtschaft, Robert Werner Schulte über Psychologie der Leibesübungen. Über die rein wissenschaftliche Aussprache hinaus bestand aber die Bedeutung gerade dieses Kongresses darin, daß sich die Vertreter der einzelnen Nationen geistig nahekommen konnten, wozu auch die einzelnen Materien besonders Anlaß boten. Robert Werner Schulte konnte daher seinen Bericht über diesen Kongreß in der Vossischen Zeitung mit den Worten beginnen: »Für die wissenschaftliche Diskussion praktisch-psychologischer Fragen bot Paris mit seiner überwältigenden Fülle psychischer Reizmöglichkeiten, mit dem faszinierenden Rahmen seiner materiellen und geistigen Kultur einen besonders eindrucksvollen und eigenartigen Hintergrund. In dieser Stadt des Esprits, der ungeheuer gesteigerten Impression und der Aufgeschlossenheit des Temperaments wird es verständlich, wie sich von der exakten, tiefgründigen, vorsichtig abwägenden und besonnenen deutschen Wissenschaft die mehr intuitiv schauende, oft ästhetisch schillernde und manchmal genial aufblitzende Psychologie der Romanen abhebt.« Der nächste Kongreß wird 1928 in Utrecht zusammentreten.

Totenliste In München starb Mitte Juni der Biologe und Psychologe *Karl Gruber*, in seinem 46. Lebensjahr. Gruber hatte ein Extraordinariat für Zoologie an der Technischen Hochschule München inne, beschäftigte sich aber vorwiegend mit Tierpsychologie. Er nahm oft an den bekannten "okkultistischen" Sitzungen bei Schrenk-Notzing teil und trat, besonders in seiner Abhandlung *Parapsychologische Erkenntnisse /1924/*, mit Entschiedenheit für die Existenz parapsychischer wie auch parapsychischer Phänomene ein.

Kurze Chronik Die seit 1888 bestehende Psychologische Gesellschaft zu Berlin beschloß ihr Arbeitsprogramm zu erweitern und sich in Zukunft *Berliner Gesellschaft für Psychologie und Charakterologie* zu nennen. Sie will fortan innerhalb ihres bisherigen Aufgabenbereichs auch die Probleme der Charakterforschung besonders pflegen, und zwar sollen Konstitutions- und Typenforschung, Psychognosis, Psychopathologie und verwandte Gebiete, zum Beispiel Physiognomik und Graphologie, im Zusammenhang mit der systematischen und praktischen Psychologie in den Vordergrund treten. ◊ In der Berliner *Maison du Livre* sprach Charles Baudouin, der bekannte Schüler Coués, über sein neuestes, noch unveröffentlichtes Werk *La psychoanalyse de l'art*. Es analysiert *Kunstschaffen und Kunstbetrachtung*. Im 1. Teil werden Kunstwerke auf symbolische Inhalte hin untersucht, die dann mit den »Komplexen« des Künstlers, wie sie sich aus seiner Biographie ergeben, verglichen werden. Im 2. Teil schildert er als ein neues Verfahren bei psychoanalytischen Behandlungen die Methode, so wie die Träume auch die Lieblingskunstwerke des Analysanden zur Deutung zu verwenden. ◊ In der Physiognomischen Studiengesellschaft in Berlin fand ein Abend mit dem Thema *Physiognomik und Eheberatung* statt. Daß nicht nur der körperliche Gesundheitszustand sondern auch das äußere Aussehen des Ratsuchenden für die Eheberatung heranzuziehen sei, wurde hervorgehoben. Jedoch zeigte die ganze Veranstaltung, daß wir uns auf diesem Gebiet immer noch in einem durchaus vorwissenschaftlichen und ganz untheoretischen Stadium befinden. Es läßt sich für die Physiognomik noch nicht das Bescheidenste exakt formulieren, und die Eheberater sind, wie andere Leute auch, auf ihren lebendigen Blick angewiesen. ◊ In der Zeitschrift für Kinderforschung berichtete Otto Bobertag von einer geplanten Nachprüfung der *Bisskyschen Diagnostik*. Es sollten mit Hilfe des Bisskyschen Apparats die Charakteristiken zweier Personen angefertigt und diese dann von anderen, denen die beiden aus dem Leben bekannt waren, zugeordnet werden. Der Versuch kam aber gar nicht erst zustande, da die Charakteristik der beiden in Wirklichkeit recht verschiedenen Personen fast wörtlich identisch ausfiel. Dieser Fall scheint die Vermutung, daß es sich bei dem genannten Apparat um ein Schwindelunternehmen handelt, zu bestätigen.

Geschichte / Walther Koch

Wesen des Geschichtlichen Wie in dieser Rundschau (1927 I Seite 314) bereits kurz erwähnt, hat *Karl*

Rothenbücher eine beachtenswerte Untersuchung über das Wesen des Geschichtlichen und die gesellschaftlichen Gebilde veröffentlicht /Tübingen, J. C. B. Mohr/. Er legt darin dar, wie in den verschiedenen gesellschaftlichen Gebilden Vergangenes gegenwärtig ist. So untersucht er daraufhin die Familie, die Nation, den Staat, die Kirche, die politische Partei, die menschliche Persönlichkeit, die Kultur und das Recht. Es finden sich da sehr wesentliche soziologische Beobachtungen, die ein ganz neues Licht auch auf geschichtliche Auffassungen werfen. Besonders sei auf das Kapitel über die Nation hingewiesen, in dem sich der Verfasser in gründlicher Weise mit den verschiedenen Mißbräuchen des Begriffs Nation auseinandersetzt. Auf die wichtigen Verhandlungen des 2. Soziologentags, der 1913 in Berlin das Thema Nation besprach, wird mehrfach hingewiesen. Treffend betont *Rothenbücher* die politisch wichtige Tatsache, daß die verschiedenen Gruppen der Nation in ganz verschiedenen Vergangenheiten wurzeln, daß eine Schicht etwa heute noch das Erbgut festhält, das zum Beispiel im 18. Jahrhundert die Menschen dieser Schicht übernommen haben, wogegen andere Teile der Nation es ganz oder zum Teil aufgaben und jetzt nur durch das Gut, das in der darauffolgenden Zeit entstanden ist, bestimmt sind. An diese Tatsache muß man denken, wenn man etwa an das Problem der Spannung zwischen der Welt des Bauern und der des Arbeiters herangeht.

Eine richtige Unterscheidung, die der Verfasser durchführt, ist die zwischen der Nation im objektiven und im subjektiven Sinn. Es besteht ein großer Unterschied, ob jemand tatsächlich zu einer Nation gehört, oder aber sich dessen besonders bewußt ist. Oft fühlen sich nur bestimmte Schichten, meist Oberschichten, als bewußte Vertreter ihrer Nation. Hier müßte die Betrachtung des Wandels einer aristokratischen Monarchie zu einer demokratischen Republik in Hinblick auf die Verschiebung des Nationalbewußtseins untersucht werden, was leider in der besprochenen Schrift nicht geschieht. Geschichtliche Tatsachen, oft auch geschichtliche Irrtümer, ja Fälschungen werden oft zur Begründung des Nationalbewußtseins

herangezogen. Um geschichtliche Persönlichkeiten streiten sich die Nationen. Auch im Leben des Staats sind alle gegenwärtigen Einrichtungen und Zustände historisch bedingt. Selbst Revolutionen bedeuten meist nicht den absoluten Bruch mit der Vergangenheit, als den sie sich empfinden. Bekanntlich haben die Große Französische Revolution und Napoléon gerade auch das vollendet, was das alte Frankreich im 17. und 18. Jahrhundert vorbereitet hatte: die Einheit des französischen Staats. Wir haben es eben mit überindividuellen Wesenheiten zu tun, die auch Menschen formen und bestimmen. Besonders klar tritt die geschichtliche Bestimmtheit der Gegenwart auch an den Phänomenen des Rechts hervor. Die Rechtsanschauungen der gegenwärtigen Menschen sind zum größten Teil durch Rechtsgedanken bestimmt, die in der Vergangenheit entstanden sind. Kein Geschlecht bringt den Schatz von Rechtsanschauungen, über die es verfügt, völlig neu und ursprünglich hervor.« So hat *Rothenbücher* an einer ganzen Reihe gesellschaftlicher Gebilde aufgezeigt, wie in allem Gegenwärtigen Vergangenes steckt, daß es keine geschichtslosen Völker gibt, daß vielmehr jeder Mensch Geschichte in sich trägt.

Jüdisches Volk Der Historiker *Friedrich Muckle*, dem wir vor dem Krieg schon vortreffliche

Arbeiten über die utopistischen Sozialisten, insbesondere über Saint-Simon, verdanken, hat ein größeres Werk *Der Geist der jüdischen Kultur* und das *Abendland* /Wien, Rikolaverlag/ herausgegeben. Bei allen Berührungspunkten mit Spenglers Auffassung ist es unabhängig von dessen bekanntem (jetzt vielleicht schon halb vergessenem) Buch entstanden. Das Buch stellt den 1. Band einer weiteren Folge von Bänden dar, die die germanische Heldenzeit und das Mittelalter, die Kultur der Griechen, die Renaissance und die Reformation, das Zeitalter der Gegenreformation, des Barocks, der Aufklärung, des Idealismus und der heutigen Zivilisation behandeln sollen. Das, was der Verfasser unter dem jüdischen Geist versteht, ist zu einem wesentlichen Teil freilich bloße Konstruktion, nach einem Schema, das aus westeuropäischer Übung, aber nicht aus unmittelbarem Eindringen in die Sache entstanden ist. In einer Einleitung legt *Muckle* seine geschichtsphilosophischen Grundsätze auseinander. Er geht von Goethes Begriff eines Ur-

phänomens aus und führt das geschichtliche Leben auf das Wechselspiel zweier Grundfaktoren, des Machtwillens und des Erlösungsstrebens, zurück. Seine Geschichtsauffassung wäre im einzelnen ein andermal zu behandeln, besonders auch seine Stellung zum Marxismus.

An einer breitangelegten Weltgeschichte des jüdischen Volkes von seinen Uranfängen bis zur Gegenwart arbeitet *Simon Dubnow* /Berlin, Jüdischer Verlag/. Er ging von der Geschichte der osteuropäischen Juden aus und weicht von der Auffassung, wie sie sich im Lauf des 19. Jahrhunderts in der westlichen Wissenschaft des Judentums gebildet hatte, wesentlich ab. Der Verfasser bezeichnet seine Geschichtsanschauung als soziologisch, auch als national, verwahrt sich aber gegen jede nationalistische Ausdeutung. Er verfißt entschieden das Vorrecht der wissenschaftlich-evolutionistischen Geschichtsauffassung vor der dogmatischen. Der 1. Band behandelt die orientalische Epoche bis zum Ende der persischen Herrschaft in Judäa, der 2. vom Beginn der griechischen Herrschaft in Judäa bis zu dessen Zerstörung durch die Römer. In der neuesten Geschichte des jüdischen Volkes betrachtet *Dubnow* die verschiedenen Seiten des Lebens, die politische, sozialökonomische, kulturell-geistige, auf dem Hintergrund der Entwicklung seiner nationalen Persönlichkeit, ihres Wachstums oder Sinkens. Vor allem wird verfolgt, inwieweit die Individualität des jüdischen Volkes sich behauptet und entwickelt, und inwieweit sie sich im ganzen nivelliert oder doch verwischt hat.

In den Beiheften für die Alttestamentliche Wissenschaft erschienen Studien zur Geschichte der wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse im israelitisch-jüdischen Reich von der Einwanderung in Kanaan bis zum Babylonischen Exil, die der Moskauer Dozent *M. Lurje* angestellt hat /Gießen, Alfred Töpelmann/. Sie hellen manche Punkte jenes Zeitabschnitts auf und können dem, der vom Standpunkt der ökonomischen Geschichtsauffassung an dessen Betrachtung herantritt, gute Dienste leisten.

Der Tübinger evangelische Theologe *Adolf von Schlatter* hat eine Geschichte Israels von Alexander dem Großen bis Hadrian herausgegeben /Stuttgart, Calwer Vereinsbuchhandlung/. Das Buch ist zum Verständnis des Alten und des Neuen Testaments geschrieben, ist also spezifisch theologischer Natur, entbehrt aber im einzelnen auch des rein historischen Interesses nicht.

Romane

Der historische Roman ist, wo er nicht aus dichterischer Kraft alles belehrend Historische verwischt, für den Historiker ein schwieriges Kapitel. Über den literarischen Wert oder Unwert der Neuerscheinungen auf diesem Gebiet soll in dieser Rundschau nichts gesagt werden. In ihr muß man sich mit der Feststellung begnügen, daß eine ganze Reihe historischer Romane eingegangen ist, die die verschiedensten Zeiten behandeln. Neu erschien *Edward Bulwers* berühmtes Werk *Die letzten Tage von Pompeji* mit unmöglichen Bildern in Tondruck von *Ludwig Fahrenkrog* /Stuttgart, K. Thienemann/, *Julia Koppe* übersetzte *Johannes V. Jensens Roman Der Zug der Zimbern* /Berlin, S. Fischer/. Bilder aus Thüringens Vergangenheit /Leipzig, A. Deichert/ wollen 2 Bücher geben: *Siegfried Moltkes Sigfrid von Schwarzburg*, ein Roman aus dem 10. Jahrhundert, und *Erich Michaels Auf Schloß Tannenburg*, ein Roman aus dem 16. Jahrhundert. Von *Otfrid von Hanstein* liegen 3 historische Romane vor: *Der blutrote Strom*, Roman aus der Zeit eines Titanen (gemeint ist *Dschingis Chan*), *Die Feuer von Tenochtitlan*, ein Roman aus dem alten Mexico, und *Die Sonnenjungfrau*, ein Roman aus dem Reich der Inkas von Peru. Alle 3 erschienen in der Deutschen Verlagsanstalt in Stuttgart, die beiden letztgenannten gehören der Sammlung *Der Abenteuerroman an*, von der schon in anderen Rubriken der Rundschau hier mehrfach die Rede war, und die eine merkwürdige Verknüpfung von historisch-politischen Tatsachen und aufregend abenteuerlichen Geschichten darstellt. *Konrad Falke* schrieb ein 4bändiges Werk *Der Kinderkreuzzug* /Zürich, Orell Füßli/: als einen »Roman der Sehnsucht«. In dem Katholischen Verlag *Josef Kösel & Friedrich Pustet* in München erschienen: *Georg Terramare Die Magd von Domremy*, ein Roman von *Jeanne d'Arc*, dieser Gestalt, in der man die Verkörperung des französischen Volkes gesehen hat, und die merkwürdigerweise gerade in unseren Tagen neues Leben gewinnt, ferner *Juliane von Stockhausen Die Soldaten der Kaiserin*, ein Buch, das die Zeit der Kaiserin *Maria Theresia* behandelt. In die Zeit der Hanse führt *Wilhelmine Fleck (Die Wulflams* /Stuttgart, J. F. Steinkopf/), in die der Wiedertäufer *Ludwig Huna (Der Kampf um Gott* /Leipzig, Grethlein & Co./, endlich in die italienische Renaissance *Alfred Schirokauer*, der die in unserm Bewußt-

sein als eigentliche Renaissancefigur lebende Lucrezia Borgia zur Heldin seines Romans machte /Berlin, Richard Bong/. Prosper Mérimées bedeutende Chronik aus der Zeit der Bartholomäusnacht Mit Feuer und Schwert, kam, von A. Ziegler übersetzt, in der Illustrierten Weltallbibliothek /Karlsruhe, Friedrich Gutsch/ heraus; eine sehr empfehlenswerte Neuausgabe. Gesprengte Ketten nennt sich eine historische Erzählung aus der Französischen Revolution von Ernst Schreiner /Gießen, Brunnenverlag/. Man sieht schon aus dieser kleinen Zusammenstellung, daß gerade der historische Roman einer strengen Sichtung bedürfte, um die Werke auszuwählen, die zu lesen wichtig wäre.

Geschichtsunterricht

Arnold Reimann hat in Verbindung mit einer Reihe von Schulmännern ein Geschichtswerk für Höhere Schulen in einer Reihe von Einzelheften herausgegeben /München, R. Oldenbourg/. Zunächst liegen 3 Hefte vor: Grundbuch für den gesamten Geschichtsunterricht auf Mittel- und Oberstufe, die zuerst als Leitfaden, dann als Repetierbuch dienen sollen. Friedrich Cauer behandelte die Alte Geschichte, Johannes Ferber Mittelalter und Reformationszeit, Kurt Gerstenberg die Neuzeit von 1648 bis zur Gegenwart. Das Grundbuch ist knapp gefaßt, enthält aber trotzdem eine Fülle von Zahlen und Namen, deren Bildungswert sehr problematisch ist. In der Behandlung der heutigen Weltlage stößt ein moralisierender Ton ab, der sicher nicht seinen Zweck erreicht. Ulrich Wilcken, Dietrich Schäfer, Ludwig Rieß haben zu dem Grundbuch Ergänzungsbände geschrieben, die zum tiefern Eindringen in die Geschichte dienen sollen. Gustav Lambeck und Paul Rühlmann gehen zusammen eine im Geschichtsunterricht und auch sonst eingeführte Quellensammlung für den geschichtlichen Unterricht an Höheren Schulen heraus /Leipzig, B. G. Teubner/, die über die verschiedensten geschichtlich wichtigen Zeiten, Persönlichkeiten und Fragen gut ausgewählte Quellenauszüge gibt. Da diese Auswahl von berufenen Sachverständigen geschieht, wird auch der historisch interessierte Laie Gewinn davon haben können. Von den Heften sei besonders die 2. Auflage der Arbeit Felix Salomons Die britische Reichsbildung 1867 bis 1925 als politisch besonders wertvolle Zusammenstellung wichtiger Dokumente zur Entwicklung des Britischen Imperiums hervorgehoben.

Kurze Chronik In Konstantinopel wird ein *Institut für Byzantinologie* begründet, das sich ausschließlich mit der Geschichte und Kunst des Byzantinismus befassen soll. Es plant umfassende Ausgrabungen wichtiger Kunststätten und die Veröffentlichung von Quellenwerken byzantinischer Forschung. \diamond Sigmund Feist sprach im Philologischen Verein in Berlin über das bisher nicht geklärte Problem der eigentlichen Bedeutung des Wortes *Germanen*. Er hob hervor, daß die Römer unter Germania nur einen geographischen Begriff, nämlich das Land rechts des Rheins, verstanden, das in den ersten beiden Jahrhunderten nach Christus meist von Kelten bewohnt war. Daher auch die keltischen Namen der Völker wie Ubier, Chatten, Cherusker usw. Im 2. bis 4. Jahrhundert erst treten an Stelle dieser Namen germanische: Franken, Sachsen, Alemannen. \diamond Für mittlere und neue Geschichte *habilitierte* sich Martin Linzel in Halle; sein Sondergebiet ist Verfassungsgeschichte des frühen Mittelalters.

Literatur

Der Wiener Historiker Viktor Bibl hat es unternommen die tragische Geschichte des *Herzogs von Reichstadt*, des Sohnes Napoléons I, als einen "Lebensroman" zu schildern (Der Herzog von Reichstadt Wien, Steinverlag). Das Büchlein ist leicht und unterhaltend geschrieben. Grundlegend bleibt nach wie vor die größere Biographie des ungarischen Historikers Eduard von Wertheimer *Der Herzog von Reichstadt*. \diamond Vom republikanischen Standpunkt aus durchmustert *Gustav Pollatschek* die österreichisch-ungarische Geschichte in seinem Republikanischen Lesebuch *Habsburger Legenden* (Wien, Wiener Volksbuchhandlung). Er hat das Ziel die Götzen, die die Menschen einst anbeteten, ihrer Gottähnlichkeit zu entkleiden. Die Schrift ist deshalb agitatorisch gehalten. \diamond Der frühere Kriegsminister im Kabinett Karolyi und Oberkommandant der ungarischen Roten Armee *Wilhelm Böhm* schildert die ungarische Revolution und die Budapestere Räterepublik in einem Werk *Im Kreuzfeuer zweier Revolutionen* (München, Verlag für Kulturpolitik), das er selbst ein Mittelding zwischen Geschichtsschreibung und Memoirenliteratur nennt: eine die Ereignisse schildernde Tatsachensammlung für den Historiker. \diamond In das aufgehende 17. Jahrhundert der Türkenkriege führt uns der *Ungarische Simplicissimus* zurück, den der Seeverlag in Konstanz aufs neue herausgab.

Religionswissenschaft / Theodor Siegfried

Greßmann † Auf einer amerikanischen Vortragsreise starb im April 1927, in Chicago, an einer

Lungenentzündung, der Berliner Alttestamentler Hugo Greßmann, kurz nach Vollendung seines 50. Lebensjahrs. Greßmann hatte sich 1902 in Kiel habilitiert, 1907 kam er als außerordentlicher Professor nach Berlin und wurde hier 1920 Ordinarius. Er war, wie Hermann Gunkel, einer der führenden Köpfe der sogenannten religionsgeschichtlichen Schule. Er war lange Jahre Mitarbeiter und zuletzt Herausgeber der Zeitschrift für alttestamentliche Wissenschaft. Aus der großen Zahl seiner Arbeiten seien genannt: *Der Ursprung der jüdischen Eschatologie* /1905/, *Der Erdgeruch Palästinas* /1909/, *Altorientalische Texte und Bilder* /1909/, *Das Gilgameschepos erklärt* /1911/. Weltbekannt ist die Übertragung und Erklärung der Schriften des Alten Testaments /Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht; an ihr war Greßmann als Herausgeber und Mitarbeiter führend beteiligt. Seine Forschungen galten vor allem den Beziehungen der biblischen Kultur und Religion zu der ägyptischen und babylonisch-assyrischen, dann der Geschichte des nachexilischen Judentums. Er leitete auch das Institutum Judaicum der Universität. Seine bedeutende Fachbibliothek soll auf Anregung seines Nachfolgers in der Leitung der Zeitschrift für alttestamentliche Wissenschaft Johannes Hempel in Greifswald durch eine Hugo-Greßmann-Gedächtnis-Spende von dem Institutum Judaicum angekauft werden. Greßmanns wertvolle Lichtbildersammlung hatte bereits der Staat angekauft.

Durch den Tod Greßmanns hat die Religionswissenschaft einen ihrer bedeutendsten Vertreter verloren. In der Weiterforschung des Alten Testaments ist für die nächste Zeit eine große, nicht leicht zu schließende Lücke entstanden.

Christentum Die wissenschaftliche Kontroverse über die Entstehung des Christentums wird weitergesponnen. *Arthur Drews* fährt fort die Geschichtlichkeit *Jesus'* zu bestreiten. Gegenüber seinem frühern negativen Verfahren der Bestreitung gibt er nunmehr das positive Bild der historischen Entstehung und Entwicklung des Christentums. Das umfangreiche Werk führt den Titel *Die Entstehung des Christentums aus dem Gnostizismus* /Jena, Eugen Diederichs/. Dreierlei sei

hier festgestellt: 1. Es ist begrüßenswert, daß der Verfasser zu diesem positiven Versuch fortgeschritten ist. 2. Es fehlt bedauerlicherweise jede gründliche Auseinandersetzung mit der formgeschichtlichen Methode, an deren "Skepsis" gegen das liberale Jesusbild Drews nur die scheinbare Analogie zu seiner eigenen Skepsis entdeckt, wobei er aber den Frontalangriff gegen die Drewsschen Voraussetzungen und Methodik übersieht. 3. Die Deutung des volkstümlichen Charakters der Evangelien als gnostischer Geheimspekulation mit verborgenen astrologischen Allegorien ist der schlechthin unbegründete Ausgangspunkt der Drewsschen Argumentation. Es verdient bemerkt zu werden, daß auch die Angriffe gegen Drews ihren Charakter geändert haben; es wird allgemein zugestanden, daß die populäre Argumentation mit der Einzigartigkeit und Eindringlichkeit der Persönlichkeit Jesus ausgeschaltet ist. Hier hat auch die formgeschichtliche Kritik entscheidend gewirkt. Bei einem Vergleich etwa mit der theologischen Lage in Holland, wo diejenigen, die den historischen Wert des Neuen Testaments radikal bestreiten, sich unter den führenden Theologen befinden, wird man zu der Frage kommen, ob die Ausschaltung dieser Richtung aus dem Forum der offiziellen Hochschulen nicht doch die theologische Entwicklung gehemmt hat. Denn aus dieser Richtung entwickelte sich in Holland eine theologische Dogmatik, die sich von der Bindung an die historischen Tatsächlichkeiten lösen mußte und so einer Überwindung des Historismus vorarbeitete, um die sich nun auch die deutsche Theologie weithin bemüht. Aber die Ausschleudung der Radikalen aus der Schultheologie ist vielleicht nicht nur für die deutsche Theologie seit der Aufklärung symptomatisch; sie ist der notwendige Ausdruck jener geistigen Zerspaltung zwischen offiziellem Kurs und Opposition, deren Spannung allein das deutsche geistige Leben in seiner Ganzheit anschaulich macht. Es war dies auf allen Gebieten wohl für beide Seiten ein Verhängnis, muß aber klar ins Auge gefaßt werden, wenn die Lage der Gegenwart verstanden werden soll.

In der Methode ähnliche, in der Einzelargumentation eigene Wege wandelt der Bremer Pfarrer *Hermann Raschke* mit einem großen Markuskommentar (Aus der Werkstatt des Markusevangelisten /Jena, Eugen Diederichs/). Im 1. Teil versucht er, entgegen der Tradition und der allgemeinen wissenschaftlichen An-

nahme, nachzuweisen, daß nicht das Evangelium des Lukas sondern das des Markus von dem Gnostiker Marcion benutzt worden sei. Es folgt ein Kommentar, nach dem Ortsnamensymbolik den Geheimsinn der Erzählungen nicht nur sondern den Anlaß ihrer Erfindung abgeben soll. Auch hier wird die Frage nach dem literarischen Charakter der Evangelien beiseitegeschoben.

Im Zusammenhang der genannten beiden Werke mag auch der Abriss genannt werden, in dem Arthur Drews die Leugnung der Geschichtlichkeit Jesus' in Vergangenheit und Gegenwart darstellt (im 33. Band der Sammlung Wissen und Wirken /Karlsruhe, G. Braun/). Hier verfällt Drews wieder in die atomistische Behandlungsweise seiner frühern Zeit. Ohne leitende Gesichtspunkte wird der Stoff aufgereiht, soweit nur die Leugnung selber oder eine vermeintliche Annäherung an sie zu finden ist. Dabei treten nicht einmal die geschichtlichen Zusammenhänge heraus, aus denen jene These von der Ungeschichtlichkeit Jesus' erwachsen ist. Solche Forderung aber wäre sinnhalfterweise auch dann zu erheben, wenn an dem Werk die typischen Züge einer oppositionellen Geschichtsklitterung nicht beanstandet werden; wobei dieser Ausdruck keine Abwertung enthalten sondern lediglich den Typus zufälliger, der geschlossenen historischen Verknüpfung entratender Stoffzusammenstellung bezeichnen soll, wie solche unter einem abseits von den Hauptentwicklungslinien stehenden Leitthema allein möglich bleibt. Statt der durchdringenden Einzeldarstellung gibt Drews eine durchaus willkürliche Materialsammlung. Auf diesen Punkt muß man besonderes Gewicht legen, weil diese Arbeit des Verfassers an die nichtfachlich gebildeten Kreise gerichtet ist und damit sich bedauerlicherweise in den Kreis jener Populärliteratur einreihet, deren Weiterwuchern der ernsthafte Wissenschaftler nicht fördern sollte.

Ein religiös weniger ernstes, aber literarisch interessantes Beispiel der Rationalisierung des Christentums bietet die Broschüre *George Bernard Shaws Die Aussichten des Christentums* /Berlin, S. Fischer/. Eine sich harmlos gebende Satire. Man wird sie nur dann recht würdigen, wenn man sich als Hintergrund nicht die deutsche Problematik, auch nicht die englische Theologie, sondern ein Schablonenchristentum, speziell englischer Konvention, denkt. Dann mag es die Absicht des Satirikers sein, daß der Leser von einem Shocking zum an-

dern gegruselt wird. Daß darüber hinaus diese Darstellungsweise doch zu wirklicher Erschütterung führen kann, ist freilich nicht einzusehen. Doch soll nicht verschwiegen sein, daß der Verfasser die Kluft zwischen gesättigter Bürgerlichkeit und urchristlichem Geist oft blitzartig aufzuhellen versteht.

Handwörterbuch

Unter dem Titel *Die Religion in Geschichte und Gegenwart* erscheint gegen-

wärtig in 2. Auflage bei J. C. B. Mohr in Tübingen ein auf 5 Bände berechnetes theologisch - religionswissenschaftliches Handwörterbuch. Gegenüber der 1. Auflage fällt die starke Konzentration der auf 5 Gelehrte verteilten Redaktion auf. Der systematisch gegliederte Probekatalog beweist unmittelbar den Erfolg dieses Verfahrens an der straffen Durcharbeitung, die die einzelnen Gebiete erfahren haben. Insbesondere ist der Religionsgeschichte und den sozialwissenschaftlichen Fragen breiter Raum gewährt worden; das heißt, mit besonderem Nachdruck sind die Grenzgebiete behandelt, mit denen der wissenschaftliche und der praktische Theologe in steter Berührung sind. Das Handwörterbuch soll nicht nur ein wissenschaftliches Nachschlagewerk sein sondern zugleich jedem an Theologie und Religionswissenschaft Interessierten auf seine Fragen Antwort geben. So zielt es überall auch auf die engen Zusammenhänge von Religion und Kultur ab und weist an den "profanen" Phänomenen die religiöse Problematik auf. Diese Grundtendenz des Werkes veranschaulicht sich deutlich an den bisher erschienenen 14 Lieferungen, mit denen der Buchstabe B etwa zum Abschluß gebracht ist. Den sozialistisch gerichteten Artikeln über Arbeit und Beruf tritt eine Reihe sozialwissenschaftlicher über Arbeitskämpfe, Arbeitsverhältnis, Arbeitszeit, Berufstatistik zur Seite und gibt den ersten die Tatsachenfundierung, ohne die alle ethische Bemühung in der Luft schwebt. Große Artikel werden den religions- und kulturhistorischen Zusammenhängen einzelner Zeiten und Völker gewidmet: so der Geschichte und Religion Ägyptens, der Kultur Afrikas, der antiken und der germanischen Agrarverfassung. Die Geschichte der Akademien und einzelner Universitäten wird durchgehend behandelt. An theologischen Hauptartikeln seien nur die äußerst prägnanten Ausführungen über altchristliche Literaturgeschichte (Hans Freiherr von Soden), Aufklärung (Heinrich Hoffmann),

Antike und Christentum (Leopold Zscharnack) genannt. Hinter der Kürze des Gebotenen steht eine kaum zu überschätzende harte Arbeit der Sichtung und knappsten Zusammenfassung. Dabei ist durchgehend die geistesgeschichtliche Problematik berücksichtigt, so daß die Artikel zugleich ein deutliches Bild des gegenwärtigen Stands der Debatte und seiner Voraussetzungen geben. Im Rahmen der vorliegenden Anzeige, der weitere Berichte regelmäßig folgen werden, sei nur auf 3 im engeren Sinn theologische Artikel des nähern verwiesen. Unter dem Titel Aberglauben handelt Adolf Schullerus im Schlußabschnitt von der Verchristlichung des Aberglaubens. Der Titel ist dann als nicht unglücklich zu bezeichnen, wenn seine polemisch-paradoxe Note sofort mitgehört wird. Die "Verchristlichung" darf natürlich nicht einfach Rezeption und höhere Weihe des volkstümlich Lebendigen bedeuten sondern hat nur Sinn, wo sie zugleich schärfster Angriff gegen die Verwandlung des Heiligen in dämonische, widerheilige Zauberdinge und -riten ist. Ferner sei auf den knappen Artikel des früher katholischen Theologen Leonhard Fendt über den Ablass hingewiesen. Fendt bringt das Wesen des Ablasses an der Unterscheidung zwischen Erziehungs- und Erlösungsreligion in ein helles Licht. Endlich sei der Artikel über das Abendmahl im Neuen Testament von Karl Ludwig Schmidt erwähnt. Der gegenüber der 1. Auflage verringerte Umfang hat dem Verfasser dennoch erlaubt den ganzen Fragenkomplex gedrängt, aber klar vor Augen zu führen. Wichtig ist, wie gerade die bekannte Analogie zu den spätantiken Kultmahlen zum Ausgangspunkt einer scharfen Abgrenzung des urchristlichen Denkens gegen den Hellenismus wird. Der eigentliche Sinn des Abendmahls könne nur aus der Beziehung auf die alttestamentlich-prophetische Religion und den Gehalt ihrer Verheißungen gewonnen werden. Der Verfasser verläßt nicht die historische Ebene, indem er über die bekannte Feststellung hinaus, daß Jesus das Abendmahl nicht gestiftet habe, den Nachdruck darauf legt zu zeigen, wie die Gemeinde sinnhafterweise ihren Kultus an die Erinnerung an das letzte Mahl Jesus' habe knüpfen können. So ist sein Artikel im kleinen Ausschnitt ein aufschlußreicher Beitrag zur Erschließung der inneren engen Zusammenhänge zwischen den beiden, seit Bousset und Wrede stark auseinandergerissenen Größen des palästinensischen

und des "hellenistischen" Urchristentums. An dem Beispiel dieses Artikels möge deutlich geworden sein, wie das Werk in seiner neuen Auflage die Problemstellungen der Gegenwart auf Grund prägnantester Stoffdurcharbeitung nicht nur zum Ausdruck kommen läßt sondern, ohne in subjektive Einseitigkeit zu verfallen, sachlich fördert.

Tagungen Vom 2. bis zum 8. April fand in Canterbury unter der Leitung des Dean of Canterbury eine *Theologische Woche* statt, deren Thema die Idee des Reiches Gottes in historischer und systematischer Beleuchtung war. Die grundsätzlichen Fragen richteten sich auf das Verhältnis zwischen dem Reich Gottes und der menschlichen Gesellschaft, Kirche und Staat. Die gediegenen knappen Referate sind in den Theologischen Blättern /Leipzig, J. C. Hinrichs/ wiedergegeben. Zum Zweck der Weiterführung einer christlichen Einigungsbewegung, wie sie ursprünglich von Stockholm ausging, kam am 20. Juli in Winchester unter dem Vorsitz des anglikanischen Bischofs der Diözese eine *Internationale Kirchenkonferenz* zusammen, die 15 Länder beschickt hatten. Aus Deutschland waren unter anderen Walther Simons und Adolf Deißmann anwesend. Man berichtete über die Fortschritte der ökumenischen Einigung seit der Berner Konferenz. Anfang August begann unter der Leitung des amerikanischen Bischofs Brenthe die *Weltkonferenz für Glaube und Verfassung*, an der außer der römischkatholischen Kirche Mitglieder aller christlichen Denominationen beteiligt waren. Zweck der Verhandlungen war es die Frage zu klären, wie weit eine Einigung in Verfassung und Bekenntnis möglich sei. Die Konferenz ist eine Art Gegenstück zu dem auf Einigung in praktischer Arbeit gerichteten Stockholmer Konzil. Die deutschen Landeskirchen haben sich offiziell nicht beteiligt; aber auf persönliche Aufforderung nahmen 35 deutsche Theologen aller Richtungen an den Verhandlungen teil. Anfang September tagte in Schweden eine Konferenz der *Anhänger Swedenborgs*, der sogenannten Neuen Kirche, die besonders in England und Amerika viele Vertreter zählt. Bei dieser Gelegenheit wurde die Neue Swedenborgkirche eingeweiht und das Modell eines Swedenborgdenkmals von Adolph Jons-son ausgestellt. Man besuchte Swedenborgs Grabmal in der Kathedrale von Upsala und sein Haus in Stockholm.

Vom 5. bis zum 14. September tagte in Helmstedt das *Apologetische Seminar*. Paul Altmann /Erlangen/ sprach über die moderne Kulturkrise und das Verhältnis der Geschlechter, Bruno Doehring /Berlin/ über moderne Wirtschaftsprobleme, Karl Mirbt /Göttingen/ über die Wiedervereinigung der Kirchen und Arvid Runestam /Upsala/ über Psychoanalyse und Christentum.

Auf der diesjährigen Generalversammlung des *Evangelischen Bundes*, die vom 7. bis zum 9. Oktober auf der Wartburg stattfand, wurde über die festen Grundlagen der evangelischen Bundesarbeit gesprochen: Luther, Bibel, Kirche.

Anfang Oktober veranstaltete das Zentralinstitut für Erziehung und Unterricht zusammen mit der Gesellschaft für evangelische Pädagogik eine *Religionspädagogische Tagung* in Berlin. Ernst Sellin /Berlin/ berichtete über die Forschungsergebnisse im Alten Testament: Über die Vierschichtung im Pentateuch sei man sich völlig einig, wisse man auch noch nicht, auf welche letzten Quellen das Ganze zurückgehe. Auch die Wirklichkeit der Personen Moses' und Abrahams stehe für die Forschung fest, nicht ebenso die der anderen Patriarchen. Es sei Pflicht der Theologie Ausgrabungen zur Klärung der Tatsachen zu fördern. Hans Lietzmann /Berlin/ behandelte dann die Mandäerfrage. Am 2. Tag wurde über den evangelischen Religionsunterricht als Lebenskunde diskutiert. Der Akademiedirektor Weidel /Elbing/ forderte einen undogmatischen, vom wirklichen Leben der Schüler ausgehenden Religionsunterricht.

Zum erstenmal traten die evangelischen Theologen sämtlicher Richtungen zu einem *Allgemeinen Deutschen Theologentag* zusammen, um gemeinsame Arbeit an den spezifisch theologischen Grundaufgaben zu leisten und der fachlichen wie richtungsmäßigen Isolierung entgegenzuwirken. Dieser Plan ist symptomatisch für eine tiefe Veränderung der theologischen Gesamtlage. Die Tagung fand vom 18. bis zum 21. Oktober in Eisenach statt. Für die neue theologische Bewegung, zu der neben den meisten jüngeren Theologen unter anderen auch Rudolf Bultmann gehört, sprach dieser in Beziehung auf das Neue Testament, Willy Staerk /Jena/ und Johannes Hempel /Greifswald/ sprachen in Beziehung auf das Alte. Von allgemeinem Interesse war ferner der Vortrag Karl Egers /Halle/, der betonte, daß die Kirche wesentlich religiöse Funktionen habe, und ihr Stre-

ben nach Erweiterung ihres Einflusses auf Staat und Schule als unevangelisch zurückgewiesen werden müsse. Diese Auffassung, die allgemeiner Zustimmung begegnete, ist gerade jetzt für die Schulgesetzreform besonders wichtig.

Totenliste Mitte Januar starb in Rom der päpstliche Protonotar *Stefan Ehes*, 70 Jahre alt

Ehles war Leiter des Historischen Instituts der Görresgesellschaft, Mitherausgeber der Quellen und Forschungen aus dem Gebiet der Geschichte und der Tübinger Theologischen Quartalsschrift. Er schrieb 1897 die Festschrift zum 1100jährigen Bestehen des deutschen Campo Santo in Rom.

Am 7. April starb der Leipziger Kirchenhistoriker *Heinrich Boehmer*, 58 Jahre alt. Er habilitierte sich 1898 in Leipzig, kam 1906 nach Bonn, später nach Marburg und Leipzig. Seine Forschungen betrafen insbesondere die Reformationszeit und den Jesuitenorden. 1910 erschien sein, dann in späteren Auflagen stark erweitertes lehrreiches Werk *Luther im Lichte der neuen Forschung*, 1914 seine Studien zur Geschichte der Gesellschaft Jesu; außerdem sind zu nennen: *Ignaz von Loyola* und die deutsche Mystik /1921/ und *Der junge Luther* '1925'.

Am 9. September starb plötzlich der geistliche Vizepräsident des Evangelischen Oberkirchenrats, *Paul Conrad*, in seinem 63. Lebensjahr. Er war einer der vorzüglichsten Prediger Berlins, wo er zuletzt an der Kaiser-Wilhelm-Gedächtnis-Kirche wirkte.

In Bremen starb am 17. Oktober der ehemalige Geistliche Vizepräsident des Evangelischen Oberkirchenrats und Generalinspektor von Berlin *Friedrich Lahusen*, im Alter von 76 Jahren. Er galt als einer der vorzüglichsten Prediger, dessen Wärme stets eine große Schar von Zuhörern zu ihm zog. Ende Oktober starb in Heidelberg der ehemalige ordentliche Professor der Theologie an der Heidelberger Universität *Ludwig Lemme*, im Alter von 80 Jahren. Seine zahlreichen Schriften galten der christlichen Systematik.

Kurze Chronik Der Internationale Ausschuß der Stockholmer Weltkonferenz für praktisches Christentum beschloß die Einrichtung eines *Ökumenischen Sozialwissenschaftlichen Forschungsinstituts* in Genf, das die sozialen und wirtschaftlichen Tatsachen und Probleme im Licht der christlichen Ethik nach wissenschaft-

lichen Methoden studieren soll. Es will als Informationszentrale zur Förderung sozialer Arbeit dienen, mit dem Internationalen Arbeitsamt usw. in Fühlung treten und eine ständige Vertretung beim Völkerbund haben. Die Leitung liegt in den Händen des bekannten Pfarrers Adolf Keller /Zürich/. Die verschiedenen Kirchen werden ständige und zeitweilige Mitarbeiter entsenden. ◊ Bei der Deutschen Liga für Völkerbund wurde ein *Theologenausschuß für Weltanschauungskunde* unter dem Vorsitz des Generalsuperintendenten Otto Dibelius /Berlin/ konstituiert. ◊ An der Universität Berlin wurde ein *Institut für Sozialethik und Wissenschaft der Innern Mission* errichtet. ◊ In einer indischen Nationalkonferenz zur Beilegung der religiösen Unruhen zwischen *Mohammedanern und Hindus* Ende Oktober wurde ein Kompromiß zwischen den Parteien abgeschlossen. Die Mohammedaner sollen danach auf öffentlichen Plätzen und in der Nähe von Hindutempeln kein Vieh mehr schlachten dürfen, während sich die Hindus verpflichten, während der mohammedanischen Gottesdienste in der Nähe von Moscheen keine Musikumzüge zu veranstalten. ◊ Unter den *hatholischen Verlagsanstalten* ist eine der bewährtesten der Verlag Josef Kösel & Friedrich Pustet in München, früher in Kempten und Regensburg. Eine Reihe seiner wertvollen Publikationen ist hier besprochen worden. 1926 brachte er einen gehaltvollen Jubiläumsalmanach, dessen Einleitung von der Geschichte der beiden, seit 1920 vereinigten Verlage berichtet. Die Kemptener Abteilung geht in das 16. Jahrhundert auf eine Gründung des Fürstbistums Blarer von Wartensee zurück. ◊ Ein besonderer *Franziskuslehrtuhl* mit eigener Bibliothek wurde auf Anregung des Ausschusses für die Franziskusfeierlichkeiten in Rom begründet. ◊ Das neuerrichtete Ordinariat der Dogmatik in der Katholischtheologischen Fakultät der Universität Bonn wurde *Bernhard Geyer* in Breslau übertragen. ◊ In der Theologischen Fakultät der Universität Würzburg habilitierte sich für Dogmatik *Johann Baptist Walz* mit einer Schrift *Die Fürbitte der Heiligen*. Für Alttestamentliche Wissenschaft habilitierte sich in Greifswald der Assistent am Alttestamentlichen Seminar *Martin Roth*. Der Kurat am Luitpoldkrankenhaus in Würzburg *Joseph Ranft* erhielt als Privatdozent für Dogmatik in der Theologischen Fakultät der Universität München die *venia legendi*.

Hygiene / Georg Woll

Alkoholismus Über die dysgenische Bedeutung des Alkoholismus für die geistige und körperliche Beschaffenheit der durchschnittlichen Bevölkerung besteht wohl kaum noch ein Zweifel, wenn auch der bündige Beweis dafür, ob der Alkoholismus Ursache oder Wirkung einer jeweils beobachteten Minderwertigkeit ist, schwer zu erbringen ist. Auch die Ergebnisse der experimentellen Vererbungsforchung sagen in dieser Frage noch wenig; denn die Schwierigkeiten sind groß mittels ausgedehnter und über viele Generationen sich erstreckender Tierversuche die Frage zu prüfen, inwieweit die Alkoholintoxikation eine krankhafte Änderung der Erbanlagen hervorzurufen imstande ist. Darum sind auch die neueren Erbforscher in dieser Frage noch nicht zu einem eindeutigen Ergebnis vorgedrungen; siehe darüber zum Beispiel das Kapitel *Die Neuentstehung krankhafter Erbanlagen* in der von Erwin Baur, Eugen Fischer und Fritz Lenz herausgegebenen *Menschlichen Erbliehkeitslehre und Rassenhygiene* /München, J. F. Lehmann/, diesem wichtigen Werk, auf das auch in diesem Zusammenhang nachdrücklich hingewiesen sei. Aber auch ganz abgesehen davon, ob es zulässig ist Schlußfolgerungen aus den künstlich gewählten Bedingungen des Tierversuchs auf die Verhältnisse der menschlichen Population zu übertragen, ist doch das Zusammentreffen von Alkoholismus und Verbrechen, Alkoholismus und Geisteskrankheiten, Alkoholismus und Zirkulationsstörungen schwerster Art in der menschlichen Gesellschaft so häufig, daß wir allen Anlaß haben den Mißbrauch des Alkoholgenusses mit allen brauchbaren Mitteln zu bekämpfen.

Ein Nürnberger Arzt, *Rudolf Bandol*, glaubt aus den Ergebnissen der Sterblichkeits- und Todesursachenstatistik in der Zeit der größten Alkoholknappheit während des Weltkriegs und unmittelbar danach wichtige Zusammenhänge zwischen Alkoholismus und Sterblichkeit zahlenmäßig nachweisen zu können. In 2 eingehenden Untersuchungen (Über den Rückgang der Männersterblichkeit in München, Nürnberg und Augsburg und im übrigen Deutschland überhaupt seit der Mitte des Weltkriegs, im Archiv für soziale Hygiene 1927, und Die Sterblichkeitsbewegung und die Beteiligung der einzelnen Todesursachen an derselben unter dem Einfluß der Alkoholknappheit seit 1916, in der Fest-

schrift des Ärztlichen Vereins Nürnberg 1927) stellte er fest, daß etwa seit dem Jahr 1916 die Männersterblichkeit, namentlich in den mittleren Altersklassen, einen viel stärkeren Rückgang zeigte als die entsprechende Frauensterblichkeit. Diese Erscheinung machte sich sogar ziemlich plötzlich, etwa seit dem Jahr 1916, bemerkbar, war besonders auffallend 1919 bis 1921, in den Jahren der stärksten Alkoholknappheit, und näherte sich wieder langsam den Zahlen der Vorkriegszeit in den Jahren 1922 bis 1925. (Zu bedenken ist freilich, daß an sich die Sterblichkeit der Männer in den mittleren Altersklassen, namentlich im Alter von 40 bis 60 Jahren, stets erheblich höher liegt als diejenige der Frauen, deren Lebenserwartung (mittlere Lebensdauer) nach allen Sterbetafeln die des andern Geschlechts erheblich übertrifft.) Seine Ergebnisse konnte Bandel für das ganze Deutsche Reich und auch für die zwar nicht am Krieg, aber an den Ernährungs-schwierigkeiten beteiligten neutralen Staaten, wie die Schweiz und Dänemark, die mit diesen Schwierigkeiten ebenfalls die vorübergehenden Wohltaten einer Alkoholeinschränkung eintauschten, aus den Sterblichkeitszahlen der Statistik ableiten. Sie müssen auf alle Fälle zu denken geben, insbesondere auch die Tatsache des Wiederanstiegs des Verhältnisses von Männersterblichkeit zu Frauensterblichkeit mit dem Wiederanstieg des Alkoholverbrauchs in den letzten Jahren. Denn es ist keine Frage, daß die toxischen Schädigungen infolge Alkoholmißbrauchs in viel höherem Maß die Männer betreffen als die Frauen, und daß daher der Alkoholismus, wenn er auch nicht so oft die unmittelbare Todesursache (akute Vergiftung, Delirium tremens) darstellt, doch als mitwirkende Todesursache bei anderen Krankheiten durch Herabsetzung der Widerstandsfähigkeit für den Gesamtkomplex der Sterblichkeit von großer Bedeutung ist.

Die Bekämpfung des Alkoholismus muß eine Erziehungsfrage sein. Der Zwang allein führt nicht zum Ziel; er muß auf die relativ wenigen unverbesserlichen Sünder und auf die Jugendlichen beschränkt sein, analog wie auch sonst im Gesellschaftsleben auf die verhältnismäßig kleine Zahl der wirklich sozialen Elemente und die noch Straf-unmündigen. Bei schematisierender Verallgemeinerung kann er aber leicht, wie auch in der Prohibitionsgesetzgebung der Vereinigten Staaten von Amerika,

zur Verärgerung der gesellschaftlichen Heuchelei und zur Vermehrung des Schmutzgelunwesens mit seinen Begleiterscheinungen führen, die auch nicht gerade einer Veredlung des menschlichen Charakters dienen. Beispiel und Erziehung (in allen Gesellschaftsschichten) sollten aber schon von früherer Jugend dahin wirken Alkoholrausch und erst recht die sinnlose Betrunkenheit bei jedermann als Ausdruck menschlicher Würdelosigkeit und sozialer Unreife zu kennzeichnen. Trunkenheit sollte auch im Strafgesetz nicht als strafmildernd sondern als strafe scharfend gelten; sie muß, sobald die öffentliche Ordnung dadurch gestört wird, selbst strafbar sein, wie es in einigen nordischen Staaten der Fall ist.

In diesem Zusammenhang mag noch auf die Tätigkeit des Neulandverlags in Hamburg hingewiesen werden, der die Blätter für alkoholfreie Kultur herausgibt und sich seit langem um die Bekämpfung des Alkoholismus Verdienste erwirbt. Jede Einwirkung kultureller Art ist zu begrüßen. Vor plumper Vergewaltigung des Einzelmenschen durch Prohibition ist aber zu warnen. Sie ist ethisch zu verwerfen und auch biologisch nicht zu rechtfertigen. Der Organismus ist ein viel zu feines Gebilde, als daß er sich durch das jeweilig "letzte Wort der Wissenschaft" reglementieren ließe. Und das Wort eines Hygienikers und Gelehrten wie Max von Pettenkofer, der die Genußmittel als wahre Menschenfreunde bezeichnet, sofern sie richtig ausgewählt werden und die Maschinerie des Körpers nicht angreifen, hat einen tiefern Sinn als mancher übereifrige Hygieniker in seinem Intellektualfanatismus ahnt.

Tabakplage Das wirksame Prinzip des Tabakrauchens ist, trotz gelegentlichen "Neuentdeckungen", das Nikotin, ein in reinem Zustand außerordentlich giftiges Alkaloid; an Giftigkeit nur noch mit der Blausäure vergleichbar. Es wirkt erregend und bei größeren Dosen lähmend auf Herzrätigkeit, Drüsensekretion (zum Beispiel Schweißausbruch) und Zentralnervensystem. Dennoch ist es eigentlich erstaunlich, daß ein in isoliertem Zustand so schweres Gift wie das Nikotin im allgemeinen beim Tabakrauchen kaum noch als solches empfunden wird. Das hängt damit zusammen, daß der überwiegende Teil des Alkaloids überhaupt nicht in den Körper gelangt sondern verbrannt und mit dem Rauch sofort

wieder ausgestoßen wird. Außerdem findet allmählich eine gewisse Gewöhnung an das Gift statt wie an andere narkotisch wirkende Alkaloide (Morphin, Kokain). Der Tabakgenuß wird also keineswegs als völlig harmlos zu bezeichnen sein. So turbulente Vergiftungssymptome wie etwa der Alkoholausbruch als Ausdruck einer akuten Intoxikation sind vom Tabakrauchen freilich kaum bekannt, wenn wir von den bekannten Begleiterscheinungen des ersten Rauchversuchs einmal absehen. Dennoch gibt es genug erfahrene Ärzte und Selbstbeobachter, die den schädlichen Einfluß des Tabakgenusses auf Psyche und Nervensystem keineswegs gering anschlagen.

In sozialer Hinsicht ist zu bemerken, daß die Gewohnheit der Raucher bei allen Gelegenheiten und an allen Stellen, im überfüllten Eisenbahnkupee ebenso wie im sommerlich-heißen Wald, zu rauchen und damit ihre Umwelt zu belästigen im engen Raum durch Luftverschlechterung und den Schmutz der Tabakasche, im Freien durch die gedankenlos herbeigeführte Gefahr eines Waldbrands, zu ernsthafter Kritik herausfordert. Auch hier sollten Beispiel und Erziehung Ratgeber sein. Sie müssen ersetzen, was an natürlichem Takt im Zusammenleben mit anderen Menschen fehlt. Ein generelles Tabakverbot wird sich nicht durchsetzen lassen, soll auch aus prinzipiellen Gründen sittlicher Selbstbestimmung nicht verfochten werden. Wohl aber sollte der Staat die Mitmenschen gegen die Rücksichtslosigkeit der Raucher schützen. Vor allem ist für sämtliche öffentlichen Verkehrsmittel ein striktes Rauchverbot zu verlangen: für Straßenbahnen (auch auf der Plattform und in den Anhängewagen), Omnibusse (auch auf dem Verdeck) und Schnellbahnen (es ist geradezu ein Hohn, daß in der Berliner Hoch- und U-Bahn die gut gepolsterten Wagen der ehemaligen 2. Klasse den Rauchern überlassen worden sind, was schon aus ästhetischen Gründen nie hätte geschehen dürfen, und alle die anderen Menschen auf Sitze minderer Qualität verwiesen werden). Ebenso für alle Lokalitäten, die der öffentlichen Benutzung dienen: Amträume, Postanstalten (kommt es doch sogar vor, daß besonders "feinfühlig" Raucher eine Telephonzelle vollpaffen und dem folgenden Benutzer seelenruhig zumuten sich in diese "Atmosphäre" hineinzu begeben). Endlich sollten in allen Restaurants, Cafés usw. Nichtraucher-

räume obligatorisch eingerichtet werden. Das ist um so notwendiger, als die Frauen, die ihren Ehrgeiz darin zu setzen scheinen alle untergeordneten Konventionen der Männer nachzuahmen, sich im öffentlichen Rauchen gar nicht genug tun können, so daß hier auch die Galanterie als ultimum refugium der Menschlichkeit ausgeschaltet ist. Daß in allen Versammlungen, Sitzungen usw. das Rauchen untersagt wird, sollte sich von selbst verstehen, wie kann man es jemand zumuten im Tabakqualm Gedanken zu durchdenken? Über solche, im sozialen Sinn sehr empfehlenswerten Zwangsmaßnahmen hinaus muß es natürlich der Selbsterziehung des einzelnen und der allgemeinen Erziehung durch die Gesellschaft überlassen werden die Menschen von der dumpfen Gewöhnung des Rauchens zu befreien.

Es sei hier auch auf die verdienstvolle und lesenswerte Tabakgegnerbücherei hingewiesen, die der Bund deutscher Tabakgegner in Dresden herausgibt. Die Veröffentlichungen (Der Tabak und seine Wirkung, Der Tabak und die Frauenwelt, Tabak und Jugend, Der Kampf gegen die Tabakgefahr) enthalten neben manchen Übertreibungen, wie es bei solchen Kampfschriften selbstverständlich ist, viele Leitsätze, die namentlich im Verkehr mit dem nicht-rauchenden Teil der Menschheit befolgt werden sollten. Im Kampf mit den "Sitten" aller Gesellschaftskreise können solche Schriften nur gut wirken.

Lehrstuhl für soziale Hygiene Der Landtag Sachsens hat einen Antrag auf Errichtung eines Lehrstuhls für soziale Hygiene an der Universität Leipzig angenommen. Damit soll eine 2. Universität im Deutschen Reich ein eigenes Lehramt für das wichtige Fach der sozialen Hygiene erhalten, nachdem bisher lediglich in Berlin, und auch hier nicht ohne Widerstand seitens der Fakultät, ein eigener Lehrstuhl geschaffen wurde. Man wird noch abzuwarten haben, wie sich in Leipzig die Fakultät hiermit abfinden wird. An sich sollte freilich über die Notwendigkeit eines solchen Lehrstuhls kein Zweifel mehr bestehen. Viele Tausende von Ärzten sind heute schon im Hauptamt als Fürsorgeärzte, Verwaltungs- und Kommunalärzte tätig und haben dauernd zu wichtigen Fragen der sozialen Hygiene und Gesundheitsfürsorge Stellung zu nehmen; noch viel mehr arbeiten im Nebenamt an Säuglings- und Schwangerenfürsorgestellen, als Schulärzte, als

Gewerbearzte, in der Eheberatung und Geschlechtskrankenfürsorge und verrichten diese ärztlich-prophylaktische Tätigkeit meist mit ebenso großem Interesse wie die eigentliche Heilbehandlung des praktischen Arztes. Der Aufgabenkreis dieser Tätigkeit des Sozialarztes, wie man ihn auch im Gegensatz zum Individualarzt nicht sehr glücklich bezeichnet, ist also in den letzten Jahren mit der Verdichtung der Bevölkerung und der zunehmenden Industrialisierung gewaltig gewachsen; die Vorbildung für diese sozialhygienische Tätigkeit ist bisher aber auf den Universitäten recht dürftig. Auch darüber besteht kaum ein Zweifel. Der Hygieniker der alten Schule, der lediglich Bakteriologe, Ernährung physiologie oder Chemiker ist, vermag im allgemeinen den Gedankenkreis der sozialen Hygiene nicht zu erfassen. Vor allem fehlen dem Laboratoriumsforscher in der Regel die sozialwissenschaftlichen Gesichtspunkte und die Methoden, mittels deren allein sozialhygienische Fragen wissenschaftlich aufzufassen sind. Hierzu ist einmal eine gründliche Kenntnis der statistischen Forschungsmethoden erforderlich, wie auch sonst in den Gesellschaftswissenschaften, und das ist nicht nach jedermanns Geschmack. Ferner aber überhaupt Kenntnisse auf dem Gebiet der Volkswirtschaft und der Soziologie. Der akademische Nachwuchs an so geschulten Kräften für das wichtige Gebiet der sozialen Hygiene ist daher unter den Medizinern nicht groß. Keineswegs aber darf ein solches Lehramt einem sonst nicht unterzubringenden Gelehrten eines andern Fachs übertragen werden, der vielleicht an sich ganz verdient ist, aber von den Aufgaben der Sozialhygiene, Medizinalstatistik und Sozialversicherung nur nebelhafte Vorstellungen hat.

**Gemeinverständliche
Schriften**

Ein ausgezeichnetes *Belehrungsbuch*, im besten Sinn gemeinverständlich geschrieben, ohne jemals flach zu werden, ist das von Heinrich Meng /Stuttgart/ unter Mitwirkung von Karl August Fießler /Berlin/ und Paul Federn /Wien/ herausgegebene *Ärztliche Volksbuch* /Stuttgart, Hippokratesverlag/. In 2 Bänden behandelt eine Reihe kritisch ausgewählter Mitarbeiter wohl alle wichtigen und aktuellen Fragen der Heilkunde und Gesundheitspflege. Auch die anatomischen und hygienischen Grundlagen sind in besonderen Kapiteln dargestellt. Der Hauptvorzug besteht aber darin, daß die verschiedenen Heil-

anschauungen der Medizin (Allopathie, Homöopathie, Naturheillehre, Psychotherapie usw.) zu Wort kommen. Das zeigt sich besonders im 2. Band, in dem die wichtigsten Krankheiten von diesen verschiedenen Gesichtspunkten aus durch Fachvertreter besprochen werden. Bildmaterial und Ausstattung sind ausgezeichnet. Die speziellen Fragen der sozialen Hygiene und ihre sozialwissenschaftlichen Grundlagen sind verhältnismäßig kurz behandelt. Wer sich aber sonst über den Stand der Heilkunde auf irgendeinem Gebiet orientieren will, ohne zu spezialärztlichen Fachwerken greifen zu wollen, findet hier meist ausreichende Auskunft. Im Zusammenhang mit diesem Buch darf auf die in der Verlagsanstalt deutscher Krankenkassen in Berlin monatlich erscheinende Zeitschrift *Gesundheit* hingewiesen werden: die regelmäßig eine Reihe wertvoller Beiträge aus dem Gebiet der Heilfürsorge und Gesundheitspflege enthält.

In der Bücherei der Gesundheitspflege /Stuttgart, Ernst Heinrich Moritz/ ließ Martin Friesleben ein kleines Buch über *ansteckende Krankheiten*, ihre Erreger und ihre Bekämpfung erscheinen. Die Hauptergebnisse der ältern bakteriologischen Schulrichtung werden an der Hand guter Abbildungen vorgetragen, die wichtigen Ergebnisse der Epidemiologie jedoch kaum berührt.

Max Nassauers Bächlein *Die Doktorschule* /München, Verlag der Ärztlichen Rundschau/ konnte schon in 5. Auflage erscheinen. Es plaudert humorvoll in selbsterlebten und gut erfundenen Anekdoten von den täglichen Freuden und Mühen des *Arztes* im Umgang mit seinen Kranken und verdient die Verbreitung, die es schon heute hat.

Das von der Wiener Kinderklinik herausgegebene Bächlein *Kinderpflege* /Wien, Julius Springer/, das unter Mitarbeit der Schwestern Hedwig Birkner und Paula Panzer entstanden ist, wendet sich direkt an die Mütter und alle die, die sich berufsmäßig mit der Pflege und Ernährung der *Säuglinge* zu beschäftigen haben. Die Angaben der Pirquet'schen Indexformeln der Ernährung gehören kaum hinein. Im übrigen enthält das Buch eine Reihe wertvoller Ratschläge

Tagungen

Der 9. *Internationale Balneologenkongreß* fand in Karlsbad im September statt. Wie immer, war er mit einem ärztlichen Fortbildungskurs verbunden, bei dem namhafte Fachgelehrte Vorträge hielten.

In Wien tagte am 13. und 14. September der *Deutsche Verein für Psychiatrie*. Neben den aktuellen Problemen der eigentlichen Psychiatrie fand auch die wichtige Frage der Psychopathenfürsorge eingehende Erörterung. In Nürnberg fand unter außerordentlich großer Beteiligung im September der *Deutsche Zahnärztetag* statt, bei dem die Erörterungen über die Parodontose und über die behauptete Schädlichkeit der Amalgamfüllungen besondere Beachtung fanden. In der Tat hat sich das Kupferamalgam als nicht einwandfrei herausgestellt, während eine Quecksilberausscheidung aus Edelmetallamalgamen nicht nachgewiesen worden ist.

Totenliste Der langjährige Vorsitzende der Berliner Ärztekammer *Carl Stöfer* starb Anfang März, in seinem 76. Lebensjahr. Er erlreute sich großen Ansehens bei den Ärzten und seinen Patienten. Der Breslauer Ophthalmologe und frühere Ordinarius der Augenheilkunde *Wilhelm Uthoff* starb Mitte März, im Alter von 73 Jahren. Er war zuletzt Vorsitzender der Deutschen Ophthalmologischen Gesellschaft und hat sich durch zahlreiche Untersuchungen auf seinem Spezialgebiet ausgezeichnet. Am 21. April starb in Berlin der Zahnarzt *Alfred Guttmann*, in seinem 65. Lebensjahr. Guttmann mühte sich neben seiner wissenschaftlichen und praktischen Tätigkeit auch um die Standesbewegung; das Berliner Zahnärztheaus wurde von ihm begründet. Der bekannte Kinderarzt *Jakob Cassel*, zuletzt Leiter einer städtischen Säuglingsfürsorgestelle in Berlin, starb am 15. Juli an den Folgen einer Infektionskrankheit in seinem 68. Lebensjahr. Er war ursprünglich Schüler *Adolf Baginskis*, schuf sich dann aber lediglich durch eigene Arbeit auf medizinischem und auf sozialhygienischem Gebiet seine Stellung und seinen Ruf, ohne Unterstützung durch die Kreise der Universitätswissenschaft. Der erst jüngst nach Kiel berufene Ordinarius der Hygiene *Arthur Korff-Petersen* starb dort plötzlich am 6. August, erst 48 Jahre alt. Sein Spezialgebiet war die experimentelle Hygiene und hier wieder besonders die Hygiene des Wohnungsbaus und der Beleuchtung. Durch Absturz in den Alpen kam Ende August der Göttinger Internist *Erich Meyer* ums Leben. Er wirkte zunächst in München, dann bis zum Friedensschluß in Straßburg. Er hat ein Alter von 53 Jahren erreicht.

Als Nobelpreisträger auch weiteren Kreisen bekannt, starb Ende September in Leyden, im Alter von 67 Jahren, *Wilhelm Einthoven*, geboren in Samarang auf Java. Der von ihm erfundene Elektrokardiograph überträgt die im Herzen entstehenden Aktionsströme auf elektrischem Weg in beliebige Entfernungen. Wenn auch in der Deutung der so gewonnenen Kurven noch manche Unsicherheit besteht, so dankt die Diagnostik dem Instrument doch wesentliche Erkenntnisse.

Kurze Chronik Dem pathologischen Anatomen Johannes Fibiger in Kopenhagen wurde der *Nobelpreis* des Jahres 1926 für Physiologie und Medizin zuerkannt. Die Forschungen Fibigers betreffen die künstliche Hervorrufung von Krebsgeschwülsten bei Ratten durch Reizung, wobei der spezifische Charakter des Reizes keine Rolle zu spielen scheint. Der gleiche Preis für das Jahr 1927 ist Julius Wagner von Jauregg, dem Wiener Psychiater, für seine Forschungen über die Behandlung der progressiven Paralyse mit Malariainfektion verliehen worden. ◊ Unter dem Namen *Deutsche Forschungsanstalt für Tuberkulose* wurde in Hamburg im Anschluß an die Tagung Nordwestdeutscher Tuberkuloseärzte ein Institut wiedereröffnet, das schon vor dem Krieg einmal bestanden hatte, dann aber aus Mangel an Mitteln eingegangen war. ◊ Unter der Leitung des Professors Ascoli wurde in Rom ein *Institut für Malariaforschung* gegründet, in dem sowohl allgemein hygienische wie auch klinische Probleme auf dem Gebiet der Malaria untersucht werden sollen. ◊ Zur Fortbildung der Studierenden der Medizin auf dem Gebiet der Bakteriologie und Immunitätslehre wurde in London ein eigenes Institut errichtet, in dem besonders auch die Lehre von den *Tropenkrankheiten* gefördert werden soll. ◊ Ein *Weltsanatorium* soll in der Schweiz aus Mitteln des Völkerbunds errichtet und hochschulartig ausgestattet werden. Die Leitung soll unter den berühmtesten Medizinern aller Länder abwechseln. ◊ Als Nachfolger *Otto Hildebrands* übernahm *Ferdinand Sauerbruch* das Ordinariat für Chirurgie an der Berliner Universität. ◊ In Berlin *habilitierten* sich Günther Lehmann für Physiologie mit einer Antrittsvorlesung über die Bewegungsanalyse als Hilfsmittel der Ermüdungsforschung und Karl Vogeler für Innere Medizin mit einer Antrittsvorlesung über

die Prognose bei der Basedowschen Krankheit, in Leipzig Willy Schmitt für Innere Medizin, in Freiburg Werner Gottstein für Kinderheilkunde; in Frankfurt habilitierte sich das Mitglied des Reichsgesundheitsamts Emil Küster für das Fach der Hygiene und Bakteriologie, in Halle Erich Barth für Hygiene. \diamond Durch eine Gedenkrede in der Berliner Medizinischen Gesellschaft am 19. Oktober feierte Friedrich Kraus einen Wissenschaftler, der in genialer Intuition einer neuen Auffassung die Bahn brach: den französischen Mediziner *Jean Antoine Villemin*. Nur wenige wissen, daß dieser Forscher schon 20 Jahre vor der Entdeckung des Tuberkelbazillus durch Robert Koch von der Existenz eines solchen übertragbaren Erregers überzeugt war. Nur die Unzulänglichkeit der Methoden verhinderte damals noch die wirkliche Auffindung des Erregers dieser Volksseuche. Die Gelehrtenwelt ehrte den großen Forscher im Anschluß an den in Paris abgehaltenen Tuberkulosekongreß in einer 3tägigen Feier, an der auch die französische Regierung teilnahm.

Literatur

Der Berliner Kliniker *Alfred Goldscheider* behandelt in seinen Zeit- und

Streitfragen der Heilkunst /Leipzig, Georg Thieme/ einige Punkte, die in jüngster Zeit das ärztliche Denken beschäftigt haben. Er setzt sich in seinem 1. Aufsatz Intuition oder Wissen? mit einem Vortrag auseinander, den Ferdinand Sauerbruch auf der Düsseldorfer Naturforscherversammlung über Heilkunst und Naturwissenschaft gehalten hat. »Zur Genialität können wir unsere Schüler nicht erziehen, wohl aber zur korrekten, zuverlässigen Arbeit und zum wissenschaftlichen Denken.« Das ist sehr richtig, trifft aber nicht das, was Sauerbruch meinte. \diamond Ganz besonders ablehnend verhält sich Goldscheider zu den Gedankengängen *Erwin Lieks* (siehe diese Rundschau 1927 I Seite 501). Daß Liek freilich jetzt den schwächsten Punkt seines Buches, das Kapitel über die Auswirkung der Sozialversicherung, herausgenommen und zu einem neuen Buch, betitelt Die Schäden der sozialen Versicherungen und Wege zur Besserung /München, J. F. Lehmann/, verarbeitet hat, ist zu bedauern. Goldscheider, der ihm »demagogische Aufhetzung der Ärzte gegen die Wissenschaft und ihre Träger« vorwarf, wird darin manchen neuen Angriffspunkt finden. Denn gerade auf dem Gebiet der Sozialversiche-

rung verrät Liek einen Mangel an Kenntnissen. Gerade hier sieht man, wie wünschenswert auch für den Arzt eine volkswirtschaftliche Schulung wäre. Liek würde bei besserer Fundierung nicht leicht das Ergebnis seiner Studien über die Sozialversicherung in einem Satz wie dem folgenden zusammenfassen: »Von welcher Seite ich auch unsere heutigen sozialen Versicherungen betrachte, ich komme immer wieder zu dem gleichen Schluß: Hier und da nützlich für den einzelnen, verderblich für ein ganzes Volk. Wir werden ja sehr bald dahin gelangt sein, daß nur noch ein kleiner Teil unserer Bevölkerung arbeitet und schafft, der größere Teil aber aus Rentenempfängern besteht.« Und doch findet er als Ausweg aus diesem Übel dann nur die Verstaatlichung der Ärzte in der Sozialversicherung. Es ist schade, daß sich Liek mit diesem schnell hingeworfenen Buch um den Kredit gebracht hat, den ihm seine erste, von vollem Herzen diktierte Schrift eingetragen hat. \diamond Nächst der Verhütung der Tuberkulose durch soziale und eugenische Maßnahmen liegt der Angelpunkt einer praktischen Tuberkulosebekämpfung in der frühzeitigen Erkennung der Krankheit. Da diese diagnostische Aufgabe nicht leicht ist, kann das Tuberkuloserüstzeug des praktischen Arztes, das der Leiter der Tuberkulosefürsorgestelle *Karl Heinz Blümel* aus den Ergebnissen seiner großen Erfahrungen zusammengestellt hat /München, J. F. Lehmann/, als Ratgeber dienen. Obschon an solchen klinischen Zusammenstellungen nicht gerade ein Mangel ist, wird es doch in der gedrängten Form des Gebotenen seinen Weg finden. Bedauerlich bleibt allerdings auch hier, daß die großen Gesichtspunkte der Tuberkuloseepidemiologie nicht in einem Übersichtskapitel herausgearbeitet sind. Sie dienen gerade dazu auch den vielbeschäftigten Praktiker über technischen Einzelheiten nicht das Gesamtproblem vergessen zu lassen. \diamond In den *Veröffentlichungen aus dem Gebiete der Medizinalverwaltung* /Berlin, Richard Schoetz/ erschien Das Gesundheitswesen des preußischen Staates im Jahre 1925, das als Nachschlagewerk wie früher von Wichtigkeit ist. Auch in diesem Jahr konnte die angestrebte Einführung der obligatorischen Leichenschau durch Ärzte für ganz Preußen, die zur Verbesserung der medizinalstatistischen Berichterstattung dringend erforderlich ist, noch nicht erreicht werden. Ein sehr bedauerlicher Mangel für ein großes

Land wie Preußen. ◊ In den von der Deutschen Gesellschaft für Gewerbehygiene herausgegebenen *Beihften zum Zentralblatt für Gewerbehygiene und Unfallverhütung* /Berlin, Julius Springer/ behandelt der Göttinger Pharmakologe Wolfgang Heubner die gewerbliche Kohlenoxydvergiftung und ihre Verhütung. Er gibt darin einen umfassenden Überblick über den gegenwärtigen Stand der toxikologisch-pathologischen Erforschung der Kohlenoxydvergiftung, die nicht nur bei mannigfachen technischen Prozessen in Industrie und Bergbau sondern auch als kriminelle Vergiftung (Leuchtgasvergiftung) eine große Rolle spielt. Ihre Erkennung ist daher auch für den gerichtlichen Sachverständigen von Bedeutung. Im Anschluß daran behandelt der Bergassessor Wilhelm Forstmann die Frage der Gasschutz- und Wiederbelebungsgeräte, wobei er an zahlreichen Abbildungen die verschiedenen Modelle einer Besprechung unterzieht. Danach bespricht noch kurz der Ingenieur Karl Wollin die besonderen Filtergeräte zum Schutz gegen Kohlenoxyd. Auch hierbei erweist sich, wie wichtig das Zusammenarbeiten von ärztlichen und technischen Sachverständigen ist. Der bayrische Landesgewerbearzt Franz Koelsch untersucht sehr ausführlich und mit Angabe reicher Literaturquellen die gesundheitliche Bedeutung von Temperatur, Feuchtigkeit und Luftbewegung für die gewerbliche Arbeit. Der Göttinger Hygieniker Werner Rosenthal schildert kurz das von dem Engländer Leonard Hill angegebene, zur Messung der Wärmeabgabe dienende Katathermometer und seine Anwendung in verschiedenen Gewerbebetrieben. Sodann läßt sich der Gewerberat Hermann Spannagel über Maßnahmen und neuere Fortschritte in der Verhütung und Bekämpfung schädigender Einflüsse durch Temperatur und Feuchtigkeit in industriellen Anlagen aus, und ihm schließt sich der Gewerberat Heinrich Wenzel mit einem zusammenfassenden Aufsatz über Lüftung und Heizung gewerblicher Betriebe an. Unter dem Titel Arbeit und Ermüdung erschienen die Referate, die Edgar Atzler und Günther Lehmann vom Arbeitsphysiologischen Institut in Berlin, der Gewerhemedizinalrat Hermann Betke in Wiesbaden und der Betriebswissenschaftler Ewald Sachsenberg von der Technischen Hochschule in Dresden auf der Jahreshauptversammlung der Deutschen Gesellschaft für Gewerbehygiene zu diesem Thema im Zusammenhang erstatteten.

KUNST

Bildende Kunst / Otto Brattskoven

Europäische Gegenwart In Hamburg fand in diesem Sommer eine Zentennarausstellung statt, die in 250 ausgewählten Werken einen Überblick über die Kunst des neuen Europas zu bieten versuchte. Die Dresdener Ausstellung des Vorjahrs bot schon eine gewisse Übersicht, war jedoch zu wenig gesiebt und außerdem allzu reichlich mit Lokalem durchsetzt. Aus diesem Grund die zahlenmäßige Beschränkung in Hamburg und außerdem eine Arbeitsteilung in der Materialbeschaffung derart, daß Gustav Pauli für England, die skandinavischen Länder und die Schweiz, Theodor Brodersen für Deutschland, Österreich, Ungarn und die Tschechoslowakei, Friedrich Ahlers-Hestermann für Frankreich, Italien, Spanien, Rußland und Polen und Ivo Hauptmann für Holland und Belgien verantwortlich zeichneten.

Unbedingt sind derartige Ausstellungen auch politisch erheblich. Auf gewissermaßen neutraler Basis findet eine Annäherung der einzelnen Nationen statt, die bildkünstlerischen Hauptvertreter lassen das europäisch Gemeinsame und zugleich das volklich Verschiedene erkennen, ohne ein gegenseitiges Verständnis zu unterbinden. Bei der Hamburger Ausstellung kommt hinzu, daß man bei der knappen, nur auf ganz Wesentliches gerichteten und absolut objektiv zusammengetragenen Übersicht sofort weiß, welche Bedeutung den einzelnen Ländern zukommt. England bietet wenig Neues, für die skandinavischen Länder ist immer noch Edvard Munch der einzige, Italien wirkt mit einigen Vertretern der Gruppe Valori Plastici nicht sehr vorteilhaft, Rußland wird nur durch Marc Chagall und Wassilij Kandinskij vertreten. Hauptländer des bildkünstlerisch Schöpferischen sind immer noch Frankreich und Deutschland, wobei die Franzosen bei aller Individualität eine Gestaltseinheit bilden, die Deutschen sich aber als schroff getrennte einzelne aneinanderreihen. Sieht man schließlich von Österreich mit Oskar Kokoschka ab, so entdeckt man mit Interesse, daß besonders in Belgien und in der Tschechoslowakei neue bildnerische Bemühungen festzustellen sind, die in Zukunft große Beachtung finden werden. Eine weitere Bedeutung hat diese Hamburger Ausstellung in dem Versuch einer Nachfolge der Kölner Sonderbundausstellung 1912 und einer Ausstellung der

Ergebnisse der 15 Jahre seither. Was damals in breitem Umfang angebahnt wurde und das Schwergewicht der neuesten Kunstgeschichte vollkommen verlegte, wird jetzt noch einmal angedeutet, sonst aber der Zustand der Konsolidierung aufgewiesen. Obwohl in der Kunst Europas seit jener Zeit, wenn man von der Architektur absieht, absolut neue Tendenzen nicht zu verzeichnen sind, ist die Hamburger Ausstellung trotzdem eine wichtige Fortsetzung jener und hat deshalb besondern Wert, weil von den einzelnen Künstlern meist Werke verschiedener Schaffensperioden dort gezeigt worden sind.

Böcklin

Der 100. Geburtstag Arnold Böcklins am 16. Oktober bot Gelegenheit sein

Werk zu überblicken und den bildkünstlerischen Befund nachzuprüfen. Die Nationalgalerie zu Berlin veranstaltete unter der verdienstvollen Leitung Ludwig Justis eine umfangreiche Ausstellung von Gemälden und Zeichnungen; vorher hatte im Frühjahr schon eine Gedächtnisausstellung in der Vaterstadt Böcklins, Basel, stattgefunden. Zweifellos ist es von Vorteil für die künstlerischen Äußerungen dieses Malers, daß sein Werk historisch geworden ist und solcher Art nicht mehr stildogmatisch betrachtet werden kann. Einen "Fall Böcklin", wie ihn Julius Meier-Graefe seinerzeit festgestellt hat, gibt es heute nicht mehr. Böcklins merkwürdige Thematisierungen, ehemals ein Streitobjekt, stehen nicht mehr im Mittelpunkt der Diskussion, nachdem der Bildinhalt in den letzten Dezennien teilweise als wesentlich, zum mindesten aber nicht als unwichtig anerkannt wurde.

Es bleibt also nur das Werk an sich, wie es heute auf uns wirkt. Dabei muß vorausgeschickt werden, daß die Berliner Ausstellung eine kluge Auswahl darstellt, und die Anordnung nach ausgesprochen ästhetischen Grundsätzen erfolgt ist. Hierdurch wird das Ganze so belebt, daß man intensiv das male- risch Eigentümliche bei Böcklin empfinden kann: sein Farbengefüge, das nicht angewandt ist sondern stimmungsvoller Selbstklang, sein Ringen um einen eigenwilligen poetischen Inhalt, groß gewollt und unerschöpflich in phantastischen Szenen. Aber bald schon fragt man sich, ob diese Kunstwelt auch wirkliche Größe atmet, oder ob man sie nur deshalb in sie hineinragen möchte, weil sein phantastisches Schwelgen das Stigma seines Künstlertums ist.

Einer der eifrigsten modernen Vorkämpfer Böcklins, Fritz Stahl, hat es gelegentlich so formuliert, daß Böcklin der einzige Maler im 19. Jahrhundert sei, der die Gesichte seiner Phantasie restlos realisiert habe; woraus er folgerte, daß Böcklin ein großer Maler gewesen ist. Was in diesem apodiktischen Satz jedoch fehlt; ist die Frage nach dem Wert dieser Gesichte. Und dazu ist zu sagen, daß gerade hierin der Grund liegt, weshalb man an Böcklins tatsächlicher Größe zweifelt und sich nicht dazu verstehen kann ihn in eine Reihe mit seinen Zeitgenossen Hans von Marées und Anselm Feuerbach zu stellen. Jene hatten oft fast überreichlich das für den Bildkünstler notwendige Distanzgefühl er dagegen kannte, zumal in seinen großen Kompositionen, keine Hemmung, und offensichtlich auf Kunst ausgehend holt er die der Mythologie entlehnten Fabelwesen heran, um seine Phantasie zu beweisen. Vielleicht ist es diese seine Absicht, die unbewußt verstimmt, dabei leider manches aus wirklichem Schöpferum Erwachsene überschattend, das gefühlsmäßige Tiefe besitzt. Ihn aber deshalb als ganz groß anzusehen scheint verfehlt. Er ist unbedingt ein bedeutender Künstler, als Maler eigenartig und als Erscheinung der Ausdruck einer Zeit, die man treffend die Gründerzeit genannt hat. Wie damals das Wollen keine Grenzen kannte, ohne sich über Sinn und Wesen der Mittel klar zu sein, so ist Böcklin, der unermüdlich Fabelgestalten in die bildkünstlerische Wirklichkeit übertrug, Künstler aus dieser Weltauffassung und bedeutend deshalb, weil er sich nach heftigen Kämpfen gegenüber minderen Erscheinungen in dieser Epoche durchgesetzt hat.

Neuentdeckungen

Der Kustos am Kaiser-Friedrich-Museum in Berlin Hermann Voß entdeckte in einer Dorfkirche am Lago Maggiore in der Nähe von Luino ein bisher unbekanntes Werk *Matthias Grünewalds*: eine Kreuzigung Christi, die in der Komposition allerdings von den bisher bekannten Kreuzigungen Grünewalds erheblich abweicht. Überhaupt sind Neuentdeckungen von Gemälden an der Tagesordnung. So fand man in einem Palais in Lima, der Hauptstadt Perus, 2 Gemälde von *Anthonis van Dyck*, die die Heilige Magdalena, ihre Juwelen an die Armen verteilend, und eine Anbetung des Goldenen Vlieses darstellen. Ferner wurde ein Joseph mit dem Jesuskind von *Bartolomé Estéban Murillo*

im gleichen Palais entdeckt. Die Echtheit der Bilder ist schon deshalb anzunehmen, weil sie seit Jahrhunderten im Besitz der alten aristokratischen Familie Iriverren de la Fuente sind. Einen bisher unbekanntenen *Sandro Botticelli* erwarb schließlich Wilhelm R. Valentin für das Museum in Detroit. Es ist ein Brustbild Christi, nach der Auferstehung, in segnender Haltung. Interessant ist, daß der Japaner Yukio Yashiro, der im Sommer in London ein Standardwerk über Botticelli veröffentlicht hat, die Expertise übernommen und es für ein Original aus dem Jahr 1480 erklärt hat. Ein im Thema verwandtes Bild Botticellis befindet sich im Museum von Bergamo. In Fölandischem Privatbesitz wurde ein neues und bisher unbekanntes Gemälde Lesende junge Frau aufgefunden, das Wilhelm von Bode als ein sicher echtes Werk des 1675 verstorbenen *Vermeer van Delft* bezeichnet hat. Das sehr kleine Werk stellt eine junge Frau dar, die eine gelbe Jacke mit weißem Einsatz trägt. Sie sitzt vor einer weißen Wand, in deren Mitte ein Seebild hängt, das von einem Zeitgenossen des Vermeer gemalt ist. Bei Renovierungsarbeiten im Palais Bourbon in Paris entdeckte man unter einer alten Tapete Fresken, die von *Louis David* oder von einem seiner Schüler geschaffen sein können: allegorische Malereien, die einmal zur Ausschmückung eines großen Saals bestimmt waren.

Illustration Im Dioskurenverlag in Wiesbaden erschien ein Gedichtband Was aber sagt der Akt? von Georg Haeseler, mit 13 Kreidezeichnungen von *Jan Nils*, die dünn, matt und präventios etwas Visionäres vorstellen sollen. In einem Vorwort wird Nils als sehr begabter Illustrator bezeichnet, und zugleich ist angedeutet, daß seine Wischmanier dem Inhalt der Gedichte kongenial wäre. Wichtiger scheint indessen, daß die einzelne Zeichnung als solche ein gewisses graphisches Gewicht hat, was in diesem Fall kaum festzustellen ist. Eine sehr bemerkenswerte Publikation ist Der neue Holzschnitt und das Problem der künstlerischen Gestaltung, die Gottfried Graf herausgebracht hat /Heilbronn, Eugen Salzer/. Mit vorzüglichen Illustrations- und Anschauungsproben nach *Holzschnitten zeitgenössischer Graphiker* versehen stellt das Werk einen Versuch dar auf der Grundlage technischer Erörterungen zugleich zu ästhetischen und rein philosophischen Resul-

taten zu gelangen. Die Ausstattung mit den einzelnen Holzschnitten ist einwandfrei und vorbildlich. Bei einem verhältnismäßig großen Format sind die meisten Schnitte ganzseitig wiedergegeben, andere verteilen sich im Text, ohne eingeklemmt zu wirken, und die als Vignetten oder Schlußzeichen gebrauchten Vorlagen sind trotz unterschiedlicher Größe immer erfreulich in das Satzbild eingeordnet. Unnötig dabei zu sagen, daß auch im Druck die spezifische Kontrastierung von Schwarz zu Weiß im Holzschnitt gewahrt geblieben ist.

Totenliste Am 18. Juli starb auf seinem Landgut im Gouvernement Kaluga *Wassilij*

Poljenow. Er war ein Altersgenosse Ilja Rjepins und gehörte zu jenen Malern, die am Ausgang des 19. Jahrhunderts die russische Malerei auf moderne Bahnen geführt haben. In seiner Jugend verbrachte er einige Jahre in Deutschland, Frankreich und Italien und schloß sich dort den Realisten an. Von 1882 bis 1895 war er Lehrer an der Moskauer Kunstschule. Er gilt als der Schöpfer der intimen russischen Landschaftsmalerei und gehörte zu den ersten Theatermalern in Moskau.

Am 31. August starb in Oybin bei Zittau der frühere Leipziger Museumsdirektor *Julius Zeitler*, im Alter von 65 Jahren. Er hat eine Reihe bemerkenswerter Bücher über die Kulturwelt um Goethe veröffentlicht. Außerdem war er einer der ersten literarischen Wegbereiter Max Klingers.

In Karlsruhe starb Ende August der Direktor der dortigen Kunsthalle, *Willy Storck*, im Alter von 38 Jahren. Er war als Nachfolger Hans Thomas nach Karlsruhe gekommen und hat sich besonders um die Organisation von Thomausstellungen verdient gemacht. Unter seinen vielen Publikationen sind die Herausgabe der Handzeichnungen des Matthias Grünewald und Das mittelalterliche Hausbuch (zusammen mit H. Th. Bossert) bemerkenswert.

In Paris starb Anfang September der Schriftsteller und Karikaturist *Jean Grand-Carteret*, dessen Buch Lui, das Karikaturen Wilhelms II brachte, vor dem Krieg bei uns Aufsehen erregte. Ihm ließ er ein anderes Buch mit Karikaturen Eduards VII folgen, in dem er die Entwicklung Europas zum Weltkrieg bereits im Jahr 1906 voraussagte. Grand-Carteret trat längst vor dem Krieg lebhaft für eine deutsch-französische Annäherung ein und hatte selbst

ein Komitee gegründet, das diesem Zweck dienen sollte. Kunst und Wissenschaft waren ihm das Mittel für solche Annäherung der Völker.

Anfang September starb auch die russische Bildhauerin *Anna Golubkina*, im Alter von 61 Jahren. Sie war eine Schülerin Rodins und stand unter seinem künstlerischen Einfluß. In der Hauptsache hat sie Frauenköpfe und Porträtbüsten impressionistischer Manier geschaffen.

In Wien erlag der Bildhauer *Emanuel Pendl* im Alter von 82 Jahren den Verletzungen, die er Anfang September durch einen Straßenbahnunfall erlitten hatte. Er war ein Sohn des Bildschnitzers Franz Xaver Pendl in Meran und ein Schüler Caspar Zumbusch', der in Wien eine Reihe von Denkmälern ausgeführt hat. Neben Porträtbüsten und Denkmälern hat Pendl vornehmlich dekorative Figuren geschaffen.

Am 22. Oktober starb in Bethel bei Bielefeld *Konrad Sutter*, im Alter von 71 Jahren. Als Maler ohne Belang, pflegte er als Radierer die Vedute mit ähnlicher Ausführlichkeit, wie sie früher Peter Halm radiert hatte. Auch kunstgewerblich hat er sich durch Spielzeug einfach plastischer Art bekannt gemacht. Ihm ist es zu verdanken, daß die geplante unsinnige Restaurierung des Otto-Heinrich-Baus in Heidelberg unausgeführt blieb.

In Berlin starb am 3. November der Maler *Georg Koch*, im Alter von 71 Jahren. Er war ein Spezialist für Pferde-darstellungen, daher in den Kreisen der Pferdeliebhaber sehr geschätzt.

Kurze Chronik Das Völkerbundsinstitut für geistige Zusammenarbeit in Paris hat durch seine Abteilung für künstlerische Beziehungen ein *Internationales Museumsamt* gegründet. Anfang November fand in Paris eine Tagung statt, an der Museumsfachleute aus vielen Ländern teilnahmen, aus Deutschland unter anderen Max Friedländer vom Berliner Kupferstichkabinett. Henri Focillon stellte die nächsten Ziele fest. Man will statistisches Material über das Kunstleben in den verschiedenen Ländern sammeln und Jahresberichte über Kunstverwaltung und Kunstunterricht, Museumsleben und Museumsausstellungen, Versteigerungen und Kunstverbände veröffentlichen. ◊ In Berlin wird an der Gründung eines *Kulturausschusses für das deutsche Ausstellungswesen* gearbeitet. Es ist an ein Gremium von etwa 20 bis

30 führenden Männern aus allen Lagern der Architektur und bildenden Kunst gedacht, die im deutschen Ausstellungswesen den kulturellen Gesichtspunkten die ihnen zukommende Bedeutung sichern wollen. ◊ Im *Pariser Herbstsalon* hat zum erstenmal seit 1914 eine deutsche Künstlergruppe geschlossen ausgestellt. Unter der Anordnung Eugen Spiros und Willi Jaeckels trat die Berliner Sezession mit Erfolg vor die französische Öffentlichkeit. Die Ausstellung enthält ausgewählte Werke Lovis Corinths und Lesser Urys bis zu Karl Hofer. ◊ Aus der Privatsammlung Edward Habichs in Kassel, die im Jahr 1892 zum Teil versteigert wurde, kam *Tizians* berühmtes Porträt Philipps II von Spanien aus dem Jahr 1550 jetzt in den Besitz des Stockholmer Ingenieurs Herman Rasch.

Literatur Aus Anlaß des 60. Geburtstags *Käthe Kollwitz'* erschien nachträglich im Furchekunstverlag zu Berlin eine Einführung in das Lebenswerk der Künstlerin (Käthe Kollwitz: Ein Ruf ertönt). Die Verfasserin, Louise Diel, betont in einer Einleitung, daß das Buch »nicht von einem Kunsthistoriker noch für Kunsthistoriker« geschrieben sei sondern allein den Versuch darstelle die Kunst Kollwitz' unmittelbar zu empfinden. Zweifellos ist es erfreulich, wenn man nicht mit ästhetischen Deduktionen überfüttert wird, aber andererseits kann auch die Schreibart Diels nicht bejaht werden. Zumal gegenüber der ruhigen und einfach-großzügigen Kollwitzschen Kunst, die in guter Auswahl geboten wird, ist der Text wenig klar und, trotz mancher schönen Einzelheit, von einer Blumigkeit, die nicht recht zur ethischen Tiefe und innern Ruhe Käthe Kollwitz' paßt. ◊ Im Verlag Benno Schwabe in Basel erschienen nachgelassene Reden und Aufsätze des verstorbenen Kunsthistorikers *Friedrich Rintelen*, die im einzelnen einen eigenartigen Einblick in das Erkenntnisstreben eines ausgesprochenen Wissenschafters gewähren. Nicht allein mit historisch weit zurückliegenden Problemen hat sich Rintelen beschäftigt, auch zu modernen Künstlern stand er in einem ganz klaren Verhältnis. Davon zeugt sein Aufsatz über Hans Purrmann, noch mehr die Einleitung zu einem Cézannevortrag. Ebenso wie er die Giottoforschung durch sein Standardwerk *Giotto* und die Giottoapokryphen bereichert hat, sind auch hier Stellung und Stil ungewöhnlich klar und bemerkenswert.

Dichtkunst / Max HochdorfLyrik

Die Gedichte *Johannes Robert Bechers* (Maschinenrhythmen/Berlin, Verlag Die Schmiede/) leiden unter überwuchernder Absolutheit. Es ist schön, daß Becher die Sache der Geknechteten zu der seinen macht, daß er die Machthaber geißelt, daß er für die Millionen spricht, die gegen die Mächtigen aufstehen. Doch er überschreit sich. Johannes Robert Becher ist ein animalischer Dichter, wogegen sich darum vieles einwenden läßt, weil er von Natur nicht nur animalisch organisiert ist, weil er sich nur zur Beförderung seiner Tendenz den Anschein gibt, als wenn er geradeaus in einen Feuerschlund hineintauchen will. Seine Rhythmen leiden an einem innern Zwiespalt. Wille und Temperament oder Tendenz und Ausdruckskraft sind nicht im Einklang, und darum revolutionieren die Gedichte den Aufnehmenden auch nicht so wie es die Sache erfordert.

Man kann einem Genie wie *Knut Hamsun* nicht vorwerfen, daß er sich von der Vielstimmigkeit der Welt abwendet. Er verhärtete sich nicht einseitig im Schmerz, aber er verweichelte sich auch nicht einseitig im Mitleid. Er ist der Allgerechte, der die Welt erstehen läßt. Nicht nur in seinen Romanen, auch in seinen Gedichten, die Hermann Hiltbrunner unter dem Titel *Das ewige Brausen* übertragen hat (München, Albert Langen/). Hamsun ist ein Volkslyriker, ein Natursänger, der Freude empfindet gelegentlich von einem schönen Tier und von einer schönen Landschaft einen erquickenden Eindruck zu vermitteln.

Der höhere Rhythmus, der so mannigfaltig ist wie die Konstellation der Gestirne zur Sonne, stirbt nicht aus. Doch hält man nicht mehr darauf nach einigen Klanggesetzen und traditionellen Metren das lyrische Gefühl zu regeln. Es setzt sich die atonale Lyrik durch. Innerhalb dieser Bemühungen scheint die noch an klassische Formen gebundene Lyrik beengt. Die besondere Feierlichkeit, mit der *Karl Theodor Bluth* seine Dichtungen (Leipzig, Inselverlag/ skandiert und reimt, beweist, daß er sich durchaus als ein Nachkomme fühlt. Der Schlichtheit des Titels seines Buchs entspricht durchaus die Schlichtheit seines Wesens. Der Dichter hält sich in Kreisen, deren Gefühlsweite und sittliche Sehweite zu umspannen sind. Er hat Glut und Wut abgekühlt, ehe er beginnt sich auszusprechen. Er verfällt nicht der Monotonie. Er ergibt sich ohne Wider-

stand einer gewissen Kindlichkeit. Das Wort ist eine starke Waffe, es ist aber auch von einer unendlichen Empfindlichkeit. Es will von der geistigen Natur herausgehoben, nicht ständig aufgebaut und aufgedonnert sein. Henri Barbusse war in diesen letzten 15 Jahren der erste soziale Dichter, der gerade vor den großen, aufgeplusterten Worten warnte. Haben wir aber nur die Wahl der Alternative, so sind wir geneigt das Artistische viel niedriger einzuschätzen als das im Bekenntnis herausquellende Dröhnen. Das artistische Wesen, selbst das allerkostbarste, selbst das wohlgeschulte, wie es zum Beispiel auch der Schweizer Dichter *Robert Faesi* in seinen Gedichten Der brennende Busch (Leipzig, Grethlein & Co./ kultiviert, gereicht dem Pfleger zur Zierde, ist aber auch selbst geziert. Man freut sich an der dichtenden Persönlichkeit wie an einem Bibelot, wie an einem Produkt der Schnörkelkunst oder, wenn man will, des Alexandriners.

Obwohl die Dichter *Josef Weinheber* (Boot in der Nacht /Wien, Kristallverlag/), *J. Hildeberdt Reinhardt* (Aufschrei /Hannover, Wolf Albrecht Adam/) und *Friedrich Hiebel* (Ikarus /Hannover, Wolf Albrecht Adam/) sich noch gar nicht entschieden haben und erst eine stammelnde Lyrik hervorbringen, ist an ihnen doch der Hang zu loben, daß sie, wie Knut Hamsun, das ganze Brausen der Erde in sich aufnehmen möchten. Es ist das nicht ein pantheistischer Hang sondern eher ein sensualistischer Trieb. Sich nur auflösen in pantheistische Vergötterung ist auch eine Übertreibung des Menschenwesens. Aber sich langsam hinausdehnen in die sinnliche Welt, aus ihr mit allem Für und Wider die Folgerungen ziehen und dann den Bereich des logischen und ethischen Denkens ausbauen, das ist vorläufig die beste Art der reifenden Persönlichkeit. Hiebel dichtet, singt ganz leicht und ungekünstelt:

„Die Blüte ist nur Kindestraum der Frucht,
Als wär sie noch im Paradies geblieben.“

Und Reinhardt:

„Der Sterne Feuerkreis ist eingestürzt.
Nun hängt die lange, öde Nacht
In meinen Augen.“

Weinhebers Buch endet mit den Versen:

„Mutter ist lange tot,
Die Blumen ermatten,
Endlos ins Abendrot
Wandern die Schatten.“

Alle 3 Lyriker sind von Natur gegen Großmäuligkeit geschützt. Nun wollen wir ihr weiteres Schaffen sehen.

Wenn Bertolt Brecht seine Gedichte unter dem Titel Hauspostille sammelt /Berlin, Propyläenverlag/, so ist das ironisch und auch zuweilen ernst gemeint. Der Dichter steht im scharfen Kampf gegen die Philisterei. Er fühlt sich durchaus als ein Gegner der überlieferten Form und auch des stofflichen Inhalts der Lyrik. Wenn er sentimental wird, so geschieht das nicht, um irgendweiche schöne Stimmung zu kultivieren. Er will dann nur mit überschwänglichem Gefühl die Menschen zum Mitleid für die elende Kreatur verleiten. In Gemeinschaft mit François Villon und dem ersten deutschen Lyriker des proletarischen Empfindens, Johann Christian Günther, gibt er sich solcher Werbung für die kleinsten Leute hin. Er tut es allerdings nicht wie die Tendenzdichter, die nur im allgemeinen Gefühl schwelgen. Er vertieft sich in das Einzelschicksal des armen Mannes, und balladenhaft erzählt er von scheußlichen und beschämenden Schicksalen. Brecht weiß dabei wohl, daß er sich nur wie ein Vorbereiter künftiger und besserer Zeit einzuschätzen hat. Geht er auch gewaltsam auf die Dinge los, so schlummert in ihm trotzdem die Schamhaftigkeit und die aus ihr entspringende Überzeugung, daß er selber nur ein Reformator von schwachen Kräften sein kann, daß er eben nur vorbereiten darf, was kommen wird. Brecht ist Lyriker und Balladendichter. Obwohl er im ersten Augenblick arg abstößt, und man nicht recht begreift, warum er eigentlich nur das Unterleibliche besingt, warum er denn nicht auch seine Hymnen für den Aufschwung des Geistes träumt und reimt, ist mit ihm gut verkehren. Er ist kein blinder Idealist, er ist mit den Schwierigkeiten des Daseins vertraut. Seine Hauspostille endet mit den Versen:

»Bei den Erdbeben, die kommen werden, werde ich hoffentlich

Meine Virginia nicht ausgehen lassen durch Bitterkeit;

Ich, Bertolt Brecht, in die Asphaltstädte verschlagen Aus den schwarzen Wäldern in meiner Mutter in früher Zeit.«

Es dichtet also ein gesunder Mensch, wenn auch ein Wildling. Dabei fällt die Reinheit in manchem lyrischen Naturlaut auf, auch die Treue des Lyrikers zum volkstümlichen Gut der Dichtung.

Französische Erzähler Jetzt, da man wieder Erinnerungsfeste für Emile Zola beging, stritten die französischen Schriftsteller über die Frage, ob der große Realist nur ein

wildes Naturtalent oder auch ein großer Künstler gewesen sei. Solche Frage scheint in Anbetracht der mächtigen Persönlichkeit, von der wir gar nicht loskommen können, beinahe als ein Sakrileg. Doch es spricht durchaus für die geistige Emsigkeit und Hellsichtigkeit der Franzosen, daß sie den Fall Zola nicht nur moralisch sondern auch als eine rein literarische Frage nehmen. Es ist so, als wenn sie des Lebens sehr leicht Herr werden, aber schwierig sich über die artistischen Probleme einigen. Es ist so, als wenn der Schriftsteller sich erst an die Feder wagt, wenn er das Leben gewonnen hat. Diese Weltläufigkeit, die sehr weit von dem sogenannten, manchmal auch gefälschten deutschen Idealismus verschieden ist, überrascht bei Jean Giraudoux durchaus. Giraudoux verbindet die Ironie mit der Grazie. Er verschließt sich vollständig gegen die Banalität, die den leichten Erfolg bringt. Er besitzt als Schriftsteller das, was die Franzosen die humanité nennen. Dabei rühmt sich die Hauptperson seines Romans, die vielleicht Giraudoux selber ein wenig ist, daß sie von einem Geschlecht der Snobs abstammt. Die Geschichte der Bella /Leipzig, Inselverlag/ ist eigentlich auch eine Geschichte von jenen Leuten, die seit Geschlechtern mit den Geschicken des Landes als Gelehrte, als Regierende also als Großunternehmer des Geistes und der Willensenergie, hantieren. Man hat hinter den Figuren dieses Romans Schlüsselfiguren gesucht. Das mag zulässig sein, und es ist um so merkwürdiger und belehrender, da Giraudoux sich nicht scheut die Lächerlichkeit der Geschäftspolitiker zu entlarven und die Gradheit der Männer von der unbeugsamen Gesinnung zu rühmen, wenn der Inhalt der Gesinnung, so wie er ihn sieht, ihm auch widerstrebt.

Giraudoux ist als ein Gefährte Paul Valéry's anzusehen. Valéry geht mit Bewußtsein abseits jener tüchtigen Leute, die sich am öffentlichen Leben beteiligen wollen. Valéry normalisiert den Typus des Snobs auf eine tiefere, man möchte sagen: eigenmächtigere, Art als Giraudoux. Die Humanisten wie Giraudoux mischen sich wenigstens mit dem praktischen Leben, wenn auch in einer gehobenen Sphäre, aus der sie zeitweilig zu den Alkoven der kleinen Boulevardkockotte hinuntersteigen. Die Hauptperson des Romans Herr Teste /Leipzig, Inselverlag/ ist nun viel hochmütiger. Sie ist auch viel einsamer. Herr Teste fürchtet sich mit mimosenhafter Angst-

lichkeit auch nur von den Dingen der Politik oder des Praktischen überhaupt gestreift zu werden. Er lehnt von vornherein alles ab, was nicht im sublimen Gehirn Gegenstand der Spekulation sein kann; er verhätschelt und wattiert die Existenz des Herrn Teste und ist so zurückhaltend nicht nur in politischen und geistigen Dingen sondern auch in religiösen Fragen. Da er überall ein Einmischen der alltäglichen Gedanken wittert und verhindern möchte, zerbröckelt er auch den schönen, geruhigen und traditionellen Glauben. Ja, er vergeht sich auch an dem frommen Sakrament der Ehe, indem er mit Bedachtsamkeit und Entschlossenheit aus dem Schlafzimmer seiner ehrwürdigen Gattin desertiert. Nun ist es ein sehr feiner Zug des ziseilierten und von Max Rychner delikate verdeutschten Büchleins, daß die Frau zusammen mit dem Geistlichen konspiziert. Sie tun es nicht, um dem moralisch und metaphysisch so nobien Herrn Teste ein Unrecht zuzufügen. Nein, sie suchen als zarte Psychologen nach den tieferen Beweggründen, eben nach jenen humanités, denen diese Schriftsteller besonders geneigt sind. Diese Art Dichtung, kultiviert von sehr kultivierten Männern, greift nicht geradeaus in den Zeitgeist. Sie möchten uns in ein wundervolles Eremitentum und eine beinahe scholastische Klösterlichkeit hineinziehen. Doch wir müssen uns hüten die Tendenz so auszulegen, als wenn diese Schriftsteller nur Esoteriker wären. Sie wissen ganz genau, was sie wünschen, und was sie predigen. Geschichtsschreiber dieser selben Geistesrichtung, wie in Deutschland etwa Friedrich Gundolf, sehen in der historischen Persönlichkeit den Mythosmenschen, den Heroen, der eine Stilform symbolisiert. Nun wird diese Methode der Geschichtsauffassung aus dem Heroischen in das Private des Menschen unserer Tage übertragen. Wir sollen bemüht sein auch in unserer besonderen Geistesexistenz ein mythisches Wesen anzunehmen, womit nicht die landläufige Geheimniskrämerei des Hypnotiseurs bezeichnet wird sondern eben jene den Humanitäten fest verpflichtete Haltung, die den Denker unserer Tage moralisch und seelisch stabilisiert.

Eine solche Selbsterziehung konnte sich *Henry Poulaille* nicht gestatten. Er kam ganz von unten, und es blieb ihm keine Zeit sich blumenhaft zu erziehen. *Poulaille* erlebt in seinem Roman *Die Geburtsstunde des Friedens* (Wien, Paul Zsolnay) Krieg und Nachkrieg nicht als

ein Grandseigneur, auch nicht als ein heldenhafter Todesverächter und Friedensfreund mit freundlicher Gebärde. *Henry Poulaille* ist vollkommen verstrickt in die Not, die die letzte Zeit uns brachte. Er will nichts anderes als diese Alltäglichkeit erzählen, diese Hilflosigkeit der Soldaten, die aus dem Feld zurückkehren, die einstmaligen Helden waren, und die nun in der Geburtsstunde des Friedens in die geringe Existenz wiederfinden müssen. Das sind es die sehr banalen Wirklichkeiten, unter denen sie zu leiden haben. Sie haben ihre Stellungen verloren, sie stehen vor den Bureaus der Arbeitslosen, sie sehen, wie ihnen die Ehefrauen und die Liebsten untreu geworden sind. Kurz, es ist der Lebensbruch zusammenzuleimen. Das ging alles nicht sehr laut in die Brüche, und es muß mit ebenso bescheidenen Mitteln wiederum zusammengefügt werden. Solches erzählt *Henry Poulaille*. Er erzählt es einfach, oft sogar eintönig. Trotzdem ist seine Sprache ein Produkt des großen Takts.

Kulturdokumente Das Verdienst des Verlags Eugen Diederichs in Jena um die Schätze der Vergangenheit ist außerordentlich. Weite Kreise des Volkes lernen da literarische Denkmäler kennen, die sonst nur Freude für die Gelehrten boten. Thassilo von Scheffer verdeutschte die sogenannten *homerischen Götterhymnen*. Es sind kultische Anrufungen, aber auch kleine Epen, in denen die Bewohner des Olympos gepriesen werden. Dem Typus des griechischen Dichters, dem Homer, werden alle diese Dichtungen im allgemeinen zugewiesen; doch die Bezeichnung war nur ein Sammelbegriff. Man gab einem Schöpfer, was die unbekanntesten Dichter gesungen hatten. Hans Overbeck, der die Exotik durchwanderte, um kaufmännische Geschäfte zu betreiben, fand Zeit und Idealismus, um den Deutschen Verdeutschungen ganz seltener literarischer Dokumente aus entlegenen Kulturkreisen: *malaisische Weisheit und Geschichten*, zu vermitteln. Der Verlag Diederichs schmückte alle diese Bücher, die Gelehrsamkeit und Kunstwillen vereinigen, mit sehr gut gelungenen Bildern.

Im gleichen Verlag erschienen *altrussische Kirchenlieder*, die von Paul Alt-haus verdeutschte wurden. Noch einmal wird die Legende des Evangeliums erzählt, für den griechisch orthodoxen Kirchengänger, der sich andachtsvoll in das Jesusmirakel versenkt.

Endlich gab der selbe Verlag auch lateinische *Vagantlieder* des 12. und 13. Jahrhunderts heraus, die Carmina Burana, die von Studenten und fahrenden Literaten gereimt wurden. Man weiß, daß die franziskanische Zeit, die den Urvater der Bettelmönche hervorbrachte, im ganzen Römischen Reich die merkwürdigen hauslosen Landstreicher erzeugte, die inbrünstig und empört, als Sklaven der Jungfrau Maria und als Rebellen gegen die regierende Macht, von Norden nach Süden und von Westen nach Osten die Wege und Wirtschaftshäuser bevölkerten. Solche Vagantlieder gibt es in vulgärgriechischer Sprache, in lateinischer Sprache und auch in anderen Idiomen des zentralen südlichen Europas. Aus diesen Zufallsgedichten, die Tag und Stunde, Armut und Not, aber auch Schwelgerei und Schweinerei inspirierten, verfeinerte sich dann jenes Literaturgetriebe, das schließlich zur scholastischen und klaszizistischen Kunst führte. Alle diese volkstümlichen Texte sind heute im Original schwer zu lesen. Robert Ulichs Übersetzerarbeit war deshalb notwendig.

Neuauflagen Hans Heinrich Borchardt heimst ein, was bei Goethe an Humor zu finden ist (Humor bei Goethe /Berlin, Deutsches Verlagshaus Bong & Co./). Man darf da natürlich nicht an Schnurren und Schmarren denken, die clownsmäßig unterhalten. Es ist schon dafür gesorgt, daß dem Gehirn eine durchaus substanzuelle Nahrung geboten wird. Zunächst Goethes Verse. Und dann auch Teile aus jenem 2. Teil des Faust, der im Himmel oben und unten bei den Müttern die Geheimnisse aufsucht, in denen sich des Dichters gute Laune offenbart. Man könnte die Sammlung auch ebensogut Goethe bei Humor benennen.

Die Dichterin *Marceline Desbordes-Valmore* wurde von Sainte-Beuve, Balzac und Victor Hugo wegen ihrer reinen leidenden Menschlichkeit verehrt. Obwohl sie selber Zeit ihres Lebens von Krankheit und Not verfolgt wurde, hat sie die Menschenliebe gepflegt, und sie starb wie eine Heilige der Legende. Dieses rührende Leben hat Stefan Zweig beschrieben, und die deutsche Dichterin Gisela Etzel, die jung sterben mußte, hat treue Dolmetscherdienste für die Verse geleistet. So entstand ein Buch, das die Tragödie und das Genie einer seltenen Künstlerin gleichmäßig verkündet und das der Inselverlag in seiner sachlich schönen Art herausgab.

Almanache Der Almanach des Verlags S. Fischer in Berlin für das kommende Jahr enthält Lob und Ansporn für manchen Jungen, von dem wir bisher noch nichts wußten. Der junge Träger des letzten Kleistpreises Hans Meisel veröffentlicht ein Stück Novellistik. Jakob Wassermann druckt das Vorwort zu Hans Aufricht-Rudas erstem Roman Die Verhandlung gegen La Roncière; der erfolgreiche Schriftsteller setzt sich für den Anfänger ein. Der Verlag adoptiert also einige Jugend, wofür ihm Dank sei. Der Inselalmanach auf das Jahr 1928 gibt Rechenschaft von der fleißigen Sammelarbeit des *Inselverlags* in Leipzig, die der deutschen Klassik, der exquisiten Lyrik und auch der Vermittlung fremdländischen Geistes dienen soll. Er erschien zusammen mit dem 6. Band des Jahrbuchs der Sammlung Kippenberg. Die Aufmerksamkeit des Verlags ist der Pflege des Goetheschen Gedankens gewidmet. Diesem Wegführer unterstellt sich nicht jedes Bemühen, aber doch das meiste. Man hebt hervor, was die sorgfältige, bis zur Inbrunst gesteigerte Kultur des Dichters ist. Das Wertvollste des neuen Almanachs liegt in dem Druck der nachgelassenen Gedichte Rainer Maria Rilkes.

Der Verlag *Eugen Diederichs* in Jena gibt in einem Jahresalmanach die Bilanz seiner Arbeit. Diederichs hat das Recht zu sagen, was er tat: »die geistigen Aufgaben von heute, morgen und übermorgen zu erfüllen«. Er schlägt die Brücke von der Vergangenheit zum Gegenwärtigen. Es ist erireulich, daß es ihm gelingt die materiellen Mittel aufzubringen, um so emsig dem Geist dienen zu dürfen. Eugen Diederichs selbst spricht in seinem Jahresalmanach von religiösen Fragen, nicht wie ein theologischer Spekulant sondern mit der Absicht den Menschen als Gottes Schöpfer einzusetzen auch dann, wenn dieser Schöpfer sich von versteinten und überlieferten Dogmen losgelöst hat. Die Eesorgnis, daß wir Deutschen verkommen, weil wir durch Sport und Anbetung alles Technischen die Bedürfnisse des Herzens immer leichtfertiger zurückstoßen, schwindet, wenn man alles das betrachtet, was dem Verlag Eugen Diederichs heute noch gelingt.

Der *Rheinverlag* in Basel nennt sein Verlagsjahrbuch Die 5 Weltteile. Er will sagen, daß er sich bemüht die dichterische Produktion der gesamten Welt bei sich zu beheimaten. Nun, auf Universales strebt dieser Verlag. Er kultiviert

viert besonders die Franzosen und Schweizer, die in ihrem Gehirn die 5 Weltteile als Stätten des Friedens ausbauen. Und die Autoren, die diesem schönen Gedanken verpflichtet sind, werden in Basel mit Liebe gepflegt. Das Jahrbuch des Verlags *Paul Zsolnay* in Wien bringt Beiträge von Franz Werfel, Heinrich Mann, Max Brod, Galsworthy, Wells, der Colette (dieser Französin, die so spät und dann so schnell zu europäischem Ruhm kam) und anderen. Es ist ein Jahrbuch zur Pflege des geistigen Kosmopolitismus.

Kurze Chronik Der Verlag Carl Schünemann in Bremen hat, zunächst für die Dauer von 5 Jahren, einen jährlich wiederkehrenden Preis in Höhe von 2000 Mark für ein künstlerisch wertvolles deutsches Romanwerk lebenbejahender Art gestiftet. ◊ Der von der Deutschen Buchgemeinschaft wie im Vorjahr so auch für 1927 gestiftete *Jugendpreis* von 10 000 Mark für den besten Roman soll unter erweiterten Bedingungen erteilt werden; die Altersgrenze wurde vom 35. auf das 40. Lebensjahr hinaufgerückt, ferner die Frist zur Einreichung von Manuskripten bis zum 31. Dezember verlängert. ◊ Der *Kleistpreis* für das Jahr 1927 wurde Gerhard Menzel in Gottesberg bei Waldenburg in Schlesien für sein Drama *Toboggan* und Hans Meisel in Berlin für seinen Roman *Torstenson* zugesprochen. ◊ Der *Gottfried-Keller-Preis*, der, im Betrag von 7000 Franken, alle 2 bis 3 Jahre verteilt wird, wurde zum erstmaligen Westschweizer, dem Waadtländer Dichter Charles Ferdinand Ramuz, zuerkannt. Seine Werke sind auch in deutscher Übersetzung im Rheinverlag in Basel erschienen. Von ihm stammt bekanntlich auch der Text zu Igor Strawinskis *Geschichte vom Soldaten*. ◊ In Paris wurde im Oktober zum Gedächtnis der im Krieg gefallenen Schriftsteller Frankreichs ein *Denkmal* im Panthéon eingeweiht. In Paris wurde auch Emile Verhaeren, der während des Krieges von einem Zug überfahren wurde und im Wartesaal in Rouen starb, am 10. Jahrestag seines Todes ein Denkmal gesetzt; seine Büste wurde an der Kirche Saint-Séverin auf einem stillen Kinderspielplatz inmitten der Stadt aufgestellt. In Falkenberg in der Mark wurde ein Denkmal für Theodor Fontane errichtet; es besteht aus einem märkischen Findling, das ein Bronzemedailion des Dichters trägt. Joseph Conrad (der

jetzt, da der Verlag S. Fischer in Berlin eine, bereits 8 Bände umfassende deutsche Ausgabe seiner Werke herausbringt, auch in Deutschland eine immer größere Gemeinde gewinnt) wurde in Bishopsbourne, wo er die letzten Jahre seines Lebens verbrachte, ein Denkmal gesetzt, dessen Kosten Bewunderer aus allen Teilen der Welt aufgebracht haben. Conrad schrieb Englisch, obwohl er von Geburt Pole war; doch sagte sein Freund Cunningham Graham bei der Gedächtnisrede von ihm, daß er kaum eine Zeile geschrieben habe, die ein gebürtiger Engländer hätte schreiben können. ◊ Der Breslauer Professor *Walter Brecht* nahm die Wahl auf den Lehrstuhl für neuere deutsche Literaturgeschichte in München, der seit dem Tod Franz Munckers verwaist war, an.

Literatur

Der gelehrte Herausgeber der Zeitschrift *Die Literatur* *Ernst Heilborn* wurde 60 Jahre alt. Er stemmte sich nicht gegen die bürgerliche Gesellschaft, blieb aber ein helllichtiger Wächter für die Dinge des Geschmacks und der Schönheit. Sein letztes Werk ist eine dichterisch erfüllte Kultur- und Literaturgeschichte, die den Zeitraum von 1789 bis 1848 umfaßt. Zwischen 2 Revolutionen ist dieser Band betitelt */Berlin, Volksverband der Bücherfreunde/*. Der dichterisch sehende Betrachter sieht nun nicht nur die architektonische Gliederung des alten Preußens und der Berliner Hauptstadt, sondern er trägt fleißig und bewegt das Mosaik der Tatsachen zusammen, um in novellistisch aufgebauten Geschichtsm miniaturen die Menschen der Biedermeierzeit zu beschreiben. Biedermeierzeit der Möbel, Romantik der dichtenden Köpfe, die sich allerdings nicht, wie Heilborn von neuem beweist, nur einer stimmungsvollen Schläfrigkeit hingeben sondern schon anfangen mit dem sozialen Gedanken vertraut zu werden. So ist dieses Buch der Reife und Abklärung sehr geeignet in die wilder durchfurchten Gedankenbezirke unserer Zeit einzuführen. Daß der Betrachter trotz seiner Vorliebe für die Behaglichkeit auch dem Stürmischen und ganz Jungen nicht ablehnend gegenübersteht, ergibt schon die Methode seiner Datierung der entscheidenden geistigen Momente. Zwischen die moderne Urrevolution von 1789 und den Aufstand von 1848 ist die Zeit eingebettet, die nach aller Reaktion, langsam und sicher den poetischen und kulturellen Neigungen unserer Tage näherrückt.

Bewegungskunst / Lisbeth Stern

Duncan † Am 14. September kam Isadora Duncan in der Nähe von Nizza auf furchtbare Weise ums Leben. In ihrem Automobil rollte sich ihr venezianischer Schal um eins der Räder, so daß sie erdrosselt wurde. Sie ist 49 Jahre alt geworden. Ihr Tod hat sie uns allen wieder lebendig gemacht. Das Für und Wider, das sie umstritt, wurde diesem Schicksal gegenüber still, und ihr Bild trat uns wieder so entgegen wie vor einem Vierteljahrhundert, als sie zuerst herkam. Ausschlaggebend war in dem Bild ihr ins Große gehender Wille, ihre Schwungkraft, die ihr offenbar bis zum Ende geblieben ist. Ihr technisches Können war nicht groß. Und das, was sie an Reformideen in den Tanz gebracht hat, kam nicht aus ihr. Denn ihre Lehre ging auf den Franzosen Delsarte zurück, dessen Theorie sie in die Praxis umzusetzen suchte. Aber ihr Mut gegen alle Tradition sich nur von der Musik führen zu lassen und ohne eigentliches Theaterkostüm gar noch mit nackten Beinen aufzutreten war etwas ganz Enormes (die Leute stritten damals kaum über etwas anderes als über die Frage der nackten Beine), und reizend war dabei ihre Harmlosigkeit und Naivetät. Freilich bedeuten diese Art Mut und Unbeschwertheit auf der andern Seite auch ihr Manko. Als der erste Eindruck ihrer Kunst und ihrer Person vorbei war, setzte sich doch in einem eine starke Ablehnung durch. Man fühlte sich diesem Mut und dieser Harmlosigkeit gegenüber etwas unsicher, als wenn sie ihre Quelle doch nicht in eigentlicher Naivetät hätten, wie wenn sie überhaupt nicht recht in der Erde wurzelten, etwa wie eine Schlingpflanze, die wunderbar in die Höhe schießt, die aber unten kein rechtes Gegengewicht hat. So kann man es wohl auch nicht eigentlich Mut nennen, wenn jemand so leicht über alle Tradition hinwegkommt. Die Art ihres Intellekts und auch die Betonung der Antike gaben ihrer Kunst etwas von der Internationalität, die einen nicht ganz guten Klang hat. Intellekt und Kunstgeschichte sollen gewiß auch mit-sprechen, aber sie waren bei der Duncan erstaunlich wenig tief gewurzelt, trotz ihrer außerordentlich regen Aufnahme-kraft. Bei einem Kunstschaffen denkt man sich die Entstehung eines Werks doch immer mit einer Art Geburts-schmerzen verbunden, wie jedes Sprengen einer Keimhülle doch immer Schmer-

zen in sich tragen muß. Aber von alledem spürte man bei Duncan kaum etwas. Sie produzierte alles mit der selben Leichtigkeit, ob sie Beethoven tanzte oder Strauß. Immerhin mag aber damals gerade diese Art Schwung, die so viel von Dilettantismus in sich trug und vielleicht gerade dadurch überall hin Anregungen gab, befruchtend gewesen sein. Einmal bedeutete die unbefangene und freie Nacktheit an sich damals schon ein Erlebnis. Und dann vor allem die Erweiterung des Tanzes überhaupt: daß er sich größere Ziele steckte, und daß der Umfang der tanzbaren Musik so wesentlich wuchs. Alles dies ist eigentlich erst von Isadora Duncan ausgelöst worden, und dafür muß man ihr Dank sagen.

Berlin Das, was heute Bewegungskunst ist, wurzelt ganz ausschließlich in der Großstadt. Gewiß können die Bewegungseindrücke auf dem Land ganz gewaltige sein; man denke an die Vögel, den Wind in den Feldern, überhaupt an die Wellen. Aber das ist alles nicht Blut von unserm Blut, und das scheint heute die Grundbedingung von aller Lebendigen. Die Wellen gehen nicht für mich, und ich bin nichts den Wellen. Aber die Stadt ist für mich und durch mich da, und ich bin Genießer und Schaffender zugleich. Ich gehe auf der Straße, und mein Gehen ist eine Masche in dem Riesennetz von Bewegung. Ich fühle mein Gehen und fühle gleichzeitig auch das Gehen und Rollen und Gleiten rings um mich herum. Die Schaufenster und die Lampen sprechen zu mir ganz direkt, und ich antworte ihnen ebenso direkt und lache ihnen wohl auch zu. Daß ich in dem Wachstumsprozeß, in dem Berlin heute steckt, ein Partikel bin, das mag den Rauschzustand bedingen, in den Berlin einen versetzt. So groß ist diese Erregtheit, daß die anderen Kräfte alle, die sich in eine solche Gesamtheit einfügen müßten, vorläufig noch gar nicht entsprechend funktionieren. Das Übersteigerte all der Wechselwirkungen, das die Straße und die Kaffeehäuser bieten, scheint die richtige Arbeit noch ein wenig zu übertönen. Man staunt, ist aufgeregt und tut manchmal gar nichts weiter als dieses. Aber das wird sich ja auch ändern. Berlin ist eben in seinen Wachstumsjahren. In dieser Kunst, die die Großstadt als Großstadt sich da herauskristallisiert, ist der lebendigste und stärkste Faktor das Licht. Das Licht markiert überhaupt die Knotenpunkte von Berlin, und welche

Riesenmöglichkeiten bringt es der Architektur. Das Licht kann überhaupt Ausgangspunkt der architektonischen Idee sein. Die langen Linien am Fries des Kinoteaters Capitol bekommen durch das Licht erst ihren vollen Sinn, und die breiten leuchtenden Gurte, die zu Reklamezwecken jetzt oft um die Bauten gelegt werden, sind eigentlich ausschließlich auf Licht gestellt. Besonders schön ist da der Herpische Hausbau in der Leipziger Straße. Rodin sagte von der französischen Gotik, daß sie mit dem Sonnenlicht und seinen Schatten so gerechnet habe, daß die Schatten ein wesentlicher Faktor des Kunstwerks seien und vielleicht der allerlebendigste. Jetzt sind es nicht die Schatten, die den Formen ihren Zusammenschluß geben, sondern das Licht selbst, zum Beispiel eben die Linien am Capitol. Die erregende und dabei ins Große und Bedeutende gehende Wirkung der jetzigen Lichtreklame scheint in erster Reihe daran zu liegen, daß man jetzt meist die eigentliche Lichtquelle verdeckt, so daß die Augen nicht mehr auf den einen Punkt gewaltsam hingezogen werden; im Gegenteil, sie werden von tausendfältig gebrochenen Strahlen in eine allgemeine Schwingung versetzt. Man denke, wie anders und wie viel schneller und leichter die Nerven in einem funktionieren, wenn man am Kurfürstendamm oder in der Leipziger Straße ist, als wenn man in einer dunklen Straße geht, in der einzelne Lampen nur einzelne grelle Lichtpunkte geben. In diesem allgemeinen Rausch von Licht mag man eigentlich auch nichts mehr von Farben wissen. Es ist, als wenn diese dem allgemeinen Vibrieren irgendwelche Hemmungen in den Weg legten oder auch Betonungen, die den allgemeinen Schwung stören. Wie überwunden ist die Lichtreklame von vor etwa 10 Jahren. Damals war man entzückt, wenn die aufglühenden Lämpchen eine Sektflasche zeigten, aus der der Wein in ein Glas floß. Heute ist das ein lächerlicher Jahrmärktstrick. Und es ist komisch, wie der Bewegungseindruck, der da erzielt wird, eigentlich ganz äußerlich in den Augen sitzen bleibt, während die latente Kraft des verstreuten Lichts viel mehr Dynamik in sich trägt. Auch der herrlichen Buchstaben sei gedacht, die weit und vornehm uns entgegenleuchten.

Berlinfilm Der Film Berlin von *Walter Ruttmann* macht den Versuch die Großstadt ohne irgendeine verknüpfende Handlung fil-

misch zusammenzufassen. Er gibt einen Tag vom frühen Morgen bis zum späten Abend. Das Unternehmen ist herrlich, und der Anfang des Films auch wunderbar geglückt; das Einfahren der Züge in Berlin, vor allem auch eine Aufnahme, wo die Lokomotive massig und sicher aus den geöffneten Toren des Bahnhofs herauskommt und zur Riesengröße anwächst; das hat tatsächlich etwas von der Kraft der Maschinenwelt in sich. Aber diese Komprimiertheit hält nachher nicht durch. Es sind ganze Strecken, die in ihrer Wirkung nicht anders sind, als wenn wir selbst in Berlin den Tag lang herumlaufen müßten, all die sich kreuzenden Bahnen und Autos empfinden und schließlich ermüdet und abgespannt sind. Ruttmann ist da wohl zu naturalistisch vorgegangen. Die Bilder, die er meist gibt, hat man selbst, wenn auch zeitlich nicht in der gedrängten Form. Aber es handelt sich doch darum ein Mehr zu geben, was zu Anfang und zum Schluß auch durchaus geschehen ist. Es ist auch gar nicht einzusehen, warum alle die wundervollen Möglichkeiten, die der Film rein technisch hat, so wenig ausgenutzt sind, ebenso die Teilausschnitte, die wir von den Russen gelernt haben, und die gerade durch den kleinen Ausschnitt oft den Eindruck einer Riesensmasse hinter sich erwecken; warum auch keine Aufnahmen aus der Höhe, die doch auch von der Bewegung auf den Straßen ein ganz neues Bild geben. Wenn auf das alles nur verzichtet ist, weil man unbemerkt filmen wollte, so scheinen die Vorteile nicht entsprechend bezahlt. Die Konzentriertheit der Kunst darf sich doch nicht nur auf zeitliche Zusammenziehung beziehen, wir wollen einen Extrakt der Dinge sehen, und das gibt der Ruttmannsche Film nur zum Teil. Und dann noch eines, was man sehr vermißte. Nirgends waren die Arbeitermassen so recht als Masse gegeben, nirgends ihr Hinströmen zur Arbeit oder das Herauskommen aus der Fabrik. Einzelne sehr gut. Zum Beispiel ein Bild, wie 2 Arbeiter morgens auf der leeren Straße gehen und ein gar nicht dazugehöriger tritt aus dem Haus und paßt sich in der Minute dem Gangtakt der beiden anderen an, so daß sie als feste Dreier gehen. Aber die Masse in ihrer Zusammengeballtheit sieht man nirgends.

Tanztitel Die Tanzabende einzelner Künstler täten doch gut allmählich einzuschlafen. Selbst eine Künstlerin wie Gret Palucca kann kaum durch den Abend fesseln.

Dabei ist ihr Talent ganz ausgezeichnet, sie ist natürlich, hat auch Lust an ihrer Kunst, ist rhythmisch sehr beanlagt und hat eine wunderbare Kraft und Technik im Springen. Trotzdem will eben der Einzeltanz nicht mehr genügen, man verlangt nach reicheren Kompositionen. Auch mag man vielleicht jetzt die stark menschliche Einstellung, die der Einzeltanz immer mit sich bringt, und die der Wigmanstil direkt provoziert hat, ein wenig scheuen. Das scheint schon daraus hervorzugehen, daß die "technischen Improvisationen" in dem ganzen Programm bei weitem am stärksten wirken. Man verlangt nach Können, nach gutem Handwerk, und nicht nach Persönlichkeit. Max Terpis schreibt wohl aus dem selben Gefühl heraus in der Monatsschrift *Der Tanz* von der Notwendigkeit wieder beim Ballett in die Schule zu gehen. Das Ballett gibt nun einmal mit seinen festen Kunstformen eine Welt für sich, in der bestimmte Dinge ausdrückbar sind wie kaum woanders. Zum Beispiel kann der Ballettspitzenlauf etwas wunderbar Sublimiertes haben, in seiner mystischen Art des Aufgezogenseins, wie wohl keine Gangart im heutigen Tanz. Vielleicht ist es gerade das Indirekte der Wirkung, das den Reiz gibt, daß wir nicht immer unmittelbar erkennen, worauf eine Sache hinaus will. Gewiß hat auch der Wigmantanz Gutes gegeben. Aber ein wirklich Gegenwärtiges ist er nicht. Wirklich gegenwärtig scheint der Stil, der sich aus dem Negertanz entwickelt, der wenig Raum beschreibt, der seine Hauptkraft im Rhythmischen und Synkopischen hat, der mit absoluter Entspannung der einzelnen Körperteile arbeiten kann, und der mit der ganzen Fußfläche auf der Erde steht. Über Wert und Entwicklungsmöglichkeit eines Stils kann und soll man nichts behaupten. Aber Stil überhaupt ist dieses sicher, so selbstverständlich in der Gegenwart gewachsen wie nur irgend möglich.

Totenliste

Im Juli starb in einem Sanatorium bei München der eigentliche Organisator der deutschen Filmtheaterkunst, *Paul Davidsohn*. Er war es, der bereits im Jahr 1905, im Beginn der kinematographischen Aufnahmen in Frankfurt, die Allgemeine Kinematographengesellschaft gründete, die die ersten Kinotheater errichtete. 56 solche Theater schossen damals aus der Erde. 1907 wurde in Berlin das erste große Lichtspielhaus am Alexanderplatz eröffnet. Die 1910 gegründete Projektionsaktiengesellschaft Union wurde zur

Keimzelle der sogenannten Ufa, deren Generaldirektor Davidsohn war. Davidsohn war es auch, der die bedeutendsten Filmschauspieler, vor allem Asta Nielsen, und den größten deutschen Filmregisseur, Ernst Lubitsch, entdeckte. 218 Filme wurden von ihm gestellt. Erst 25 Jahre alt, starb Anfang November in Magdeburg die Tänzerin *Hilde Strinz* an einer Herzlähmung. Sie hat sich hauptsächlich als Leiterin eigentümlich gestalteter Tanzgruppen einen Namen gemacht. Eine Zeitlang hatte sie sich den musiklosen Tanz zum Ziel gesetzt. Sie kam aber schließlich doch wieder auf musikalische Begleitung zurück und bewies dadurch, daß ihr das Wesen des Tanzes näher war als den Tanztheoretikern, die ihren Reformeifer durch die Propagierung von unvermerkt bereits Überholtem bekunden.

Kurze Chronik Die Bewegungselemente der *neuen Oper* brachte Karl Heinz Martins Inszenierung in Ernst Kreneks *Jonny* spielt auf in der Berliner Städtischen Oper lange nicht so heraus wie zu Beginn des Jahres Franz Ludwig Hörth in Kurt Weills *Royal Palace* in der Staatsoper (siehe diese Rundschau, 1927 I Seite 409). Von dem Charlestonetanz auf der roten Treppe mit seinem klappernden und dabei faszinierenden Rhythmus abgesehen zeigte sie nicht so viel Zusammenhang mit der jungen Musik. ◊ Eine Matinee, die der Solotänzer der Staatsoper in Berlin *Herald Kreutzberg* gab, zeigte ein ausgezeichnetes Material. Sein Körper ist leicht und beweglich, seine Nerven sind offenbar musikalisch und rhythmisch sehr fein, so daß er über eine leichte und gute Technik verfügt. Einige seiner "großen" Sachen scheinen nicht ganz gefüllt, dafür war sein persisches Liebeslied, mit Yvonne Georgi zusammen getanzt, von einer wunderbaren innern Grazie, vollgesehen und durchzittert von Gefühl. Auch die frischen und komischen Sachen waren sehr reizend.

Literatur

Claude Anets Buch über *Suzanne Lenglen* (Die göttliche Suzanne, deutsche Bearbeitung von Willy Meisl /Berlin, Weltbücherverlag/) ist eine entzückende Lektüre. Anet erzählt durch etwa 200 Seiten von einer Welt, von der man bisher in der Regel gar nichts wußte (vielleicht auch nichts wissen wollte, da man damit die Vorstellung eines gewissen gutgesellschafftlichen Wesens verband): von der Tennissportwelt, und trotzdem liest man

es mit Spannung bis zu Ende. Es hält einen in erster Reihe wohl durch die Klarheit, mit der man hier beim Sport sich das selbe wiederholen sieht wie überall: daß das A und O bei allem, was erreicht ist, das zielsichere Wollen ist. So ein Zutrauen und solch eine Unbeugsamkeit wie Suzanne Lenglen muß man haben. Nicht das Zutrauen, daß man die oder jene Sache am besten kann, ist hier gemeint. Sondern die Gewißheit: Das und jenes muß gemacht werden. Aus solcher Gewißheit heraus wird man es auch können. Da wächst aus einer Wurzel stahlharte Kraft, und mit ihr zugleich Bescheidenheit. ◊ Die Bewußtheit in der Körperkultur ist vor allem auf *Bess M. Mensendieck* zurückzuführen. Ihr feines Gefühl dafür und die Aufklärungsarbeit darin bedeuten eine wirkliche Tat. Nur halten ihre theoretischen Ableitungen (Bewegungsprobleme/München, F. Bruckmann/) mit den praktischen Anweisungen nicht ganz Schritt, zumal das Funktionieren der Muskeln ja nur zum Teil auf der Statik zu beruhen scheint. Die anderen Zusammenhänge, die vielleicht für das, was man als schön fühlt, viel mehr den Ausschlag geben, zieht sie gar nicht in Betracht. Der Anhang mit Bildern aus der Kunstgeschichte zum Erweis von schönen und richtigen Armbewegungen ist gut zusammengestellt, so daß das Buch schon dadurch Wert erhält; ganz abgesehen von der Bedeutung, die der Autorin zukommt. Das Wesentliche sind aber die Abbildungen der Übungen, die wunderbar intelligent erfaßt sind. ◊ Hollywood, ein »Sittenroman aus der Welt des Films« von *Valentin Mandelstamm* /Leipzig, Hesse & Becker/ ist eine Schilderung der amerikanischen Filmstadt und des Lebens der dort weilenden bekannten Filmgrößen, umrahmt von einer dürftigen, künstlerisch unbedeutenden Handlung. Man wird dieser Art Amerika allmählich müde. ◊ Eine Monatsschrift für Tanzkultur *Der Tanz* /München, Münchner Turnverlag/ will die verschiedenen Richtungen umfassen. Das Oktoberheft leitet ein guter Artikel Oscar Bies über Isadora Duncan ein. Bie meint, daß die Tanzepoche, die mit dem Auftreten Duncans einsetzte, sich jetzt vielleicht einem Abschluß nähert. Der neue Tanz suche nach geschlosseneren Stillformen, und das alte Ballett suche danach die neuen Anregungen aufzunehmen, so daß sich vielleicht allmählich eine Synthese herausbilde. Auch ein Aufsatz Max Terpis' weist, wie schon oben erwähnt, auf das Ballett, in dessen Schule zu gehen er unbedingt empfiehlt.

Bühnenkunst / Gerhart Scherler

Piscatorbühne Die Bemühungen des Regisseurs Erwin Piscator um eine politische, das heißt politisch-pädagogische Bühne muß man unterstützen. Wenn er im Theater am Nollendorfplatz in Berlin nichts weiter als primitive Aufklärungsarbeit leistete, dürfte man schon die Berechtigung dieser Bühne nicht abstreiten; denn es ist heute in der Tat wichtiger die Menschen erst einmal zu einer freien geistigen Gesinnung zu bringen, ehe sie im Theater "Erbauung" suchen dürfen. Theater ist eine aktuelle Angelegenheit und eine intensive Propagandastätte. Freilich wählt Piscator seinen Standort nicht richtig. Er glaubt für den Kommunismus zu wirken, wenn er probolschewistisch agiert. (Aber das glauben ja schließlich alle in Deutschland; und warum soll der Künstler Piscator den Kommunismus besser verstehen als die sozialistischen Politiker?) Über das Eröffnungstück, Ernst Tollers *Hoppla, wir leben!*, braucht man mit Piscator nicht zu rechten. Der Dichter hat es gut gemeint, aber schlecht verstanden (siehe die Rundschau Dichtkunst, in diesem Band Seite 862 und folgende), er sieht die Dinge nicht richtig, meistert sie nicht, ist selbst verwirrt. Die szenische Interpretation Piscators litt dazu an dem Fehlen wirklich künstlerischer Schauspieler. Technisch bedeutet die Etagenbühne einen Fortschritt, aber die Szene war tot, weil die Schauspieler sie nicht füllten. Der einzige Schauspieler, der wirklich Atmosphäre hatte, spielte eine unwichtige Nebenrolle und hieß Paul Graetz. Alexander Granach als Revolutionär Karl Thomas schleuderte seine Worte ins Parkett und rüttelte das Publikum zum Nachdenken auf, aber auf der Szene fühlte er sich nicht wohl; auch der Raum will erfüllt sein. Und für das Zusammenwirken von Bühne und Film, für das Piscator sich so gewaltsam einsetzt, fehlt ihm im letzten doch das Entscheidende: das Dimensionsgefühl. Daher kam bei der Einbeziehung des Films keine Synthese zustande (siehe auch die Rundschau Bewegungskunst, in diesem Band Seite 771). Alles in allem: Die Piscatorbühne, unserer Sympathie sicher, wird erst zu beweisen haben, daß sie weiß, was es zu schaffen gilt, worauf also ihre Existenzberechtigung beruht. Diesen Beweis hat sie nämlich auch in ihrem 2. Stück, in der Aufführung von Alexej Tolstoj's und P. Schtschegoljow's *Rasputin* noch nicht erbracht. Gewiß,

die Aufklärungsarbeit, die Piscator leistet, das Aufmerksammachen, das Heranführen an die brennendsten Zeitprobleme, kann sein Theater als berechtigt und wichtig erscheinen lassen. Die Behandlung der Historie nicht mehr als Hintergrund sondern als politische Realität bringt es mit sich, daß Piscator für seine Inszenierungen ein anderes dramatisches Gefüge als das bisher übliche braucht. »Das Drama ist uns nur insoweit wichtig, als es dokumentarisch belegbar ist«, schreibt Leo Lania im 2. Programmheft der Piscatorbühne. Doch müssen diese Dokumente dann auch richtig sein. Eine Geschichtsklitterung aber, die die wirkliche russische Revolution, die vom März 1917, gegen jede Wahrheit verfälscht, um den bolschewistischen Novemberstaatsstreich dann zur richtigen Revolution Rußlands umzufälschen, widerlegt damit gerade das eigene Programm. Und weil es eben nicht die Wahrheit ist, die da auf die Bühne gebracht wird, so haben auch die einzelnen "Dokumente" dieser Aufführung lange nicht die Stoßkraft und Wirksamkeit eines von einem Dichter gestalteten Werks. Der Weg, den Toller versucht hat, war eingreifender und wertvoller; nur daß er nicht klar durchgestaltet war, weil der Dichter selber nicht wußte, wohin er ging. Im Rasputin konnte Piscator freilich eine besser geglückte Bühnenlösung bringen, dadurch, daß er diesmal bedeutendere Schauspieler (Tilla Durieux, Paul Wegener, Oskar Simma und Sybille Binder, Alexander Granach, Leonhard Steckel und Erwin Kalsler) hatte, und daß die Szene inzwischen wesentlich vervollkommenet worden war; auch im Filmischen. Traugott Müller gestaltete mit einer drehbaren Kugel ein symbolhaftes Bühnenbild, das außerordentlich gute Spielflächen bot. Aber schließlich standen wir am Ende der 2. Piscatoraufführung noch da, wo wir nach der 1. waren. Zukunft ist noch nicht geschaffen. Wahrheit ist uns nicht aufgegangen. Wir warten immer noch.

Oldenburg Dem Landestheater in Oldenburg kommt zurzeit die Bedeutung zu die führende Bühne Norddeutschlands zu sein, die heute noch vor Hamburg und Bremen rangiert. Das Wesentliche dieser Bühne, die jetzt von dem als Verwaltungsbeamten sich einer besondern Wertschätzung erfreuenden Intendanten Hellmuth Götze geleitet wird, besteht nicht so sehr in einem besonders aktiven Spielplan, der nur von gutem Durchschnitt ist, als in

den besonderen Bemühungen um ein gut abgestimmtes Ensemble, das im Schauspiel durch den neuen Oberregisseur Alfred Noller auf eine erstaunliche Biegsamkeit und Ausdrucksfähigkeit gebracht wurde, in einem vorbildlich guten Orchester, vom Landesmusikdirektor Werner Ladwig temperamentvoll geleitet, und in einigen hervorragenden Solisten, von denen in Berlin namentlich die Sängerin Elisabeth Klepner in bester Erinnerung ist. Abgesehen von der bemerkenswerten Inszenierung des Kleistschen *Amphitryon* unter der Regie Nollers muß vor allem eine von Wolf Völcker als Regisseur und Walter Giskes als Maler aufs beste betreute Aufführung der *Toten Stadt* von Wolfgang Korngold als sehr beachtenswert bezeichnet werden, die Berliner Niveau erreicht. Es ist vor allen Dingen der Marietta Klepners, die eine wunderbare, aus dem Innersten hervorströmende Sopranstimme hat und sich auch durch ein auffallend dramatisches Spiel auszeichnet, zu verdanken, daß diese keineswegs sehr bedeutende Oper zu einem großen Erlebnis wurde. Es wäre ganz gut, wenn sich die Berliner Bühnenleitungen zuweilen in der Provinz umsähen: nicht um Berlin mit Provinzensembles zu beglücken, die dann unter göttähnlichen Dirigenten als Marionetten agieren dürfen, sondern um die sich dort regenden Kräfte kennen zu lernen und dadurch den Gefahren der eigenen Routine besser zu entgehen

Französische Filmkunst

Es ist ein von der berlinischen Filmkritik gedankeloos ausgesprochener und von den Kinobesuchern überzeugt nachgesprochener Glaubenssatz, daß die französische Filmkunst "zurückgeblieben" sei. Bei der Besprechung französischer Filme wird mit erhobenem Zeigefinger moniert, daß da Dinge vorkommen, die man bei uns "nicht mehr macht". Die geringfügige Tatsache, daß nicht nur der Kinetograph in Frankreich erfunden, sondern daß die Filmkunst selber französischen Ursprungs ist, daß man in Frankreich bereits vor 20 Jahren und noch früher Möglichkeiten einer neuen Bewegungskunst auf der Fläche erfaßte und, mit noch geringen Hilfsmitteln, zu gestalten suchte, daß dort Filme entstanden, die durch Einfälle und Zukunftsausblicke verblüfften und erst allen anderen den Weg wiesen: alles das wird bei uns vergessen (oder wahrscheinlich gar nicht gewußt). Dann freilich ging es so, wie wir das auch auf anderen Gebieten sehen: Das Neue wird in Paris

geschaffen, aber dann läßt man es dort liegen, und in der weitem Ausführung kommen die anderen voraus. Vornehmlich in Amerika bemächtigte man sich der neuen Erfindung, und nun wurden dort im Film jene genormten Girls produziert, mit denen auch Europa überschwemmt wurde. Diese "Girlikultur" war der Beitrag, den Amerika der neuen Kunst leistete. (Der aus Rußland stammende, über England nach Amerika verschlagene Charles Chaplin hat mit amerikanischer Filmkunst wenig zu tun; er konnte daher auch so leicht bei seinem Ehescheidungsprozeß gegen seine durch ihn emporgehobene Frau von ganz Amerika "abgesetzt" werden.) Weil also Frankreich bei der systematischen Durchorganisierung der Filmkunst sich nicht besonders umgetan hat, so dünken sich unsere Amerikabyzantiner wunderwie vorgeschritten, wenn sie die zeitgenössische französische Filmkunst von oben herab schulmeistern. Das eigentlich Neue entgeht ihnen dabei, wie ja auch sonst stets. Und doch brauchte man nur ein vor etwa 7 oder 8 Jahren veröffentlichtes Filmbuch Jules Romains' zu lesen, um zu erkennen, wo die Ideen herkommen, und wie lange sie auf Verwirklichung warten müssen.

In Berlin sieht man seit dem Krieg nur wenige französische Filme, und es ist auch sehr fraglich, ob man bei diesen wenigen die richtige Auswahl getroffen hat. Vielleicht wird die von Loucheur propagierte europäische Filmgemeinschaft (siehe die Rundschau Wirtschaft, in diesem Band Seite 908) hier Wandel schaffen. Einstweilen glaubt man auf dem Kurfürstendammsich für die mittelmäßigsten amerikanischen Filme enthusiastisieren zu müssen: da ist für andere Länder wenig Platz. Der einzige große französische Film, der den Berlinern außer dem Citroënfilm von der Saharaüberwindung (siehe die Rundschau Bewegungskunst, 1926 Seite 504 und folgende) gezeigt wurde, war der Film *Napoléon*, den die Universumfilmaktiengesellschaft zuerst hierherbrachte. Dieser Film, der von Abel Gance im wesentlichen dokumentarisch aufgebaut wurde, umfaßt in seinem bis jetzt fertiggestellten 1. Teil das Leben Napoléons von der Militärschule zu Brienne bis zum Feldzug nach Italien. Die deutsche Ausführung litt darunter, daß sie von diesem riesigen 1. Teil große Stücke weglassen mußte, und wahrscheinlich gerade die, die uns jene wunderbar revolutionisierende Zeit am lebendigsten hätten werden lassen. Es kommt noch dazu, daß das

nationale Mitleben, das wohl jeden Franzosen beim Anblick der Gestalten dieser Geschichtsepoche ergreift, bei uns doch fehlt. Gleichwohl werden auch noch so kühle Besucher des Berliner Kinotheaters von Bewunderung für diese gewaltigste Persönlichkeit der neuen Geschichte ergriffen worden sein. Und doch ist dieser Film, in dem so viele bedeutende Individuen agieren, im Grunde anti-individualistisch. Die Personen sind da nur der Ausdruck der konzentrierten Schicksalskräfte der Geschichte: Danton der Kopf, Saint-Just das Messer, Robespierre das Hirn der Revolution. Das Mimische des Einzelmenschen ist hier nicht wichtig. Das "Gesicht" ist das Wesentliche. Der Regisseur sucht den Napoléon, den Danton, jeden der anderen. Hier berührt sich sein Prinzip mit dem der modernen Russenfilme, in denen es sich auch nicht um das Spiel der Personen sondern um die Gestalt selber handelt. So wird alles durch Loslösung vom individuell Zufälligen ein monumentales Dokument. Am erstaunlichsten vielleicht war diese Wirkung bei dem jungen Napoléon, den der kleine Roudenko gab. Die blicklosen Augen, die in die Ferne der Zeit drangen, als der Schüler in der Geographiestunde die Insel Sankt Helena in sein Heft einzeichnete, sahen dort das Schicksal des Gedankens, nicht nur der einzelnen Person, die sein Träger war. Und die Geschichte selbst wird zur handelnden Person in dem Übereinander und Durcheinander der Meereswogen, auf denen Napoléon im Sturm von Corsica her Frankreich zustrebt, und des Sturms im Konvent, der das Schicksal der Revolution bestimmt. Beides ist eins; man kann auf der riesigen dreiteiligen Projektionswand das eine nicht vom andern trennen, in der Gegenwart steckt schon die wirkende Zukunft. Dieses allein genügt schon, um dem Film Qualität und Bedeutung zu geben, trotz manchen Unvollkommenheiten, auch störenden Einzelheiten, die man nicht übersehen kann. Ganz beurteilen wird man das Werk freilich erst können, wenn auch die anderen beiden Teile herauskommen. Hoffen wir, daß Gance diese unübersehbare Arbeit bewältigt. Das eine muß man freilich sagen: Das Letzte Napoléons, dieser Gestalt und dieses Gestalters des neuen Europas, das heute noch Zukunft ist, hat der Film noch nicht geben können; es wird wohl erst in einer Generation lebendig werden, die das vollbringt, was Napoléon ihr als Aufgabe hinterlassen hat.

Besser als Berlin scheint im allgemeinen Wien daran zu sein. Nach der Wiener Arbeiterzeitung, die sich stets durch gute, nicht nach dem Durchschnittsschema abgefaßte Filmberichte auszeichnet, sieht man dort französische Filme, die »interessant und weit über das Durchschnittsniveau der heutigen europäischen Filmproduktion herausragend« sind. Allerdings ist der Referent mit seinem Wien noch nicht zufrieden. Denn er schreibt von jenen französischen Filmen: »Sie weichen so weit vom üblichen Filmkitsch ab, daß bei unseren, ach, so filmverständigen Kinobesitzern für ihr Schicksal in Wien nicht mehr als alles zu fürchten ist. Werden sie diesen filmkünstlerischen Versuchen wieder die deutschen Schmachtfetzen, Sentimentalitätsorgien und langweiligen "Lustspiele" vorziehen?« Nun, die Unzufriedenheit mit dem Eigenen wirkt immer produktiver als die Selbstzufriedenheit und jene Selbstgerechtigkeit, die bei dem Erreichten beharren läßt.

Wichtiger noch als die Höhe der französischen Filmkunst ist die Gesinnung, von der sie vielfach getragen ist. Die Zeitungen brachten neulich die Nachricht, daß die Vertretung der französischen Filmorganisationen gegen das Weiterspielen eines antideutschen Hetzfilms (der aus Amerika kam) protestiert hätten, mit dem Erfolg, daß seine Vorführung tatsächlich aufhörte. Noch wesentlicher sind die Kriegsfilme, die in Frankreich selbst hergestellt werden, und die in ihrer Darstellung der einfachen Wahrheit die lauteste Sprache gegen Krieg und Völkerverhetzung sprechen. Hier sind wirkliche "Dokumente"; was Piscator will, aber nicht tut, wird hier zur Wirklichkeit. Da hat die Vereinigung französischer Schwerkriegsverletzte, die sich beziehungsweise Les Gueules Cassées nennt, einen Film mit dem Titel *Pour la paix du monde* herausgebracht. Dieser Film bringt den Krieg, wie er wirklich war, ohne Beschönigung und ohne "Patriotismus". Die französischen und die deutschen Soldaten: alles nur Menschen, und man versteht nicht, warum sie einander vernichten. Und dieser Film ist mit Unterstützung des französischen Kriegsministeriums hergestellt worden, und er läuft Abend für Abend vor ausverkauften Häusern in Paris. Es ist wichtig, daß man diese Tatsachen in Deutschland erfährt. Die notwendige Filmkooperation, die auch schon ein kleines Stück Vereinigte Europäische Kontinents herstellen kann, kann solche Kenntnis nur fördern.

Kurze Chronik Die Preußische Landesbühne schafft eine *Wanderooper*, die im kommenden Frühjahr aufgebaut werden soll: ein in jedem Betracht begrüßenswertes Unternehmen. ◊ Benjamin Crémieux gab in einem Vortrag in Berlin ein Bild von dem *französischen Theater der Gegenwart*. Es gibt da 2 Richtungen: die des théâtre pur, das auf der großen Tradition des klassischen Theaters ein eigenes Ensemble in der Provinz aufbaut, und die des théâtre spectacle, das auf der kleinen Bühne des Studio das Stück aus dem Spiel herauswachsen läßt, also gar keine Dichter mehr braucht sondern nur "textiers", die eine gewisse textliche Unterlage liefern, die aber nur als Anregung zu eigenem Schaffen dient. In einer Grotteske Cocteau's, die Crémieux vorlas, wird der Text von Parlophonen herausgeschrien, wozu sich die Menschen nur bewegen: also überindividuelle Tendenz. ◊ In *Leipzig* sind die Schwierigkeiten, die bisher die Gründung einer Volksbühne verhinderten, jetzt überwunden. Durch das Zusammenwirken gemeinnütziger Organisationen mit den Arbeiter- und Angestelltengewerkschaften wird sie nun in die Wege geleitet. ◊ In *London* wird ein Shakespearetheater eingerichtet, das neben Shakespeare auch andere Dichter aufführen will. Man hofft, daß es sich zu einem künstlerischen Mittelpunkt des englischen Theaterlebens ausgestalten wird. ◊ Am 21. November wurde *Robert Philipp* 75 Jahre alt. Dieser Tenor wirkt seit dem Anfang des letzten Jahrzehnts des 19. Jahrhunderts an der Berliner Staatsoper, und er ist heute eine ihrer jugendlichsten Kräfte. Die Scherze, die er als Dorftheaterdirektor in der *Verkauften Braut* zum besten gibt, improvisiert er heute noch ebenso frisch wie vor 34 Jahren, als er in der *Erstaufführung* der herrlichen Oper Smetanas die Rolle kreierte. Und sein Ton quillt heute noch so schön, daß er in der kleinen Rolle des Boten in der *Aida* uns immer wieder aufhorchen läßt. An seinem 70. Geburtstag konnte er noch einen Don José singen, von dem seine Nachfolger vieles lernen durften. Wir hoffen, daß er noch lange wirken wird. Denn die Berliner Staatsoper kann man sich ohne Philipp gar nicht vorstellen.

Literatur Ein neues Buch *Oskar Maria Grafts Wunderbare Menschen: Heitere Chronik einer Arbeiterbühne, nebst meinen drolligen und traurigen Erlebnissen dort.*

selbst /Stuttgart, J. Engelhorns Nachfolger/ zwingt durch frische und echte Sprache und wahrhaft menschliche Gesinnung uns von der ersten bis zur letzten Zeile in den Bann. Er erzählt, drollig und ergreifend zugleich, die Geschichte der Neuen Bühne, die im Jahr 1920 von Münchener Arbeitern ins Leben gerufen wurde. Graf, der Dramaturg dieser Bühne war, läßt an uns eine seltene Fülle nicht alltäglicher Gestalten vorüberziehen, begeisterte, verschrobene, biedere, hohle, unglaublich komische, "wunderbare" Menschen, wie sie fast nur noch unter Arbeitern zu finden sind. Dieses Buch ist ein echtes Arbeiterbuch und wurde auch einem Arbeiter, dem Münchener Packträger Lorenz Erhart, gewidmet. Es ist rührend zu lesen, wie sich diese Arbeiter eine Organisation, eine Schicksalsgemeinschaft durch ihre Bühne schufen, für die sie ihre letzten Ersparnisse opferten, und es zeugt für das geistige Leben, das unter den Arbeitern herrscht, um das das gesamte Bürgertum sie beneiden muß. \diamond Ein Buch Erlebte Opernkunst von *Elisabeth Reibig* /Berlin, Oesterheld & Co./ stellt den lebenswürdigen Beitrag einer Dilettantin zur Geschichte der Berliner Staatsoper dar, die uns durch eine hingebungsvolle Kritik mit dem Schaffen einiger Künstler recht vertraut zu machen sucht. Das Urteil weicht freilich vom Konventionellen nicht sehr ab: Michael Bohnen und Delia Reinhardt werden bewundert, und auch die Werke selbst (*Carmen*) so aufgefaßt wie es allgemein hergebracht ist. Immerhin sei hervorgehoben, daß die Verfasserin doch auch für Josef Mann Verständnis hatte (ob sie die eigentliche Art dieses Unersetzlichen begriffen hat, bleibe dahingestellt), und daß sie ihr Buch der großen Künstlerin Barbara Kemp widmete. \diamond In der Reihe Wege zum Wissen /Berlin, Ullstein/ erschien ein Abriss Das moderne Theater von *Rudolf Frank*. Das Buch gibt einen umfassenden Überblick über alle Daseinsformen, die das Theater je gezeitigt hat, und entwickelt diese zahllosen Erscheinungsformen aus dem Spieltrieb des Menschen. Die theoretische Fundierung des Theaters, die uns über die Zufälligkeiten dieser "flüchtigen" Kunst hinwegführt, hebt das Buch über die üblichen billigen Einführungen hinaus und macht es durch seine lebendige Sprache und namentlich auch durch seine zeitkritischen Bemerkungen über Bühnen, Regisseure, Maler und Schauspieler zu einem wertvollen Nachschlagewerk, das man gern zur Hand nimmt.

KULTUR

Asienkolonisation / Herman Kranold

Seidenkultur etc. Der südindische Staat Mysore gehört zur Präsidentschaft Madras und liegt zwischen $11\frac{1}{2}$ und 15° nördlicher Breite. Die Fläche beträgt 76 400 Quadratkilometer, das heißt fast genau so viel wie die Bayerns einschließlich der Pfalz. Die Einwohnerzahl betrug 1921 5 979 000 Personen (Bayern 1925 7 380 000), die 6. Million dürfte jetzt aber reichlich voll sein. Die Dichtigkeit der Bevölkerung beträgt 78 auf den Quadratkilometer, 11 mehr als der Durchschnitt für ganz Britisch Indien und 19 weniger als die entsprechende Zahl für Bayern. (Gegenüber den europäischen Vorstellungen von der außerordentlichen Dichtigkeit der Bevölkerung in Indien ist diese Feststellung wichtig.) Hauptstadt ist Mysore mit 83 951 Einwohnern. Ferner enthält der Staat noch die Großstadt Bangalore mit 237 000 Einwohnern. Die übrigen Städte bleiben unter 50 000. Die Landbevölkerung sitzt zu 20 % in Gemeinde mit weniger als 150 Einwohnern, zu 55,6 % in solchen von 150 bis 300 Einwohnern, zu 17,4 % in solchen von 300 bis 450 Einwohnern. 94 % der Bevölkerung sind Hindus der Rasse und 92 % auch der Konfession nach. Die Mohammedaner machen 5,7 % aus; ihr Anteil ist also weit unter dem indischen Durchschnitt (22 %). Das spräche für wirtschaftliche Rückständigkeit der Bevölkerung. In diesem Fall aber trifft das nicht zu. Denn der Staat Mysore nimmt wirtschaftlich eine Sonderstellung ein, weil dort die Pflege von Maulbeerbäumen, die Zucht von Seidenraupen und die Gewinnung von Rohseide in erheblichem Umfang betrieben werden. Trotz der Berühmtheit, die indische Seide (es wird nicht alles solche sein, was sich so nennt) in Europa hat, ist nämlich die Seidenproduktion in diesem Land verhältnismäßig so gering, daß der letzte Band des *Statistical Abstract for India*, der von 1926, zwar die Einfuhr von Seide registriert, aber die Ausfuhr überhaupt nicht aufführt und auch keine Produktionszahlen gibt. Hübner-Juraschek und das Statistische Jahrbuch für das Deutsche Reich schweigen ebenfalls darüber. Dagegen gibt Oskar Kende (*Erde und Wirtschaft in Zahlen* /Hamburg, Hanseatische Verlagsanstalt/) für 1923 für ganz Indien einschließlich Französisch Indochina die Seidenausfuhr mit 96 Tonnen an, so daß die Produktion noch über dieser Zahl liegen müßte.

während die Weltproduktion im selben Jahr 30 300 Tonnen betrug. Für 1912 gibt Ernst Friedrich in Andrees Geographie des Welthandels /Wien, L. W. Seidel & Sohn/ 160 Tonnen einschließlich Kaschmir bei 26 740 Tonnen Weltproduktion an. Demgegenüber ist nun einem Referat des Leiters der Seidenbauabteilung der Regierung Mysore, N. Rama Rao, das im 3. Band der Enqueteprotokolle der Kommission über Landwirtschaft in Indien abgedruckt ist, zu entnehmen, daß allein in diesem Staat 200 000 Familien von der Seidenproduktion ganz oder teilweise leben, daß die mit Maulbeerbäumen bestandene Fläche etwa 20 000 Hektar ausmacht, und daß der jährliche Wert der produzierten Kokons etwa 17,5 Millionen Mark beträgt. Die dort gezogene Rasse der Seidenraupe ist sehr widerstandsfähig gegen Schäden und Krankheiten, die Seide ist von sehr guter Qualität, aber die Raupen wachsen langsam, und die Futtersnutzung im Verhältnis zum Seidenertrag ist der Menge nach schlecht. Hier liegt einer der wenigen Fälle vor, in denen das gerade in Indien so wichtige Problem der landwirtschaftlichen Nebenbeschäftigung in ökonomisch einigermaßen möglicher Weise gelöst ist. Während eines großen Teils des Jahres haben die Bauern keine Gelegenheit im eigenen Betrieb zu arbeiten. Und da sie mehr als 80 % der Bevölkerung ausmachen, so ist natürlich für sie die Gelegenheit in dieser Zeit anderswo zu arbeiten knapp. Sie wird dadurch noch weiter eingeschränkt, daß es in Indien mehr als anderswo Menschen in großer Anzahl gibt, die zwar auf dem Land und vom Ertrag der Landwirtschaft leben, aber nur zeitweise fähig sind Landarbeit zu leisten. Das zum Teil sehr heiße und feuchte Klima paart seine Wirkung mit den ungemein weit verbreiteten chronischen tropischen Fiebern, von denen in erster Linie, aber keineswegs als einziges, die Malaria zu nennen ist, ferner mit der weit verbreiteten Wurmkrankheit Ankylostomiasis. Offenbar spielt hierbei auch der chronische Vegetarismus und innerhalb seiner die Zusammensetzung der Kost aus besonders eiweißarmen Vegetabilien (Hirse, Reis) eine sehr verderbliche Rolle. Während des ganzen Winters und eines Teils der eigentlichen landwirtschaftlichen Produktionsperiode, aber auch an den Tagen, an denen sie auf dem Feld arbeiten, während des größern Teils der Tageslichtzeit, sitzen diese Menschen zu Millionen nichtstehend zu

Hause; sie sind zu entkräftet, als daß sie die Arbeitszeit auf dem Feld voll ausnutzen könnten. Zu Hause könnten sie etwas leisten und ihre elen le Lage dadurch etwas mildern, wenn sie leichte Nebenarbeit hätten. Die dicken Verhörstenogramme der genannten Kommission sind an vielen Stellen voll der zum Teil abenteuerlichsten Vorschläge zur Erfindung neuer Nebenbeschäftigungen, aber ebenso auch voll verächtlicher Skepsis gegenüber ihrer Durchführbarkeit. In dieser Hinsicht liegen nun in Mysore die Verhältnisse ganz anders als in Indien im allgemeinen. Der Grund ist eben die Seidenkultur.

Nach dem genannten Bericht Raos verhält sich die Sache etwa folgendermaßen: Seidenkultur beschäftigt jenen Teil der häuslichen Arbeitskräfte, der durch Gewohnheit oder Schwäche gehindert ist an der anstrengenden Feldarbeit teilzunehmen, und füllt außerdem jenen Teil der Arbeitszeit des Bauern aus, der infolge des Wirkens der Jahreszeiten ungenutzt bleibt. Dies ist moralisch und materiell ein vollkommener Gewinn, zumal der größte Teil der Seidenkultur in Mysore nur eine Ergänzung zur Landwirtschaft darstellt; sie wird hauptsächlich von Bauern betrieben, die in der Regel keine fremden Arbeitskräfte beschäftigen und der Zucht der Seidenraupen weder ausschließlich ihre Zeit noch besondern Raum im Haus widmen. Sie leben von selbst erzeugten Nahrungsmitteln; der Gewinn aus der Seidenkultur dient zur Bestreitung der Ausgaben für »Bekleidung und andere kleine Freuden des Lebens«. Allerdings haben sich in der Nähe der größeren Absatzorte für die Seide auch überall Fälle eingestellt, in denen die Seidenkultur Hauptbeschäftigung ist. Besonders da, wo sich der Boden für die Anpflanzung von Maulbeerbäumen besser als für andere Kulturen eignet, wo die Bevölkerung zu dicht ist, als daß sie der Boden bei der durchschnittlichen Ertragsfähigkeit der indischen Ackerbaus ernähren könnte, so daß es einer schnell Geld bringenden Kultur bedarf, die einen intensiven Arbeitsaufwand lohnend macht; ferner, wo die Nähe von Märkten nicht nur regelmäßigen Absatz von Rohseide sondern auch regelmäßigen Kleineinkauf von Lebensmitteln sicherstellt; schließlich, wo im Konkurrenzkampf um die Arbeitskräfte keine anderen Wirtschaftszweige als stärkere Wettbewerber gegenüber der Seidenkultur auftreten. Diese Hauptberufliche Seidenkultur ist aber ökonomisch viel

schwächer fundiert als die nebenberufliche, weil Preisschwankungen der Seide sie stärker treffen, zumal andere Produktionen als Maulbeerbaumpflege und Seidenraupenzucht immer mit diesen in Wettbewerb stehen und sie einengen. Der Züchter im Nebenberuf hat gewöhnlich 20 Ar Maulbeerpflanzung, auf denen er 6 Generationen Seidenraupen pro Jahr ernten kann. Etwa 2 davon gehen infolge schlechter Brut oder falscher Behandlung im Durchschnitt zugrunde. Dies allein zeigt schon, daß durch eine Verbesserung der Zuchtmethoden ohne weiteres der Ertrag um durchschnittlich 50 % jährlich gesteigert werden kann, daß sich also für das fördernde Wirken von Kolonisationsbehörden brauchbare Angriffspunkte bieten. Jede Generation braucht vom Ausschlüpfen bis zur Ernte der Kokons etwa 6 Wochen. Bei alledem wird von dieser Fläche doch ein Jahresgewinn von etwa 150 bis 200 Mark erzielt; ein Betrag, der weit über dem Durchschnitt bester indischer Böden (auch sehr vieler europäischer Böden) liegt, sich nur durch das Fehlen aller Betriebskosten und Lohnausgaben erklärt und, im Rahmen der kleinbäuerlichen Lebenshaltung in Indien betrachtet, geradezu enorm erscheint. Daraus erklärt es sich auch, daß die Bestrebungen zur Förderung dieser Kultur sehr lebhaft sind. Die Verwaltung hat vieles getan, um die Seidenkultur weiter auszudehnen und ihre Rentabilität noch zu fördern. 1913 wurde durch einen italienischen Sachverständigen eine Versuchsstation errichtet, die sich vor allem bestrebt krankheitsfreie Brut hervorzubringen. 1916 wurde der selbe Italiener, W. Mari, nochmals geholt, mußte aber des Krieges wegen bald in die Heimat zurückkehren; doch hatte er einen Arbeitsplan aufgestellt, der nun eingehalten wurde. 1920 wurden noch 2 japanische Sachverständige, M. Yonemura und E. Sato, herangezogen, und zugleich wurden mehrere Beamte zur Ausbildung nach Europa und Japan geschickt, die dann später an die Stelle der beiden Japaner traten. Als Ursache früherer Rückschläge fand man schlechte Brut, falsche Arten der Pflege und des Haspeln der Kokonfäden, ungenügende Handelsgewandtheit der Züchter. Die Ergebnisse der Ausarbeitung besserer Methoden für all dies wurden systematisch popularisiert. Von 1919 bis 1926 wurden 359 Personen gründlich ausgebildet, die nun ihr neues Wissen und Können der übrigen seidenzuchtenden Bevölkerung, zum größten Teil auf ge-

nossenschaftlichem Weg arbeitend, weiter mitteilen. Der Erfolg ließ nicht auf sich warten. 1915-1916 betrug der Wert der aus Mysore exportierten Seide und des Abfalls 5,3 Millionen Mark, 1922-1923 war er bereits auf 17,5 Millionen Mark gestiegen. Demonstrationen der Versuchsergebnisse auf dem Land der Bauern selbst, kurzfristige Darlehen, Organisation des Genossenschaftswesens mit Staatshilfe taten das ihre zu diesem Erfolg. Dazu soll noch eine Kühlanlage für zunächst nicht abgehaspelte Kokons gebaut werden, und es sollen Standardisierung, Anpassung der Seide an die besonderen Bedürfnisse der indischen Seidenweberei, gesetzliche Bekämpfung der Seuchen, denen Seidenraupen ausgesetzt sind, und Zollschutz hinzukommen. Nach Rao hat sich die Lage entscheidend gebessert. Und so sind angesichts des steigenden Wohlstands der Welt und der sich daraus immer stärker ergebenden Neigung zum Seidenverbrauch die Aussichten gut.

Es zeigt sich auch hier, daß die britische Kolonialverwaltung, an der gerade in diesen wirtschaftlich-technischen Fragen schon viele Inder, wie Rao selbst, maßgebend mitarbeiten, es versteht überall Ansätze zu produktiverer Wirtschaftsgestaltung zu suchen, zu finden und durchzugestalten. Und dabei erweist sich die Heranziehung der Selbsttätigkeit der Kolonialvölker in Gestalt des Ausbaus ihrer Selbstverwaltung und ihres Genossenschaftswesens besonders fruchtbar.

Brasilien

Soweit der auswärtige Handel in Frage kommt, beruht die brasilianische Wirtschaft in der Hauptsache auf der Kaffeeproduktion. Bringt sie gute Erträge, so ist das Land kaufkräftig und kann Kapitalgüter zur weiteren Entfaltung seiner wirtschaftlichen Kräfte einführen. Liegt dagegen der Kaffeeabsatz darnieder, so kommt es sofort in Zahlungsschwierigkeiten. Allein im Staat Sao Paulo ist ungefähr eine Milliarde Kaffeebäume vorhanden. Diese werden jetzt zum größten Teil ungedüngt kultiviert und liefern infolgedessen niedrige Erträge, während sie bei einer hinreichenden Düngung den ganzen Weltkonsum an Kaffee (25 Millionen Sack jährlich) allein mehr als decken könnten. Die mit Kaffeebäumen bestandenen Böden zeigen deutliche Zeichen der Erschöpfung. Früher rechnete man auf eine mittlere Ernte 3500, auf eine gute Ernte 6000 englische Pfund Kaffee auf 1000 Bäume. Im Jahr 1923-1924 aber wurden durch-

schnittlich nur 1450 Pfund auf 1000 Bäume geerntet. In diesem ungeheuren Abfall der Ernteerträge kommt die schnell fortschreitende Erschöpfung des Bodens an Nährstoffen klar zum Ausdruck. Aber ihr entgegenzuwirken ist kaum möglich; denn die Preise für Dungstoffe (440 Mark pro Tonne 46prozentigen Superphosphats) sind nicht zu erschwingen. Zur Wiederherstellung der alten Produktionskraft wären auf je 1000 Bäume 200 Kilo Superphosphat und 100 Kilo Stickstoffdünger jährlich erforderlich. Im ganzen käme dadurch der Bedarf des Staates Sao Paulo auf 100 000 Tonnen Stickstoffdünger und 200 000 Tonnen Phosphate jährlich. Da aber der Kaffeemarkt der Welt bei den heutigen sehr hohen Preisen mit Ware überbeschickt ist (die Preise werden nur durch Valorisation aufrechterhalten), wäre bei einer ausreichenden Düngung die zusätzlich anfallende Kaffeemenge nur bei wesentlich gesenkten Preisen, das heißt bei ganz niedrigem Preis des Kunstdüngers, unterzubringen. Der Staat Sao Paulo subventioniert daher in seiner Hauptstadt eine Gesellschaft, die mit Hilfe von Wasserkraft Kunstdünger in Gestalt synthetischen Ammoniaks herstellen will. Man plant sogar aus Staatsmitteln der Gesellschaft eine niedrig verzinsliche Anleihe zu geben. Die Gesellschaft will zunächst Anlagen für eine jährliche Produktion von 75 000 Tonnen schaffen und sowohl Stickstoff wie Phosphordünger herstellen. Als Verkaufspreis sind 180 Mark pro Tonne in Aussicht genommen. Die rohen Phosphate, die zur Verarbeitung erforderlich sind, sind in Brasilien selbst in ausreichender Menge zu haben. Für den Stickstoffdünger sind besondere Rohstoffe nicht erforderlich; der Stickstoff der Luft dient als Hauptmaterial.

Informationsmittel

Einen sehr interessanten *Leitfaden* für die Studenten der Freien Universität Brüssel, die Neigung haben eine koloniale Laufbahn einzuschlagen, gab das Universitätskomitee für koloniale Propaganda heraus (Aux étudiants /Bruxelles, Imprimerie Médicale et Scientifique/). Man sieht daraus, daß zum Beispiel in der belgischen Kongokolonie den juristischen höheren Beamten Jahresgehälter von 39 000 bis 120 000 belgischen Francs gezahlt werden, daß die Jahresterblichkeit der Europäer in der Kongokolonie von 7 bis 8 auf 1½ % zurückgegangen ist (Deutschland 1925 1,19 %, also nicht viel weniger); für ein tropisches Gebiet erstaunlich wenig.

Kurze Chronik Für 1929 war in Paris eine *Internationale Kolonialausstellung* geplant. Sie wird aber voraussichtlich erst im Jahre 1931 stattfinden können, weil 1928 in London eine Kolonialausstellung vorgesehen ist, und weil bis 1929 die Untergrundbahn bis zum Ausstellungsgebäude nicht fertiggestellt sein kann. < S. r. Langen sollte in Palästina ein Kanal für die Ausgebaut werden; doch ist die Arbeit immer wieder unterbrochen. Jetzt heißt es, daß das Projekt ganz sicher im Lauf des Jahres 1928 durchgeführt werden wird. < Das Wasser des *Titicacasees* soll nach einem neuen Plan durch die bolivianischen Provinzen La Paz und Oruro nach der chilenischen Grenzstadt Ollagua in einem Kanal von ungefähr 1000 Kilometer Länge geführt werden. Dieser Kanal würde dem Gütertransport und der Bewässerung großer Flächen dienen. Allein in der chilenischen Provinz Antofagasta würden etwa 30 000 Hektar kulturfähig werden. Die Kosten schätzt man auf 80 Millionen Mark.

Literatur

Die hier bereits in der Rundschau Innenkolonisation (1927 I Seite 424) angezeigte Schrift *Wolf von Zanthiers Neue Kolonialpolitik* /Berlin, Verlag Die Brücke zur Heimat/ schlägt vor die Überlastung Deutschlands mit Menschen durch systematische Förderung der Auswanderung in überseeische Kolonialgebiete zu beseitigen. Sie geht dabei von der Voraussetzung aus, daß es »möglich ist in Südbrasilien mit 3000 bis 4000 Mark eine Siedlerexistenz zu schaffen. In Argentinien gehört etwas mehr dazu.« Die Beträge, zu denen auch die Übersiedelungskosten zu rechnen wären, sind aber viel höher; deshalb ist die Folgerung, daß diese Methode der Entlastung der »übervölkerten« Heimat billiger wäre als Innenkolonisation, falsch. Der Verfasser meint, wir sollten die Überweisung von Teilen Portugiesisch Afrikas, wenn auch unter britischer Oberherrschaft, anstreben. Der eingeborene westafrikanische Bauer brauche den europäischen Plantagengroßbetrieb als »Muster für wirtschaftliche und technische Verbesserungen«. Vor allem müsse »jetzt der Ruf von allen Bevölkerungsgruppen und Wirtschaftskreisen Deutschlands ertönen: Gebt uns unsere Kolonien zurück!«. Ja, wenn es damit gemacht wäre. Von den außenpolitischen Voraussetzungen neuer deutscher Außenkolonisation pflegen unsere Kolonialpropagandisten wenig zu wissen.

Verkehr / Otto Schmidt

Transozeanflug Nach Lindbergh und Chamberlin ist es dann auch als Drittem dem Nordpolüberflieger Richard Byrd gelungen den Atlantischen Ozean von Amerika aus zu überqueren. Wie Chamberlins Flug entbehrte jedoch auch die Byrdsche Atlantiküberquerung nicht einer gewissen Tragik. Nach 43stündigem Flug, bei dem er allem Anschein nach mehrmals über Paris gekreuzt hatte, mußte Byrd, da der Benzinvorrat erschöpft war, an der normannischen Küste des Armelkanals notlanden und somit den öffentlichen Abschluß seiner Fahrt preisgeben. Der Grund zu dieser, für die Flieger noch glücklich verlaufenen Notlandung auf dem Meer dicht an der Küste lag vor allem in den ungünstigen Wetterverhältnissen, die während der Flugzeit über Frankreich herrschten und das Land den Blicken der Flieger durch eine dichte Nebelwand entzogen. Der Byrdsche Flug unterschied sich von seinen beiden Vorgängern dadurch, daß er auch in seinen Vorbereitungen durchaus als ein Verkehrsflug geplant war. Es befanden sich 4 Personen an Bord, und das Flugzeug war mit 3 Motoren und einer Funkeinrichtung ausgerüstet. Allerdings haben sowohl Funkeinrichtung wie Orientierung auf dem Festland versagt, diese auch dadurch, daß es gar nicht möglich war den Fliegern den Landungsplatz durch Beleuchtung anzuzeigen. Auf die Beseitigung aller dieser Mängel wird daher in Zukunft das Hauptaugenmerk gerichtet werden müssen, und die Erfahrungen des Chamberlinschen und Byrdschen Flugs werden hierzu wichtige Unterlagen bieten.

Nach dem Byrdschen Flug trat eine gewisse Ruhe in dem Wettbewerb der Nationen in der Ozeanüberquerung ein. Das Ziel hatte sich nun auch insofern geändert, als die Hauptaufgabe jetzt in der Überfliegung des Atlantischen Ozeans von Europa aus gesehen wurde. Erst nachdem dies gelungen ist, und die Möglichkeit besteht auch diese Route mit einiger Sicherheit zu befahren, wird der interkontinentale Flugzeugverkehr seiner Verwirklichung eine Etappe näher gerückt sein. Um den Ruhm des Europa-Amerika-Flugs bewarben sich Vertreter aller Nationen, und der Wagemut wurde durch beträchtliche Preise angespornt. Es ist bedauerlich, daß die kühne und begeisterte Arbeit an der Ausführung dieses Plans zum Teil durch einen wenig schönen Streit unter den einzelnen Piloten und ihren Managern getrübt wurde.

Mitte Oktober überflog der französische Langstreckenflieger Richard Costes zusammen mit Gaston Le Brix den Atlantischen Ozean von der westafrikanischen Küste (Senegal) nach Brasilien (Port Natal). Die Strecke Paris-Senegambien haben die Franzosen gleichfalls ohne Zwischenlandung durchgeführt, und sie erreichten Brasilien am 5. Tag nach ihrem Abflug von Paris. So ist den Franzosen die Pionierleistung der Ost-West-Überquerung des Atlantischen Ozeans glücklich, wodurch das Urteil des Generals Mitchell über die französische Fliegerei (siehe die Rundschau Technik, in diesem Band Seite 867) erneut bestätigt wurde. Auf der weniger günstigen nördlichen Flugroute wurde eine weitere Reihe von Versuchen englischer und amerikanischer Piloten unternommen, mit teilweise völlig unzureichenden Maschinen, so daß sie vielfach Menschenleben erforderten, genau wie der erste Flug Nungesser-Coli, der dem Transozeanflug die Bahn brach, den Pionieren aber selber den Tod brachte. Da die Ozeanüberquerung vielfach zu einer reinen Sensationsangelegenheit gemacht worden ist (auch Frauen in eleganter Straßenkleidung mit Schminkkasten wollten nicht zurückstehen), will man in Amerika, gewarnt durch die Mißerfolge der letzten Flüge, Ozeanüberquerungen in unzulänglichen Maschinen überhaupt verbieten.

Erfreulich war die Sachlichkeit und Planmäßigkeit, mit der die deutschen Flugzeugwerke an den Ozeanflug herangingen. Bei den Vorarbeiten gelang es den Piloten Johannes Ristics und Cornelius Edzard am 5. August mit einer Maschine der Junkerswerke von Chamberlin errungenen Dauerflugweltrekord zu brechen und auf 52 Stunden 11 Minuten 8 Sekunden zu treiben. Nachdem somit die Bewährung der deutschen Maschinen klar war, entschlossen sich die Junkerswerke in Dessau zusammen mit dem Norddeutschen Lloyd den Ozeanflug mit 2 Flugzeugen zu wagen. Nach einer durch ungünstiges Wetter bedingten Verzögerung starteten die beiden mit je 3 Personen besetzten Flugzeuge endlich, mußten jedoch infolge orkanartiger Wetterverhältnisse über der Nordsee und dem Ozean schon nach wenigen Stunden den Flug aufgeben. Die eine Maschine landete in Bremen, während es der andern gelang Dessau unversehrt wieder zu erreichen. Ganz ähnlich erging es den französischen Piloten, die gleichfalls umkehren mußten.

Auch Otto Könnecke, der von Köln aus fliegen wollte, hat diese Absicht

vorläufig aufgegeben. Nach dem Norddeutschen Lloyd versuchte die Hamburg-Amerika-Linie den Transozeanflug zu meistern, und zwar von den Azoren aus. Nach wochenlangem Warten auf günstiges Flugwetter und sonstigen widrigen Zwischenfällen stürzte die Maschine jedoch ab und ging verloren, zum Glück, ohne daß die Piloten Schaden nahmen. Es ist nicht zu verhehlen, daß es den Schifffahrtsgesellschaften bei dem Transozeanflug nicht so sehr auf die Durchführung des Flugs im europäischen Interesse als vielmehr um die Vorrherrschaft im transatlantischen Passagierverkehr ankam. Der nun wieder mißglückte Versuch wird hoffentlich auch den Schifffahrtsgesellschaften gezeigt haben, daß die Ozeanüberquerung nicht zu einer Sache nationalen Prestiges gemacht werden kann, sondern vor allem, soweit der Flug von Europa nach Amerika in Betracht kommt, eine rein kontinentale Angelegenheit ist und auf der andern Seite eine große Erfahrung im Flugverkehr und in navigatorischer Hinsicht sowie einen hohen Grad technischer Vervollkommnung der Maschinen erfordert. Die Flugzeugtechnik dürfte im nächsten Jahr so weit vorgeschritten sein, daß sie für den Transozeanflug geeignete Maschinen und vor allem betriebssichere Motore zur Verfügung stellt; nicht der Mut, sondern die Sicherheit wird den Ausschlag geben.

In Amerika hat jetzt ein Wettrennen um einen Dauerflug von San Francisco nach Honolulu begonnen. Nachdem der 1., 1925 von 3 amerikanischen Marineflugzeugen aufgenommene Honoluluflug gescheitert war, gelang es Ende Juni 2 Militärfliegern die 4100 Kilometer lange Strecke in 25 Stunden 51 Minuten auf einem Fokkereindecker zu durchfliegen. Mitte August haben 7 Flugzeuge sich auf diese Strecke begeben, wovon 2 das Ziel erreichten, 3 Flugzeuge gingen verloren, und die amerikanische Presse bezeichnet mit Recht das Opfer von 7 Menschenleben als einen zu hohen Preis für derartige rein sportliche Wettflüge.

Deutsche Reichsbahn

In dieser Rundschau wurde oft eine Reform des Vierklassensystems bei der Deutschen Reichsbahn gefordert. Nunmehr hat sich auch der Internationale Reichsbahnkommissar in seinem letzten Bericht an die Reparationskommission mit dieser Frage beschäftigt und sehr deutlich darauf hingewiesen, daß die Abwanderung zu den billigen Klassen auch

1926 weiterhin zugenommen hat. So wurden 1926 in der 4. Klasse 62,06 % aller Reisenden gegen 50,29 % im Jahr 1913 und in der 3. Klasse 32,99 % gegen 41,99 % 1913 befördert. Der Anteil der 2. Klasse ist von 7,59 % im Jahr 1913 auf 4,91 % zurückgegangen, der der 1. Klasse von 0,13 % im Jahr 1913 auf 0,04 %. Mit Recht sagt daher der Kommissar: »Man wird wohl eines Tages an eine Reform der deutschen Wagenklasseneinheiten heranzutreten haben und die Zahl der Wagenklassen auf 3, vielleicht gar auf 2 einschränken, indem man die 1. Klasse, die gegenwärtig sehr schlecht und nur in den internationalen Zügen benutzt wird, durch Salonplätze ersetzt.« Der Kommissar betont auch noch, daß die 4. Klasse nur in Deutschland und Polen zu finden sei. Nachdem man sich somit von den verschiedensten Seiten kritisch mit dem Vierklassensystem der Reichsbahn befaßt hat, liegt nunmehr auch eine Äußerung aus den Kreisen der Reichsbahn zu dieser Frage vor. Das Mitglied der Reichsbahnhauptverwaltung Theodor Kittel tritt in der Verkehrstechnischen Woche für eine Verschmelzung der 2. mit der 3. Klasse der Personenzüge ein. Eine Zusammenziehung der 3. und 4. Klasse zu einer neuen Holzklasse wird als nicht gangbar bezeichnet. Die neue, aus der 2. und 3. Klasse entstehende Einheitsklasse müsse jedoch, da die Reichsbahn unter keinen Umständen einen Einnahmeausfall ertragen könne, Tarifsätze erhalten, die um etwa 6 % über den heutigen Sätzen der 3. Klasse liegen. Dafür sollte die neue Einheitsklasse eine Polsterung erhalten. Kittel empfiehlt weiter einen Ausbau der beschleunigten Personenzüge, deren Tarifsätze zwischen denen der Schnellzüge und Personenzüge liegen sollten. So sehr es an sich zu begrüßen ist, daß von Reichsbahseite zum erstenmal die Zweckmäßigkeit eines Zweiklassensystems anerkannt wird, so verwunderlich erscheint die Verbindung einer derartigen Betriebsänderung mit einer Tarifierhöhung. Die Ersparnisse durch die Zusammenziehung der 2. und 3. Klasse der Personenzüge und bei der Zuförderung sowie der Aufstellungen, Fahrkarten- und Werkstattdienstleistungen, so erheblich, daß sie den Verlust der Einnahme aus der 2. Klasse (die im übrigen nur scheinbar ist, da die Betriebskosten für die 2. Klasse Personenzüge heute hinter den Einnahmen um etwa 30 Millionen jährlich zurückbleiben) aufwögen. Mandat für die Zusammenziehung nicht mit Tarifierhöhung verbunden.

Vom 1. Oktober ab hat die Deutsche Reichsbahn mit der Deutschen Lufthansa einen *Flugeisenbahnverkehr* eingerichtet, der einen direkten Übergang der Frachtsendungen von dem einen zum andern Beförderungsmittel ermöglicht.

Die Reichsbahn hat nunmehr den 4gleisigen Ausbau der Strecke Dortmund-Köln sowie weitere wesentliche Neubauten und Verkehrsverbesserungen im *rheinisch-westfälischen Industriegebiet* beschlossen. Damit dürfte sich eine elektrische Schnellbahn Köln-Dortmund, wie sie von den rheinisch-westfälischen Industriestädten geplant worden ist (siehe diese Rundschau, 1927 I Seite 251 und folgende) erübrigen.

Anfang August richtete die Reichsbahngesellschaft eine *Automobillinie* Leipzig-Berlin ein, um der Konkurrenz der Kraftverkehrsgesellschaften zu begegnen.

Am 23. Juli eröffnete die Deutsche Reichsbahn das erste *Reichsbahnhotel* im Stuttgarter Hauptbahnhof. Es besitzt direkte Zugänge vom Kopfbahnsteig.

Hygiene und Verkehr Henry Ford stellt in seinem Buch *Das große Heute, das größere Morgen* /Leipzig,

Paul List/ bei der Besprechung der Rationalisierung seiner Betriebe an einer Stelle fest, daß, wo zu viel Verkehr ist, etwas nicht in Ordnung sein muß. Diese These ist von vielen Städtebauern auch mit Recht auf den Massenverkehr der Großstädte angewendet worden, und man hat versucht durch die städtebauliche Gestaltung ungesunde Verkehrsverhältnisse, wie sie in allen Weltstädten vorhanden sind, zu verhindern. Welche Vergeudung an Menschenkraft und Zeit im Großstadtverkehr an der Tagesordnung ist, zeigen die Zahlen, die ein Hygieniker, Ernst Friedberger, vom Forschungsinstitut für Hygiene und Immunitätslehre in Berlin in der Deutschen Medizinischen Wochenschrift vom 4. November 1927 mitteilte. Danach verfahren die erwerbstätigen Berliner (2,2 Millionen Personen) jährlich 6¼ % der Zeit, die sie für die Arbeit aufwenden. Im Jahr gehen auf diese Weise 37,5 Millionen Arbeitstage verloren, oder der Berliner Erwerbstätige wendet bei einem durchschnittlichen Alter von 46 Jahren in den 30 Jahren seiner Arbeitstätigkeit etwa 562 Arbeitstage, das sind fast 2 Arbeitsjahre für den Weg von und zu der Arbeitsstätte auf. Der durchschnittliche Weg der Fahrgäste beträgt auf den Berliner Stadt-, Ring- und Vorortbahnen pro Fahrt 11,1 Kilometer, auf den Hamburger Vorortbahnen 8,5 Kilometer, das sind pro

Tag 17 bis 22 Kilometer Eisenbahnfahrt. Wie viel Zeit, Kraft und Gesundheit könnten gespart werden, wenn es möglich wäre in der Großstadt Arbeits- und Wohnstätte möglichst dicht neben einander anzuordnen. In der Lösung dieser Frage liegt die eigentliche Hauptaufgabe des modernen Städtebaus. Mit dem übernommenen alten Schema "Hier City, dort Wohngegend" kommt man heute nicht mehr weiter.

Solange weite Verkehrswege zu und von der Arbeitsstätte notwendig sind, und man für einen Teil des Tages auf die öffentlichen Verkehrsmittel angewiesen ist, muß man selbstverständlich eine technisch und hygienisch einwandfreie Ausstattung dieser Fahrzeuge fordern. Mit Recht stellt Friedberger fest, daß hier teilweise grundlegende Anforderungen nicht erfüllt werden. Abgesehen von der schlechten Lüftung steht es in den Berliner Verkehrsmitteln besonders schlimm um die Beleuchtung in den Morgen- und Abendstunden. Sie ist meistens nicht ausreichend, um ein einwandfreies Lesen zu ermöglichen. Genaue Untersuchungen haben ergeben, daß besonders die Beleuchtung in den Autoomnibussen unzureichend ist. Das gleiche gilt für eine Reihe von Untergrundbahnhöfen, wo die Helligkeit häufig nur ein Viertel oder ein Fünftel der erforderlichen Lichtstärke aufweist. Erst die neueren Untergrundbahnhöfe und neuen Untergrundbahnwagen bringen hier eine Verbesserung. Am schlechtesten ist die Beleuchtung zweifellos in der Stadt- und Ringbahn, desgleichen auf allen Berliner Eisenbahnhöfen, die vielfach geradezu in Dunkelheit gehüllt sind. Schon aus den Gründen der Verkehrswerbung sollte die Reichsbahn ihre Bahnhöfe und Wagen genügend beleuchten. Im Interesse der arbeitenden Bevölkerung ist ferner allgemein in der Ausstattung der großstädtischen Verkehrsmittel und Verkehrsanlagen eine genügende Berücksichtigung aller hygienischen Anforderungen unerlässlich.

Totenliste In Brüssel starb am 29. Mai der Straßenbahndirektor *Henry Géron*, im Alter von 78 Jahren. Géron, der lange Zeit als Straßenbahndirektor in Köln und dann als Vorstandsmitglied der Chemins de Fer Secondaires in Brüssel für die umfangreichen Unternehmungen dieser Gesellschaft wirkte, gehört zu den Pionieren des Straßenbahnwesens. Er hat sich besonders auch um die internationale Zusammenarbeit im europäischen Verkehrswesen bemüht.

Im Juni starb in Zürich der langjährige Direktor und Erbauer der Rhätischen Eisenbahnen *Achilles Schucan*, im Alter von 83 Jahren.

Am 26. Juni starb in Dresden, im Alter von 70 Jahren, *Karl Pietzsch*, lange Jahre Vortragender Rat im Sächsischen Finanzministerium und Direktor der Sächsischen Straßenbauverwaltung. In dieser Stellung hat er sich um den Ausbau der Staatsstraßen sowie um die Förderung der Wasserstraßen Sachsens verdient gemacht.

Der deutsche Flieger *Paul Bäumer*, ein geborener Duisburger, der sich im Weltkrieg als Jagdflieger auszeichnete und einer der besten deutschen Kunstflieger war, verunglückte tödlich am 15. Juli durch einen Absturz aus 3000 Meter Höhe in den Sund. Hamburg ehrte den Flieger dadurch, daß es ihn auf öffentliche Kosten beisetzen ließ.

In Graz starb Anfang August der außerordentliche Professor für Straßen- und Eisenbahnbau an der Grazer Technischen Hochschule *Theodor Schenkel*, 67 Jahre alt. Er hat eine große Anzahl von Straßenbauten ausgeführt.

Mitte August starb in Wien, 83 Jahre alt, der frühere österreichische Eisenbahnminister *Ludwig Wrba*. Er hatte hervorragenden Anteil an der Entwicklung des österreichischen Eisenbahnwesens, bereitete auch die Neuorganisation der Staatsbahnen Österreichs vor.

Bald nach Vollendung seines 70. Lebensjahrs starb in Wiesbaden am 13. September der Professor an der Technischen Hochschule Berlin *Franz Baltzer*. Seine Tätigkeit erstreckte sich sowohl auf den Eisenbahn- und Bahnhofsbau wie auch auf den Hochbau. Er war beim Bau der Berliner Stadtbahn und des Kölner Bahnhofs beteiligt, war nach ausgedehnten Studienreisen, die ihn nach den Vereinigten Staaten, Japan, Afrika usw. führten, in Tokio Berater für den Eisenbahnbau und leitete im Auftrag des Reichskolonialamts den Bau von Bahnen und Brücken in Afrika. Er hat wertvolle Arbeiten, so über das ostasiatische Verkehrswesen, veröffentlicht.

Am 5. Dezember starb der frühere Hotelbesitzer *Heinrich Südekum*, 92 Jahre alt. Er war es, der das erste große Hotel in Harzburg baute, und er hat für den Fremdenverkehr im Harz viel getan. Sein Sohn, *Albert Südekum*, war lange Jahre sozialdemokratischer Reichstagsabgeordneter; die Leser der Sozialistischen Monatshefte kennen ihn noch besonders aus seinen in dieser Zeitschrift veröffentlichten Arbeiten.

Kurze Chronik Zur Hebung des deutschen Verkehrswesens hat sich die *Reichsarbeitsgemeinschaft für deutsche Verkehrsförderung* gebildet, der unter anderen der Bund deutscher Verkehrsvereine, die Hotelierverbände, die Bädervereinigungen, die Hamburg-Amerika-Linie der Norddeutsche Lloyd und die Deutsche Lufthansa angehören. Die Leitung der neuen Arbeitsgemeinschaft hat der frühere Reichsverkehrsminister *Erich Krohne* übernommen. ◊ In der Handelshochschule Berlin soll ein besonderes *Forschungsinstitut für Verkehrswissenschaft* gegründet werden, zu dem vom Magistrat Berlin jährlich 45 000 Mark bewilligt worden sind. Man hofft, daß die Vorlesungen des neuen Instituts bereits mit dem Sommersemester 1928 beginnen können. 3 neue ordentliche Professuren sollen geschaffen werden, die ein Volkswirtschaftler, ein Betriebswirtschaftler und ein Fremdenverkehrsfachmann erhalten sollen. ◊ Am 10. September wurde die *Schnellstraßenbahn Nürnberg-Fürth* eröffnet, die auf die Strecke der ältesten deutschen Eisenbahn, der Ludwigseisenbahn, verlegt worden ist. Die Ludwigseisenbahn war am 7. September 1835 in Betrieb gesetzt worden, wurde wegen Unwirtschaftlichkeit aber während der Inflationszeit stillgelegt. ◊ Am 4. Oktober wurde in Ruysselede in Belgien die *erste belgische Funkstation* eröffnet, die Belgien zunächst mit Nordamerika und der Kongokolonie, später mit Südamerika und dem Fernen Osten verbinden soll. Sie ist mit den neuesten Apparaten ausgestattet. ◊ In Island will man im Frühjahr 1929 mit dem Bau der ersten Eisenbahn beginnen. Sie soll eine Länge von etwa 80 Kilometer haben; die Kosten werden auf zirka 2 Millionen Mark berechnet. Die Arbeiten sollen bis zum 1. Juli 1933 beendet sein. ◊ Am 26. Oktober sank etwa 130 Seemeilen südöstlich von Bahia das der Navigazione Generale Italiana gehörende Auswandererschiff *Principessa Mafalda*. Vor den rund 1200 an Bord befindlichen Personen fanden 320 den Tod in den Wellen. Der Untergang des 9200 Tonnen verdrängenden Dampfers ist auf einen Schraubenbruch zurückzuführen, durch den das Schiff leck wurde. Der technische Zustand des Dampfers scheint allerdings nicht den Anforderungen entsprochen zu haben, die man an einen modernen Amerikafahrer stellen muß. ◊ Vom 15. bis zum 30. Oktober fand in Gelsenkirchen eine *Ausstellung für Verkehr und Polizei* statt, die ein Bild der Entwicklung des

Verkehrswesens im Rheinisch-Westfälischen Industriegebiet gab. ◊ Zum Nachfolger Wilhelm Cauers auf dem Lehrstuhl für Eisenbahnwesen an der Berliner Technischen Hochschule wurde *Friedrich Helm*, Direktor des Vereins deutscher Straßenbahnen, Kleinbahnen und Privateisenbahnen, bestimmt. ◊ Der Privatdozent *Louis Jänecke*, bisher Mitglied der Reichsbahndirektion Berlin, der an den Vorarbeiten für die Elektrifizierung der Berliner Stadtbahn maßgebend beteiligt war, hat die Professur für Eisenbahnwesen an der Technischen Hochschule Breslau übernommen. ◊ Am 30. Oktober wurde dem Vorkämpfer für ein einheitliches deutsches Eisenbahnwesen *Friedrich List* in Leipzig ein Denkmal geweiht. Bei einer Einweihungsfeier entrollte Kurt Wiedenfeld ein Bild der Verdienste Lists um seine Heimat Sachsen und ganz Deutschland. Das Denkmal, ein Werk des Leipziger Bildhauers Adolf Lehnert, stellt neben List auch Gustav Harkort, seinen Mitarbeiter, dar.

EINZELNES

Neuerscheinungen

Reisebücher An eine Art Reisebeschreibung anschließend gibt *Carl W. Neumann* in seinem Buch *Das Geheimnis des Nils*, das *Karl Mühlmeister* mit 4 farbigen Bildern versehen hat /Stuttgart, K. Thienemann/ einen Überblick über die Kulturgeschichte des Nilgebiets, speziell des Obernils. Auch erzählt er von den Abenteuern, die sich an die Entdeckung der Nilquellen anschlossen. Es ist sicher eine gute Methode solche Kulturzentren unter Zusammenfassung von Geographie und Geschichte den Kindern nahezubringen, zumal der Verfasser sich mit Leidenschaft mit der Gegend und ihren Schicksalen verbunden fühlt. Das Buch ist unbedingt sehr zu empfehlen, nur ist leider die Schreibweise etwas überladen. Die Bilder sind gut und phantasieanregend. Der selbe Autor hat auch das Interessanteste der Reisetudien *Alfred Edmund Brehms*, die sonst einzeln erschienen waren, in einem Band zusammengestellt, dem gleichfalls 4 Bilder Mühlmeisters beigegeben sind (Aus allen Zonen /Stuttgart, K. Thienemann/). Brehmsieht die ganze Tierwelt einfach und gesund. Da ist nichts von Romantik dabei; das Interesse an den Sachlichkeiten steht dazu viel zu sehr im Vordergrund. Allein die Fachkenntnis gibt der Anschauung schon einen weitem Horizont.

Neumann gibt die Aufsätze in der ursprünglichen Form wieder und wehrt sich gegen eine Modernisierung der etwas altmodisch erscheinenden Schreibweise. Lisbeth Stern

Tierbücher Die Tierbücher *Svend Fleurons* (Die gefesselte Wildnis, aus dem Dänischen übersetzt von Thyra Jakstein-Dohrenburg, mit einer Einbandzeichnung *Eduard Eges* /Jena, Eugen Diederichs/) und *L. Pergauds* (Mart und Margot, aus dem Französischen übersetzt von Adolf Heilborn, mit Illustrationen von *A. Dahle* /Berlin, Deutsches Verlagshaus Bong & Co./) geben Tiergeschichten in einem neuen Sinn. Da ist nichts von Vermenschlichung dabei, auch nichts von Moralisieren oder von Romantik. Als furchtbar hart ist ihr Leben gesehen, und man bekommt beinahe den Eindruck, als wenn das Gefüge der lebendigen Natur in erster Reihe auf diesem harten Kampf beruht. Ständig auf der Hut vor Gefahr, hier in der Defensive, dort im Angriff und nur sehr vereinzelt wirkliche Ruhe und Entspannung. Aber diese Anspannung der Kräfte ist offenbar gerade der Born, aus dem sich die Nerven, die Muskeln und Gelenke immer neu ihre Kraft holen. Das Buch *Fleurons* geht in der Haupttendenz darauf hinaus, daß, wenn im Zoologischen Garten die Kräfte der Tiere außer Funktion gesetzt sind, die Langeweile ihre Konstitution allmählich vollständig ruinieren muß. Was die Schreibweise beider Bücher anlangt, so sind die Worte etwas zu groß und voll genommen; die »Grausamkeit« der Tiere, von der *Pergaud* spricht, muß doch wohl ein etwas anderes Gesicht haben als unsere. Lisbeth Stern

Rätsel Wer? Wie? Was? nennt *Gustav Kafka* ein Büchlein mit allen Arten von Rätseln /Halberstadt, H. Meyer/. Das Verzeichnis weist 9 verschiedene Rätselgattungen auf, nur Silben- und Kreuzworträtsel, gegen die sich der Verfasser im Vorwort zornig wendet, sind verbannt. Damit das Versätseln seinen eigenen Reiz hat, bedarf es eines feinen Sprachgefühls und dichterischer Phantasie, die an diesen Rätseln vermißt wird; sie machen mehr den Eindruck durchaus geschickter logischer Konstruktionen. Daß die Auflösungen nicht beigegeben sind, ist zu loben; so behält das Büchlein für Leute, die Lust am Rätselraten haben, längere Zeit hindurch seinen Reiz. Und leicht hat Kafka es den Ratern nicht gemacht. Georg Stern